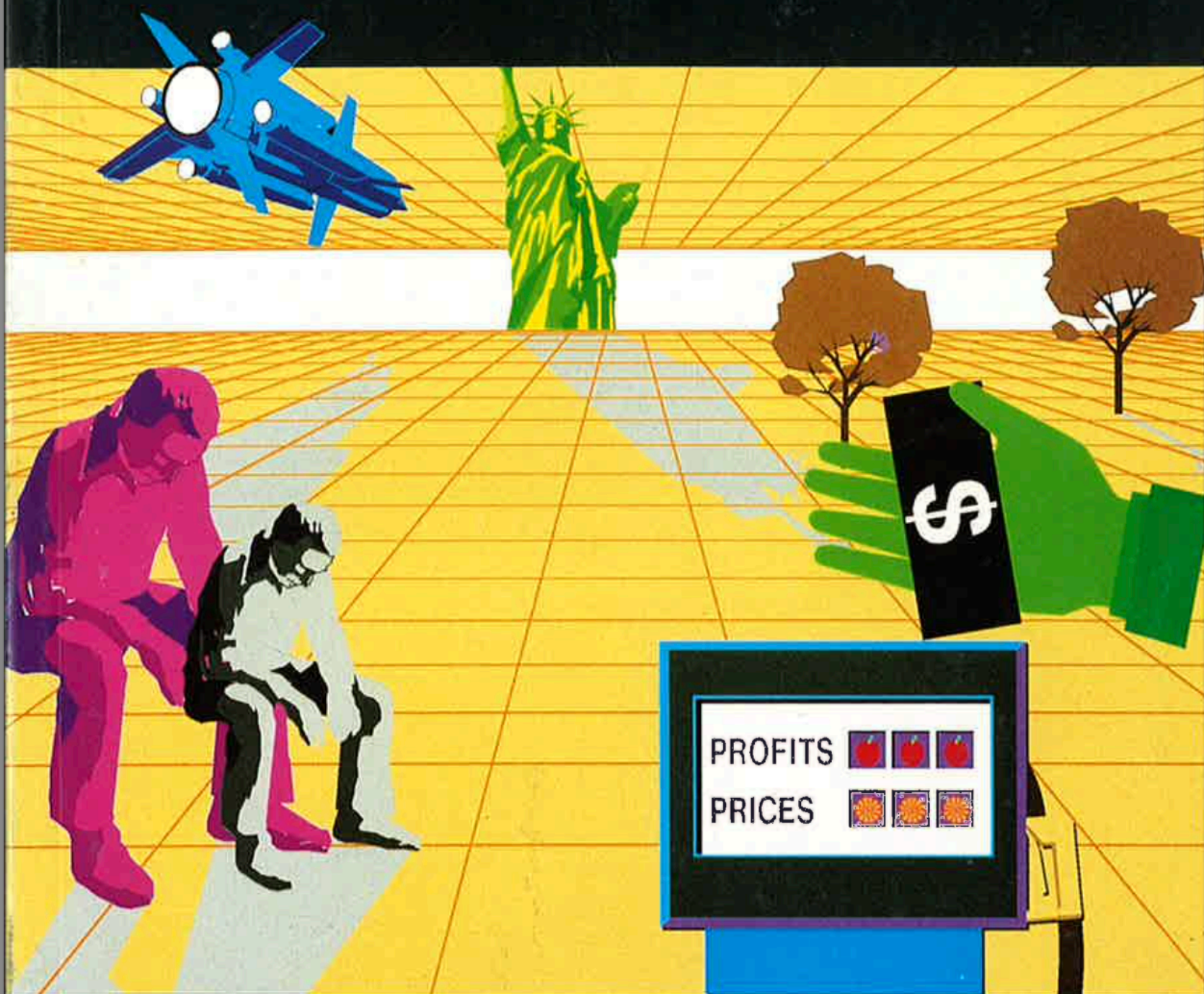


kürbiskern



**LOGIKEN DES
MODERNEN TODES**

4/84

OKTOBER

Zeit-Gedichte

...sind Gedichte nicht für entrückte Schöngeister, die über der Literatur die Welt vergessen wollen, sondern für Leser, die mit Literatur in der Welt was anfangen wollen.

Zur Buchmesse erscheinen:

Hugo Ernst Käufer

Mit 4 Original-Federzeichnungen von Artur Cremer-Acre
(64 Seiten, brosch., DM 6,80)

Wo uns Tag für Tag die schlechte Prosa von der Wirklichkeit aussperrt, bringt Hugo Ernst Käufer zur Sprache, was Menschen Tag für Tag in diesem Land erfahren und was viele von ihnen sprachlos macht. Wo uns die Wirklichkeit als undurchschaubare Abfolge von „Sachzwängen“ vermittelt wird, besteht Käufer auf seiner, auf unserer Zuständigkeit. Seine Texte sind geschrieben mit der Grammatik einer humanen Vernunft, die dem verfügbaren Objekt die Rolle des erkennenden, verfügbaren Subjekts zuweist. Hugo Ernst Käufer schreibt Klar-Text. Klar-Text heißt, daß links wieder links und rechts wieder rechts ist.

Jens Hagen

Mit Grafiken des Autors
(64 Seiten, brosch., DM 6,80)

Jens Hagen singt das Lied der Getäuschten, Betrogenen, der Unterdrückten. Er singt für sie. Dieses „für“ kennzeichnet ihn als einen „politischen Autor“. Solidarität ist hier kein intellektuelles Lippenbekenntnis, es ist Selbstbehauptung des einzelnen unter Menschen. Diese Solidarität gibt Zuversicht, Sicherheit, sie erlaubt den aufrechten Gang, wo uns „die Verhältnisse“ zu Boden drücken wollen. Das ist ein Triumph. Wir dürfen lachen – und das Lachen stärkt die Widerstandskraft.

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Auslieferung: Brücken-Verlag GmbH, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von
Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky,
Oskar Neumann, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

LOGIKEN DES MODERNEN TODES

Zu diesem Heft	3
Rudolf Bussmann: Das Bankett	6
Angela Baumann: Klopzeichen	16
Eckart Menzler: Der Kopfschlächter	23
Joachim Hofffeld: Wandertag im Argental	37
Siegfried Grundmann: Schnecken-Rache	40
Norbert Ney: Herr K. und die Logik	40
Karlheinz Krack: Sonntag in La Paz	41
Kai Ehlers: hommaga e á stanislav lem / notizen zum alltag / variationen	47
Fitzgerald Kusz: Rosarotes Wochenende	48
Britta Bogdan: ... nur Kohlenstaub	49
Artur Troppmann: Vorstadtreief / Anzeige	50
Bert Wollersheim: Politik der Erneuerung	50
Elka S. Sharon: Zeichen	51
Siegfried Macht: Familiensinn	51
Franz Hodjak: Lakai	51
Zsuzsanna Gahse: Dekoration	52
Karl Taepler: blanche	52
Peter Würfl: 25 Lichtjahre hinter Wanne-Eickel	53
Gerhard Bolaender: Landlos werden	53
Werner Dürrson: Tagtraum bei Föhn / Schneefall	54
Reinhard Hesse: In der Logik des modernen Todes	55
Klaus Dede: Bürgertum zwischen den Mahlsteinen	63
Gisela Elsner: Die Beseitigung der Probleme der Menschheit durch die Beseitigung der Menschheit	76
Sergej Michalkow: Rede in Kiel	81
Wolf Scheller: „Das graue Frankreich“	84
Pierre Durand: Frankreich, der Antikommunismus, die Besatzung und die Intellektuellen	92
Emigranten – Dissidenten? Ein streitbarer Briefwechsel	
Günter Dallmann und Friedrich Hitzer	101
Sibylle Cramer: Legende von der in der Kunst sitzenden Hoffnung	114
Werner Jung: Bemerkungen zu Dieter Wellershoffs neuem Roman „Der Sieger nimmt alles“	119
Georg Bollenbeck: Gespenstige Gegenständlichkeit	123
Wenn Pillen allein nicht helfen – Jürgen-Peter Stössel im Gespräch mit Klaus Konjetzky	130
Sepp Bierbichler: Hommage à Oskar Maria Graf	139
Dietrich Kittner: Durchsage für den Berufsverkehr	141
Dagmar Scherf: Lob des Singens vor den Toren	141
Wolf Peter Schnetz: Streik '84	142
Erklärung Stuttgarter Schriftsteller zum Arbeitskampf	143
Vito d'Adamo: Zwangsaufenthalt in Frattamaggiore	144
Erika Däbritz: Ich bin arm	148
Leserbriefe	151
Anmerkungen	159

Zu diesem Heft

Pünktlich zum Abschluß der Spiele in Los Angeles, wo er seine Karriere in Hinterhofstudios Hollywoods begonnen hatte, präsentierte sich Ronald Reagan als der letzte Goldberauschte jener Supershow des US-Chauvinismus: „Verehrte Landsleute! Ich habe heute das Vergnügen, Ihnen mitzuteilen, daß wir ein Gesetz unterzeichnet haben, das die Sowjetunion für vogelfrei erklärt. Wir beginnen in fünf Minuten mit der Bombardierung Rußlands.“ Ein Zufall – bereits eingeschaltete Mikrofone eines TV-Studios – habe Reagans Einfall weltweit bekanntgemacht. War es wirklich ein Zufall? Die Frage drängt sich auf, gehört es doch längst zum Repertoire der Reaganists, das Spiel mit millionenfachem Massenmord in öffentlichen, verbalen Orgien zu betreiben. Vielleicht sind gar die Reaktionen des Entsetzens gewünscht, nach dem Muster, soll sich doch die Welt bis zur Erschöpfung empören. Die können doch protestieren, solange sie wollen, wir erlauben uns alles. Sogar das *Streiflicht* der *Süddeutschen Zeitung*, sonst von erlesenen Herrenwitzeleien geprägt, sah sich zu einer Rüge des großen Bruders genötigt und setzte etwas hilflose Anführungszeichen um Reagans jüngste „Scherze“: Würde man ihn ernst nehmen, könnte man darüber nur bestürzt sein, nähme man aber Reagan nicht ernst, „dann drängt sich die Frage auf, was dieser Mann im Weißen Haus verloren hat“. Nicht die längst bekannte Politik, erst die unziemliche Offenheit der Worte schreckt diejenigen auf, denen die Ziele der Reagan-Administration seit Jahren vertraut sind. Dennoch blieb es wiederum der Regierung in Bonn vorbehalten, die unverhohlene Manie des nuklearen Holocausts zum „schlechten Witz“ zu bagatellisieren. Dabei ist längst erwiesen, daß eben der „Witz“ zum Vorschein bringen kann, was die Beziehungen des Unbewußten zum Bewußten ausmacht. „Die Lust beim tendenziösen Witz“, stellte Sigmund Freud im Buch *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten* fest, „ergibt sich daraus, daß eine Tendenz befriedigt wird, deren Befriedigung sonst unterblieben wäre... Die Art, wie der Witz die Befriedigung herbeiführt, ist an besondere Bedingungen geknüpft, aus denen vielleicht weiterer Aufschluß zu gewinnen ist... Der einfachere Fall ist, daß der Befriedigung der Tendenz ein äußeres Hindernis im Wege steht, welches durch den Witz umgangen wird.“ Wenn wir dem folgen, erweist sich Bundespressesprecher Boenisch als Reagans bester Papagei. Sein Rat, die Sache dadurch zu verdrängen, indem man sie am besten nicht weitererzähle, entspricht ja durchaus der historischen Gepflogenheit deutscher Imperialisten im Umgang mit unleugbaren Verbrechen – also: halt doch endlich die Schnauze, Ronnie, du machst ja alle darauf aufmerksam, was wir uns wünschen, nimm doch uns als Vorbild, wir leugnen einfach alles, was man uns vorwirft, sag doch einfach, das sei kommunistische Propaganda usw.

Angesichts solcher Tendenzen unverhohlener und verschleieter Aggressivität brauchen wir uns nur noch die Frage zu stellen, ob die äußersten Rechten an der Spitze der NATO daran glauben, was sie verkündigen. Es ist zu befürchten, daß sie genau das tun und immer zielstrebig auf die Angst vor der nuklearen Katastrophe setzen. Es geht auch nicht nur um freudsche Fehlleistungen. Erinnern wir uns doch daran, daß gerade in der deutschen Geschichte der Wahnsinn System hatte: Die Machtzentren des Hitler-Staates wußten spätestens im Sommer 1944, daß der Krieg militärisch verloren war, das hinderte die in ihnen wirkenden Personen und Gruppen nicht daran, den größten Anteil der Vernichtung an Menschen und Gütern, an Ländern und

Städten für die verbleibenden Monate bis Mai 1945 in Kauf zu nehmen, es waren nicht nur Hitler und Goebbels, die der Devisen folgten: Wenn wir nicht siegen, ist es besser, daß alles mit uns zugrunde geht.

Wir haben das Thema zu diesem Heft dem Essay von Reinhard Hesse entnommen. Eine Gesellschaft, die Philosophen hervorbringt, die in der Selbstvernichtung des Lebens die „letzte Selbstbestimmung“ des Menschen als Gattung sieht (vgl. Gisela Elsner über Ulrich Horstmann), die den Moden der kommerzialisierten Apokalypse Beifall gibt und damit einen beträchtlichen Teil der Unterhaltungsindustrie bestreitet, scheint sich eben dieser schon einmal praktizierten Devise unterzuordnen. Dabei geschieht dies in Begleitung einer bis zur Besessenheit gesteigerten Hysterie gegen Sozialismus und Kommunismus, es bestimmt – wie das aus den Beiträgen von Pierre Durand und Wolf Scheller hervorgeht – Ideologie und Politik der Bourgeoisie, wohin wir auch blicken mögen.

1985 werden es 40 Jahre sein, da der deutsche Faschismus zerschlagen wurde. Wenn wir uns der damals weltweit vorherrschenden Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben der Völker erinnern, die das befreite Europa bestimmte, so werden wir uns der aktuellen Bedeutung der Konstellation bewußt sein müssen, die den bisher opferreichsten Krieg erst möglich gemacht hatte. War doch auch vor 1939 mühelos zu erkennen, daß die Bourgeoisie allemal dem Tod und der Vernichtung den Vorrang gaben vor den Chancen des Sozialismus. Mario Benedetti, der seit Jahren im Exil lebende Schriftsteller aus Uruguay, hat in einem aufrüttelnden Essay an die verschlafenen Westeuropäer appelliert, ihre blinde Abhängigkeit vom US-Imperialismus endlich zu überwinden (vgl. *Deutsche Volkszeitung/die tat* vom 17. 8. 1984). Im Bewußtsein dessen, daß es Amerikaner nicht gerne hören, wenn man ihrem Staat vorwirft, er betreibe imperialistische Politik, fand Benedetti dafür einen anderen Ausdruck: „Ich nehme meinen Mut zusammen und schlage vor: Herrschaft der Menschenfresser (Fagocitismo), aber es gibt auch noch andere Vorschläge. Sicher ist, daß kein Imperium der Gegenwart oder der Vergangenheit je eine solche ökonomische, ideologische, repressive, informative, propagandistische und militärische Herrschaft so ausgedehnt und mächtig ausgeübt hat, wie jetzt die Vereinigten Staaten.“

Benedetti drückt aus, was die Mehrheit der Menschheit unter dem alltäglichen Imperialismus an den verschiedenen Arten des Getötetwerdens erfährt. Es mehren sich auch die Bedenken bei denen, die zwar den Verursachern der Krisen, des Elends und der Katastrophen immer noch Unschuld bescheinigen, aber erschreckt auf die Folgen der angeblich Unschuldigen starren. Während sich *Merkur*-Herausgeber Karl Heinz Bohrer in elitärer Verachtung gegenüber den tumben „Unschuldigen“ à la Kohl und den mittelmäßigen Zombies à la Genscher übt (vgl. *Merkur*, April und Juli 1984, „Eine politische Typologie“) und dabei so profane Dinge wie Geschäft und Profit vornehm ausläßt, nimmt Carlos Widmann in seinem Essay („Die Angst der Banken vor der Angst“, *Süddeutsche Zeitung* vom 18./19. 8. 1984) kein Blatt mehr vor den Mund und plaudert aus intimer Kenntnis aus, was seit Jahren bekannt, aber der Öffentlichkeit bewußt unterschlagen worden ist, ja, was seit langem als „marxistisches Krisengeschrei“ diffamiert wird. Widmann zufolge haben die Finanzzentren des Kapitals, die Großbanken der führenden westlichen Industriestaaten völlig versagt, sie haben eine Politik gefördert und finanziert, die den Ruin ganzer Kontinente bedeutete, Folter und Massenmord an Gewerkschaftern und oppositionellen Bewegungen voraussetzte und nunmehr vor einem möglichen Crash des gesamten kapitalistischen Währungs-

und Finanzsystems steht: „Was Brasilien, Argentinien und Chile betrifft, hat die Frage sich von selbst erledigt: Die Militärs und ihre Wirtschaftsberater haben diese Länder in die größte Pleite ihrer Geschichte geführt. Die ehemaligen Musterknaben (und Hätschelkinder) der westlichen Finanzwelt sind heute die Schurken, die das internationale Bankenwesen gefährden und eine Wirtschaftskrise auslösen könnten, die den Börsenkrach von 1929 in den Schatten stellen würde... Die Schuldenkrise ist nicht zu vergleichen mit einer Zeitbombe, die berechenbar vor sich hin tickt und in letzter Minute entschärft werden kann; zutreffender hat der Olivetti-Vorsitzende Carlo de Benedetti sie mit einer Treibmine verglichen, die jederzeit durch einen Unfall explodieren kann... Henry Kissinger, der vor einem Jahrzehnt nicht wenig dazu beigetragen hat, die chilenischen Putschgeneräle in den Sattel zu heben, betrachtet die Schuldenkrise mit der kühlen Abgeklärtheit eines Mannes, von dem keine Lösungen mehr erwartet werden: „Diese Zahlungen können einfach nicht geleistet werden...“ Mit anderen Worten: Wer die Forderungen der Banken erfüllt, riskiert weitere Verarmung und womöglich revolutionäre Zustände.“

Man weiß also Bescheid, man weiß auch bei allen Gruppen, die das herrschende System des Imperialismus politisch und publizistisch vertreten, daß die eigene Taktik erschöpft ist. Und man weiß das mehr als sonstwo in den Machtzentren Washingtons.

Die „Logiken des modernen Todes“ stellen somit keine philosophischen Denkmodelle von Wahnsinnigen und Apokalyptikern dar. Reagans „Witz“ offenbarte nicht nur sein persönliches Wunschenken – es bringt die Methode zum Vorschein, die darauf hinausläuft: Wenn wir mit unseren Mitteln nicht weiterkönnen, wollen wir doch zeigen, daß wir allen den Tod bringen. Auch in Bonn gibt es Leute, die wissen, daß dieses „Spiel“ keinen Erfolg bringt – dennoch wird weitergewurschtelt.

Alle Kräfte der Alternative haben allen Grund, einzugreifen und zu handeln.

Redaktion *kürbiskern*

Rudolf Bussmann Das Bankett

Der Außenminister hat sich dieses Jahr etwas Besonderes einfallen lassen. Kurz bevor die Empfänge, Partys und Besuche mit der Einförmigkeit gedrillter Routine ihren Verlauf nahmen, verschickte er an die akkreditierten Botschafter und Legaten eine ungewöhnliche Einladung. Bedenke man, daß bei ihm die Fäden des gesamten Erdballs zusammenliefen, stelle er, in Ausübung seines Amtes, schrieb er, so etwas dar wie das Weltgewissen. Weltgewissen setze jedoch eine Art Weltbewußtsein voraus, wie immer, setzte er hinzu, man sich das vorzustellen habe. Weltbewußtsein wiederum stelle sich erst ein, wo umfassende Informationen über die Lage der Welt bestünden. Um sie auf den neuesten Stand zu bringen, sie gleichzeitig auch einer Reihe von wichtigen Leuten, den Geladenen eben, wie er beifügte, zugänglich zu machen, lade er ein zu einem Weltbewußtseins-Bankett im Großen Saal des Außenministeriums.

Er erwarte nicht nur ein vollzähliges Erscheinen, sondern einen angemessenen Vortrag des Textes, welcher jeder Einladung beigelegt sei und bei dem es sich um einen Ausschnitt aus der Studie handle, welche einige Wissenschaftler im Auftrag eines früheren Präsidenten nach dem Studium weltweiter Erhebungen verfaßt hätten. Das Vorlesen des entsprechenden Textes werde die üblichen Begrüßungen, Ansprachen, Toasts und Adressen ersetzen, was, wie er zu glauben Ursache habe, der persönlichen Bereicherung ebenso wie der Entlastung der Anwesenden diene. Festliche Kleidung sei erwünscht.

Beim Eintritt bemerken die Geladenen, welche in dieser strengen Zeit von Anlaß zu Anlaß hasten, dahin Glückwünsche bringend, dort welche in Empfang nehmend, daß an den Wänden des Großen Saals bereits die Hors-d'œuvre-Wagen aufgeföhren sind, in deren Nähe man sich, vom gestrigen Anlaß kaum richtig erholt und schon wieder hungrig, stellt, um bei den ersten zu sein, welche nach dem offiziellen Beginn in den Genuß der leckeren Dinge kommen. Kaum sind, pünktlich, die letzten versammelt, öffnet sich auf den Gongschlag hin der Vorhang an der hinteren Wand, und sichtbar wird, flankiert von zehn Figuren zu beiden Seiten, welche, wie man an ihrer Kleidung feststellt, die zwanzig Jahrhunderte seit Christi Geburt darstellen, erhöht auf einem Thron, das Weltgewissen in Form des Außenministers. Von den Schultern fällt ihm ein seidener Mantel, dem die Umrisse der fünf Kontinente aufgestickt sind. Über seinem Kopf an der Wand hängt ein länglicher Teppich, in den hinein die Worte gewoben sind: Und er sah, daß es gut war. Eine Gruppe von fünf Männern und Frauen, die Zeremonie eröffnend, treten vor den erhöhten Gastgeber hin, blicken zu ihm auf und sprechen in der Art des antiken Chors mit gleichmäßiger Stimme:

Sir

Die Anstrengungen / die wir unternahmen / um Prognosen über gegenwärtige Entwicklungstrends zu erstellen / sind jetzt abgeschlossen.

Die Schlußfolgerungen sind / beunruhigend.

Sie deuten auf ein Potential globaler Probleme / von alarmierendem Ausmaß.

Die Belastungen sind / schon heute so stark / daß ihretwegen vielen Millionen Menschen / die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse / nach Nahrungsmitteln / Wohnraum / Gesundheit / und Arbeit / und jede Hoffnung auf eine Besserung / versagt sind.

Wir freuen uns / Ihnen unseren Bericht vorlegen zu können
Sir.

Der Außenminister, die Gruppe mit einer freundlichen Geste entlassend, gibt den Anwesenden das Zeichen, mit dem Hors d'œuvre zu beginnen. Man tritt, nicht zu rasch, zu den Wagen, wo farbige Diener die ausgesuchten Entrées in kleinen Häufchen auf die bereitstehenden Teller schöpfen. Viele der Anwesenden sind hinsichtlich der Texte, die sie vorlesen sollen, in Unklarheit. Im gegenseitigen Gespräch, dem ein trockener Champagner Leben verleiht, werden die photokopierten Seiten aus der Brusttasche gezogen, und man vergleicht die Nummern in der oberen Ecke, welche offensichtlich die Reihenfolge festlegen.

Das Gedränge um die Wagen lenkt die Aufmerksamkeit auf das Essen, und das Rascheln der Papiere zwingt sich in die Rocktaschen. Den gefüllten Teller zwischen Smokingschößen, duftenden Décolletés und seidenden Puffärmeln eingezwängt, wartet man geduldig auf den Moment, wo ein Schrittlchen der Nachbarin oder die Bewegung eines Rückens mit blitzschneller Reaktion dazu genutzt werden kann, ein Stück Gänseleber oder eine schwarze Olive zum Munde zu führen. Die Gattin des südkoreanischen Botschafters ist nicht die einzige, welche in der plötzlichen Enge ihr Taschentuch, das sie in der Not mit Champagner benetzt hat, auf das Herz preßt, durch den halb geöffneten Mund schwer atmend. Sie fürchte, sich übergeben zu müssen, keucht sie zu ihrem Gatten.

Die am Rand Stehenden verfügen über mehr Platz, doch werden auch sie vom allgemeinen Schieben und einer damit in Zusammenhang stehenden Unruhe ergriffen, weil sie sich von den Hors-d'œuvre-Schüsselchen weggedrängt sehen und die höflichen Stöße derjenigen parieren müssen, welche, nachdem sie bedient worden sind, nach außen zu gelangen trachten. Mitten in das ungemütliche Herumstehen hinein tönt die Stimme des mexikanischen Botschafters durch den Lautsprecher.

Sir

Die Weltbevölkerung wird von vier Milliarden auf über sechs Milliarden anwachsen – eine Zunahme von mehr als 50 Prozent.

„Bloß nicht in diesem Raum!“ hört man den südkoreanischen Botschafter sagen.

Neunzig Prozent dieses Wachstums fällt auf die ärmsten Länder der Erde. Hunger und Krankheit werden das Leben von Babys und Kleinkindern fordern, und eine größere Zahl der Überlebenden wird infolge von Unterernährung in der Kindheit geistig und körperlich behindert sein.

Die Gattin des südkoreanischen Botschafters verliert die Gewalt über ihren Teller; er fällt zu Boden. Schnaufend bittet sie die Umstehenden, die sich kaum eine Handbreit rühren, da alle durch die Enge gelähmt sind, um Entschuldigung.

Die Mehrzahl der Menschen in den Großstädten der unterentwickelten Länder werden wahrscheinlich in „Wilden Siedlungen“ leben – Slums oder Shantytowns, in denen die sanitären Verhältnisse und die sonstige öffentliche Versorgung bestenfalls rudimentär sind.

Die Verhältnisse in den Städten, so schlimm sie sind, werden von denen in den ländlichen Gebieten vieler unterentwickelter Länder im allgemeinen übertroffen:

Nahrungsprobleme, Wasserprobleme, Gesundheitsprobleme und Einkommensprobleme werden hier äußerst drückend werden.

Nochmals schnauft die gepeinigste Südkoreanerin auf, dann hört man wieder

die feinen Geräusche leise schmatzender Lippen. Noch sind die Schüsseln halb voll, werden die fahrbaren Tische zu den rückwärts liegenden Türen hinaus- und neue hineingerollt. Eine Bewegung flutet auf sie zu und wenig später von ihnen weg, indem jene, die an den Tischen bedient worden sind, zurücktreten, um anderen Platz zu machen. Sie tragen Lachs in den Tellern und streben zu den Tischen mit Champagner, um sich neu einschenken zu lassen. Im Lautsprecher räuspert sich jemand.

Gentlemen

Das Bevölkerungsproblem wird nahezu auf der halben Erde zu einer Verdoppelung des Wasserbedarfs führen.

Noch größere Steigerungen wären erforderlich, um den Lebensstandard zu erhöhen.

Regionale Wasserknappheit und eine Verschlechterung der Wasserqualität, die schon heute in vielen Teilen der Welt ernste Formen angenommen haben, werden sich verstärken.

Viele unterentwickelte Länder werden unter der Destabilisierung der Wasserversorgung infolge der großen Waldverluste zu leiden haben. Vor allem in Süd-asien, im Amazonasbecken und in Zentralafrika wird die Abholzung zur Verschlammung von Flüssen, Stauseen und Bewässerungsanlagen, zur Absenkung des Grundwasserspiegels, zu einer Verstärkung von Überschwemmungen und zu zunehmendem Wassermangel während der Trockenzeiten führen. Die Qualität der Wasserressourcen wird sinken.

Die Wasserverschmutzung infolge der starken Anwendung von Pestiziden wird zunehmend Probleme aufwerfen.

Der Pestizidverbrauch wird sich vervielfachen.

Man ist überall mit der Zirkulation zu den Lachsplatten, dem Gang zu den Champagnerflaschen und dem Suchen nach einem freien Stehplatz beschäftigt. Über das Mikrophon erklärt der tiefe Baß des isländischen Gesandten Rijska, er sei zwar nicht an der Reihe, finde aber, sein Text werde nie besser passen als eben jetzt; zudem möchte er ihn loswerden, da er zu einem späteren Zeitpunkt für seinen, Rijskas, Zustand nicht mehr garantieren könne. Diese Bemerkung löst bei Frau Raanje aus der Republik Südafrika ein spontanes Lachen aus. Die beiden haben am Vorabend zu den letzten gehört, welche das Neujahrsbankett verließen. Rijska grinst zu Frau Raanje hin. Er spricht sehr rasch und kaum verständlich, als wäre es ihm darum zu tun, sich einer lästigen Verpflichtung möglichst rasch zu entledigen.

Praktisch alle Prognosen deuteten, gibt er bekannt, auf eine zunehmende Zerstörung und Verschmutzung der Ökosysteme der Küstengebiete hin, einer Ressource, von der die kommerzielle Fischerei auf der ganzen Welt stark abhängig sei.

Die Fangergebnisse würden voraussichtlich nicht steigen.

Der Fisch stelle eine wichtige Proteinquelle dar: Allerdings werde mehr als ein Drittel der Fischereierträge als Tierfutter und nicht zur Ernährung der Menschen verwendet.

„Kurz und gut“, lobt Frau Raanje, bevor sie sich wieder dem Lachs zuwendet.

Rijska, dem der Außenminister freundschaftlich zugewinkt hat, brummt beim Zurücktreten, man sei offensichtlich hergekommen, um banale Sprüche abzugeben und anzuhören. Seine Ungehaltenheit wird nicht kleiner, als er, auf der Suche nach weiterem Lachs, die Tische eben durch die Tür verschwinden sieht. „Der Rest wird als Tierfutter verwendet“, knurrt er und beeilt sich, zum Champagner zu kommen, der aber schon abgeräumt ist.

Man lasse ihn mitten in einem zivilisierten Land verdursten, jammert er zu seinem Kollegen aus Kanada, der ihn an einen der Tische begleitet, welche den Raum durchziehen und für den Hauptgang festlich hergerichtet sind. Gérald Claire legt ihm beschwichtigend die Hand um die Schulter: „Darüber unterhalten wir uns später. Halten Sie mir inzwischen diesen Stuhl frei, ich muß zum Auftritt.“ – „Was, schon wieder Showtime?“ Claire macht ein bedeutungsvolles Gesicht. „Wir treten als Chor auf, zu viert. Passen Sie auf!“ Er tritt hinter eines der Mikrophone, die im Saal aufgestellt sind. Mit ihm zusammen rezitieren das Ehepaar aus Jamaika und die Gattin des italienischen Botschafters in einförmig-abgehacktem Ton, der an eine Litanei erinnert.

Die Nahrungsmittelproduktion wird sich wegen des zunehmenden Drucks auf das Land wahrscheinlich zu wenig schnell erhöhen um zu befriedigen den wachsenden Bedarf.

In den unterentwickelten Ländern wird die Nahrungsmittelproduktion mit dem Bevölkerungswachstum nur eben Schritt halten können.

In den volkreichen Ländern Südasiens verbessern sich die Verhältnisse so gut wie gar nicht.

Südlich der Sahara wird sogar sinken der Pro-Kopf-Verbrauch den Prognosen zufolge.

„Für mich nicht“, sagt über die Gebühr laut der nigerianische Botschafter, ein Koloß von einem Mann, zur Serviertochter aus Brasilien, die ihm Suppe ausschenken will. Einige Köpfe drehen sich zu ihm hin, er lächelt verlegen, die Köpfe drehen sich zurück.

In Süd-, Ost- und Südostasien in den armen Gebieten Nordafrikas und des Mittleren Orients und vor allem in Zentralafrika

wird die den ärmsten Gruppen der Bevölkerung zur Verfügung stehende Nahrung einfach nicht ausreichen um Kindern die Erreichung eines normalen Körpergewichts und einer normalen Intelligenz und den Erwachsenen eine normale Tätigkeit und Gesundheit zu gestatten.

Die Weltbank schätzt daß die Zahl der unterernährten Menschen ansteigt bis zum Jahre 2000 auf 1,3 Milliarden.

Die vier Vortragenden schütteln sich stolz die Hände, weil keiner von ihnen einen Versprecher begangen hat. Ein paar Leute beklatschen den Einfall mit dem Quartett. Dann wendet man sich der Schildkrötensuppe zu. Rijska berichtet seinem Freund Claire, welcher wie er heute ohne Gattin anwesend ist, wie der gestrige Abend geendet hat. Die Gäste aus Frankreich, Italien, Spanien und Brasilien sprechen über die Voraussetzungen für die Einlagerung von Rotwein. Frau Raanje erörtert mit dem Ehepaar aus den Niederlanden die Frage, inwieweit häufiges Händewaschen mit Seife einen negativen Ein-

fluß auf die Haut habe. Der neuseeländische Botschafter hört sich die Schwierigkeiten an, welche die fünfzehnjährige Tochter seinem deutschen Kollegen bereitet, welche Heroin spritze und, stelle man sie zur Rede, stets nur den Satz wiederhole, Alkohol sei auch eine Droge.

Oben und unten stellen sich an den Mikrofonen der englische Botschafter und die Frau des indischen Vertreters auf, welche einen Dialog zwischen Nord und Süd ankündigen. Die Suppenteller werden fast geräuschlos einge-
zogen.

Hunderte von Millionen Menschen leben heute unter Verhältnissen äußerster Armut. Menschen, die am Rande des Existenzminimums stehen, müssen sich Ackerland, Weidegründe und Brennstoffe nehmen, wo sie sie finden, ohne Rücksicht auf die Auswirkungen für die Ressourcen der Erde.

Die Inderin hat begonnen, der Engländer setzt die Wechselrede fort.

Die Nahrungsmittelproduktion auf der Erde wird sich zwischen 1970 und 2000 um 90 Prozent steigern. Der Hauptteil dieser Zunahme fällt an uns – an Länder, die schon einen hohen Pro-Kopf-Verbrauch an Nahrungsmitteln aufweisen.

Die Inderin: Dagegen wird der Pro-Kopf-Verbrauch in Südasien, im Mittleren Osten und in Afrika unter das unzureichende Niveau von heute sinken. „Die Raanje hat sich in mich verknallt, und ich mich in sie“, flüstert Rijska zu Gérald Claire.

Der Engländer: Für jeden Dollar, um den das Pro-Kopf-Bruttosozialprodukt bei euch wächst, wird es bei uns den Prognosen zufolge um 20 Dollar wachsen.

Die Inderin: Für Millionen und Abermillionen der Allerärmsten wird sich die Aussicht auf Nahrungsmittel und andere Lebensnotwendigkeiten nicht verbessern. Für viele wird sie sich verschlechtern.

„Und einen Freund hat sie auch schon“, raunt der deutsche Botschafter über den Tisch.

Der Engländer: Die Studie geht davon aus, daß wir in der Lage sein werden, uns genug Öl und andere wirtschaftliche Energiequellen zu sichern.

Die Inderin: Wegen der zu erwartenden Preisanstiege werden wir dagegen auf zunehmende Schwierigkeiten bei der Deckung unseres Energiebedarfs stoßen.

Der Engländer: Wir bilden ein Viertel der Weltbevölkerung, aber wir werden weiterhin drei Viertel der Weltproduktion an mineralischen Rohstoffen verbrauchen.

„Was sagt denn Ihre Frau dazu?“ – „Sie weiß von nichts, natürlich.“

Die Inderin: Für jenes Viertel der Menschheit, das primär vom Holz als Brennstoff abhängig ist, ergeben sich niederdrückende Aussichten. Noch vor der Jahrhundertwende wird der Bedarf an Brennholz die verfügbaren Vorräte um 25 Prozent übersteigen.

Der Engländer: Bis zum Jahr 2000 wird der Pro-Kopf-Energieverbrauch allein in den USA 30mal höher liegen als bei euch.

Die Inderin: Brennholz – das Öl der armen Leute – wird voraussichtlich sehr viel knapper werden als heute. Wo sich die Nachfrage in Großstädten konzentriert, ist das Umland bereits heute weiträumig verödet.

Der Vortrag erntet seiner originellen Art wegen einigen Applaus. Die Teller sind inzwischen ausgewechselt, und das Fleisch wird ausgeschöpft, australisches Wild mit Birnen, Kastanien und Preiselbeeren. Dazu gibt es kalifornischen Rotwein. Soßenschälchen und Salatschüsseln kommen auf den Tisch. Der Gastgeber ißt nicht mit; er hat mit einem buckligen Diener ein Schach-

spiel begonnen. Dann und wann läßt er zufriedene Blicke über die Gäste schweifen. An den vorgetragenen Texten nimmt er wechselndes Interesse; während der Lesung des Vertreters aus Senegal sieht er nicht auf.

Die Ausrottung von Pflanzen- und Tierarten wird in einem Maße zunehmen, das in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist.

Im Jahre 2000 können bis zu zwei Millionen Arten ausgestorben sein, vor allem aufgrund des Rückgangs unberührter Lebensräume, aber auch infolge von Umweltverschmutzung.

Der prognostizierte Artenrückgang wird zur Hälfte oder zu zwei Dritteln auf die Ausräumung oder Zerstörung der tropischen Wälder zurückgehen. Er ist in der Geschichte der Menschen ohne Beispiel.

Jemand rülpst und entschuldigt sich höflich.

Die Arten des tropischen Waldes könnten eine dauerhafte Quelle neuer Nahrungsmittel, pharmazeutischer Chemikalien, natürlicher Schädlingsvertilger, von Baustoffen, Spezialhölzern, Brennstoffen und anderem bilden.

Auch eine sorgfältige Pflege der verbleibenden biotopischen Ressourcen kann die schnellen, umfangreichen Verluste nicht wieder ausgleichen, zu denen es voraussichtlich kommen wird, wenn die gegenwärtigen Trends anhalten.

Sie sind ohne Beispiel in der Geschichte des Menschen.

Die Gläser sind gefüllt, es wird angestoßen, man beginnt mit Essen. Das Gespräch kommt wieder in Gang und dämpft sich zu einem halblauten Gemurmel, sobald der nächste Redner ans Mikrofon tritt. Es ist der Brasilianer, ein untersetzter, dunkelhäutiger, soigniert gekleideter Herr mit starkem spanischem Akzent.

Sir

Ladies, Gentlemen

Holz ist eine Lebensnotwendigkeit.

Die Nutzholzvorräte gehen voraussichtlich um 50 Prozent pro Kopf zurück.

Die Wälder auf der Erde verschwinden heute im Ausmaß eines Gebietes von der halben Größe Kaliforniens jährlich.

Um das Jahr 2000 werden etwa 40 Prozent der heute vorhandenen Walddecke in den unterentwickelten Ländern verschwunden sein; zwanzig Jahre später wird praktisch der gesamte zugängliche Wald abgeholzt sein.

90 Prozent des benötigten Holzes werden dort zum Heizen und Kochen verwendet,

und Holz ist eine Lebensnotwendigkeit.

Der Verlust von Waldgebieten wird die Menschen in vielen unterentwickelten Ländern zwingen, schnell steigende Preise für Brennholz und Holzkohle zu zahlen oder sehr viel mehr Kraft auf das Sammeln von Holz zu verwenden – oder eben: ohne Holz auszukommen.

Und Holz ist eine Lebensnotwendigkeit.

„Bravo, mit Refrain!“ ruft Kollege Miguel Pala aus Peru und klatscht so lange, bis die anderen Messer und Gabel beiseitelegen, um zögernden Beifall zu spenden.

Rijska beugt sich zu Claire hin: „Heute abend hätte die Raanje für mich Zeit gehabt, und ich sitze hier...“

„...vor einem miserablen Fraß!“ ergänzt Claire, was Rijska zu einem verkrampften Grinsen bringt. – „Nein!“ schreit dieser plötzlich auf, als er den Scheich aus Saudi-Arabien, der ihm und Frau Raanje letzte Nacht Gesellschaft geleistet hat, aufstehen sieht.

„Es tut mir leid, Mr. Rijska, Ihnen diesmal nicht mit einem Trinkspruch zur Hand zu sein. Aber es ist mir eine Ehre“, er wendet den mit dem traditionellen Tuch umschlungenen Kopf dem Außenminister zu, „Ihnen die folgende Passage zur Kenntnis zu bringen.“ Er schwankt ein wenig, während er in den Gewändern nach dem Papier sucht. Seine Stimme ist unsicher. Er verspricht sich mehrmals, während er bemüht ist, gegen die Wirkung des Alkohols anzukämpfen.

Die Nahrungsmittel- und Waldprognosen deuten auf eine zunehmende Belastung der Börsen – Böden in der ganzen Welt hin, was die vielleicht schwerwiegendste Umweltentwicklung überhaupt darstellt.

Zu dieser Gesamtentwicklung gehören:

Bodenerosion

Nährstoffverlust

Vernichtung der Böden;

zunehmende Versalzung sowohl der Böden als auch des für die Bewässerung verwendeten Wassers;

Verlust von hochwertigem Ackerland aufgrund der Stadtausdehnung;

Ernteschäden aufgrund zunehmender Luft- und Wasserverschmutzung;

Austern – Aussterben lokaler wild wachsender Getreidesorten, die von den Züchtern zur Verbesserung der kultivierten Arten benötigt werden;

häufigere und schwerere Wasserknappheiten.

Das anbaufähige Land wird sich bis zum Jahr 2000 nur um vier Prozent vergrößern.

Aber die Ackerländer der Erde werden um die Hälfte mehr Menschen ernähren müssen als im Jahre 1975.

Die zunehmende Verwendung von – von – von Dung und Ernterückständen als Brennstoff wird dem Boden Nährstoffe entziehen.

Das Blatt entfällt ihm. Er stiert gedankenverloren auf den Oberdiener, einen Schwarzen, der sich danach bückt, geht hierauf mit schweren Schritten an seinen Platz. Dem Oberdiener, nachdem er ihm das Papier vergeblich entgegengestreckt hat, bleibt nichts anderes übrig, als den fehlenden Schlußsatz selber zu lesen: Für die Armen auf der Welt sind diese organischen Stoffe oft die einzige Nährstoffquelle, die ihnen zur Verfügung steht, um die Produktivität des Ackerlandes zu erhalten. Und es sind eben diese Armen, die gezwungen sind, ihre organischen Düngemittel zu verbrennen. Dabei würden diese Nährstoffe für die Nahrungsmittelproduktion der kommenden Jahre dringend benötigt.

„Mische dich nicht ein!“ ruft Frau Raanje erregt, und auch andere Gäste klopfen mißbilligend mit der Gabel auf den Tisch. Das Personal eilt mit den Platten den Tischen entlang, um nachzuschöpfen.

Mesdames, Messieurs

Die Ozonschicht in der Stratosphäre ist bedroht durch Fluorkohlenwasserstoff-Emissionen aus Spraydosen und Kühlaggregaten, durch Distickstoffmonoxyd-Emissionen aus der Dinitrifikation organischer und anorganischer Stickstoffdünger und möglicherweise auch durch hochfliegende Flugzeuge. Monsieur Guy Ségué aus Frankreich liest.

Der meistdiskutierte Effekt einer Zerstörung der Ozonschicht und des daraus resultierenden Anstiegs an UV-Licht ist ein vermehrtes Auftreten von Hautkrebs –

Frau Raanje fährt sich verstohlen mit der Hand über die Halspartie.

– aber die Schäden an Feldfrüchten wären ebenfalls erheblich und könnten

sich sogar als das schwerwiegendste Problem in diesem Zusammenhang erweisen.

„Noch ein bißchen Fleisch, bitte“, nickt die Frau des deutschen Botschafters zum Boy auf.

Schon heute zeigen Messungen in verschiedenen Großstädten Werte von Schwefeldioxyd, Staubteilchen, Stickstoffoxyd und Kohlenmonoxyd, die weit über dem von der Weltgesundheitsorganisation als vertretbar erachteten Niveau liegen.

Miguel Para spuckt kopfschüttelnd ein Stück Fleisch aus und greift sich in den Mund, um etwas Kleines herauszufischen.

Emissionen von Schwefel- und Stickstoffoxyden sind besonders bedrohlich, weil sie in der Atmosphäre eine Verbindung mit Wasserdampf eingehen und sauren Regen oder andere saure Niederschläge bilden.

Er winkt den Boy zu sich und flüstert ihm etwas ins Ohr.

Von 1500 untersuchten Seen in Südnorwegen mit einem pH-Wert unter 4,3 enthielten 70 Prozent keine Fische mehr.

Gérard Claire schöpft sich Salat nach.

In den letzten zwanzig Jahren verschwand mit steigendem Säuregehalt zunächst der Lachs und dann die Forelle aus den norwegischen Flüssen.

Rijska verkündet, er habe entschieden genug.

Durch den weltweiten Verlust an Wäldern und Humusböden wird die Konzentration von Kohlendioxyd in der Erdatmosphäre zunehmen. Ein kohlendioxydbedingter Temperaturanstieg wird an den Erdpolen drei- bis viermal so groß sein wie in den mittleren Breiten. Ein Anstieg der Polartemperatur um 5–10 Grad könnte am Ende zum Abschmelzen der grönländischen und antarktischen Eiskappen und damit zu einem schrittweisen Anstieg des Meeresspiegels führen. Zahlreiche Küstenstädte müßten dann aufgegeben werden.

„Noch ein Bissen, und ich übergebe mich“, spricht Rijska, seiner Nachbarin zur Rechten zugewandt. „Jetzt ist Schnaps nötig zum Verbrennen.“ Da alle klatschen, klatscht er mit. Viele legen die Hand auf den Magen, lockern verstopften den Gürtel, als der Käse aufgefahren wird. Die Gattin des spanischen Gesandten behauptet, ohne Schwindelgefühl die Käseplatte nicht ansehen zu können. Man sehnt sich nach Bewegung; vielleicht ist dies der Grund, weshalb ausführlich geklatscht wird, als der Österreicher Grindl zum Mikrophon geht.

Wenn sich die gegenwärtigen Entwicklungstrends fortsetzen, wird die Welt im Jahre 2000

noch überbevölkerter

noch verschmutzter

noch störungsanfälliger sein

als die Welt, in der wir heute leben.

Die Menschen werden in vieler Hinsicht ärmer sein, als sie es heute sind.

Grindl bekommt einen Hustenanfall, den viele als Kunstpause mißdeuten und Applaus spenden. Grindls Kopf droht zu zerspringen, als er weiterliest. Die Gefahr einer radioaktiven Verseuchung der Umwelt infolge von Kernreaktorunfällen nimmt ebenso zu wie die Möglichkeit einer weltweiten Verbreitung von Atomwaffen.

Nach mehrmaligem Schlucken und Würgen hat sich Grindl erholt und liest fehlerlos zu Ende.

Während der Lebensdauer der Kernkraftwerke, die bis zum Jahre 2000 vor-

aussichtlich errichtet werden, fallen mehrere hunderttausend Tonnen radioaktiver, verbrauchter Brennelemente an.

Außerdem bringt die Kernenergieerzeugung Millionen von Kubikmetern schwach radioaktiver Abfälle hervor, und auch der Abbau und die Verarbeitung von Uran bringen Hunderte von Millionen Tonnen schwach radioaktiver Rückstände hervor.

Es ist bislang nicht demonstriert worden, daß sich all diese hoch oder schwach radioaktiven Abfälle aus der Kernenergieproduktion sicher lagern und ohne Unfall beseitigen lassen.

Wiederum starker Applaus. Zigarren werden herumgeboten, Wein nachgeschenkt. Die Stimmung steigt. In den Lesungen tritt eine Pause ein, was, da man sich an das Ritual gewöhnt hat, beinahe störend wirkt. Die Käseplatten verschwinden, es meldet sich kein Redner. Das Dessert wird aufgeföhrt, ohne daß jemand ans Mikrophon geht. Schließlich, als die Soufflé-Schälchen eingezogen sind, tritt der Oberdiener vor die Gesellschaft und ruft: „Wer ist an der Reihe, bitte?“

Als sich niemand meldet, verhandelt er leise mit dem Außenminister. Dieser gibt ihm eine Photokopie, die er ans Mikrophon trägt und vorliest.

Die Kluft zwischen den Reichsten und den Ärmsten wird sich vertieft haben.

Unruhe macht sich nach diesem Satz breit.

Die Hälfte der Rohölressourcen wird verbraucht sein.

Die vorhandenen Wasservorräte werden sich allein aufgrund des Bevölkerungswachstums um 35 Prozent verringert haben.

Der Holzbestand wird pro Kopf um 47 Prozent gesunken sein.

Pfiffe ertönen, Frau Raanje ruft: „Raus, du Laus!“

Die Differenz zwischen dem Pro-Kopf-Bruttosozialprodukt in den unterentwickelten Ländern und den Industrieländern wird von etwa 4000 Dollar im Jahre 1975 auf fast 8000 Dollar im Jahre 2000 zugenommen haben.

Erst nachdem der Lärm verebbt ist, kann der Diener weitersprechen, doch geht der folgende Satz in einem ohrenbetäubenden Geschrei unter.

Auch innerhalb der einzelnen Länder werden die starken Ungleichheiten nicht überwunden sein.

Jemand schüttet ihm Rotwein ins Gesicht, zwei Männer zerren ihm den Rock vom Leib. Nur durch blitzschnelles Bücken kann er einem Glas ausweichen, das auf seinen Kopf zugeflogen kommt. Er tritt rasch weg, worauf der Lärm zurückgeht.

„Mr. White aus Australien.“ Ein schlanker Mittfünfziger macht einen höflichen Bückling zu den Sitzenden hin.

„Es tut mir leid: Ich wäre an der Reihe gewesen.“ Die Leute lachen und klatschen. Er sei wegen Übelkeit an der frischen Luft gewesen, sagt White, sei jetzt aber zurückgekehrt ins Jahr 2000.

Die Umwelt wird wichtige Fähigkeiten zur Erhaltung von Leben verloren haben.

Die Bodenerosion wird weltweit im Durchschnitt mehrere Zentimeter Ackerland abgetragen haben.

Die Wüstenausdehnung wird sich auf einen erheblichen Teil des Weide- und Ackerlandes erstreckt haben.

15 bis 20 Prozent aller Pflanzen- und Tierarten werden ausgestorben sein.

Lebhaftes Klatschen und Bravorufe, die immer neu aufbranden, geleiten White zu seinem Platz zurück. Der israelische Botschafter, der als nächster an die Reihe kommt, wartet, bis der Kaffee eingeschenkt ist. Er liest mit ernster

Miene, einem Nachrichtensprecher nicht unähnlich, ohne vom Blatt aufzusehen.

Die globalen Umweltveränderungen, einmal in Bewegung geraten, ließen sich nur schwer umlenken.

Offene Baumlandschaft verwandelte sich schrittweise in Buschlandschaft, dann in empfindliches halbdürres Weideland, in wertlosen Unkrautboden und schließlich in nacktes Erdreich.

Der Boden, der organischen Stoffe beraubt, verlor seine Fruchtbarkeit und seine Fähigkeit, Feuchtigkeit festzuhalten, so daß sich Wüsten ausbreiteten.

Die besten damals verfügbaren Unterlagen deuteten darauf hin, daß die Weltbevölkerung im Jahre 2000 nur noch wenige Generationen von dem Zeitpunkt entfernt sein würde, wo sie die Grenze der Belastbarkeit des gesamten Planeten erreicht haben würde.

Die volle Wirkung der Umweltbelastungen und der Artenverringerung stellte sich einige Zeit nach dem Jahre 2000 ein.

Die Zeit zum Handeln, um den erkannten und geschilderten Ergebnissen vorzubeugen, ging zu Ende.

Lachen, Klatschen und begeisterte Rufe ertönen von neuem. Der israelische Botschafter, den ein derartiger Erfolg überrascht, hebt das Glas, worauf Dutzende von Gläsern in die Höhe schnellen und geleert werden. Der Kaffee ist für einige, wie den Isländer Rijska, der schlafend, die Arme auf dem Tisch verschränkt, daliegt, zu spät gekommen. Mr. Séguay und der Brasilianer halten sich um die Schulter und schunkeln versonnen hin und her, ein spanisches Liebeslied trällernd. Grindl gestikuliert laut redend vor dem Gesicht eines Scheichs herum, dessen Schleier zur Seite gerutscht ist. An einem Tisch klatscht und stampft man rhythmisch, um den nächsten Redner anzufeuern. Dieser, der Vertreter Angolas, hat Mühe, sich Gehör zu verschaffen. Er bittet mehrmals um Ruhe, klopft an sein Glas, schickt ein Räuspern durch die Lautsprecher. Auch die Glockenzeichen der Diener nützen nichts. Erst als man das Licht zurückdreht und es im Saal dunkel wird, nur noch die Kerzen auf dem Tisch ein unruhiges Flackern in den Raum werfen, verstummen die satten Esser.

Sir

Ladies and Gentlemen

Die Maßnahmen hätten nicht aufgeschoben werden dürfen.

Langer Applaus unterbricht den Angolaner.

Es hätte weltweit mutige und entschlossene Initiativen gebraucht, um die Bedürfnisse der Menschen zu befriedigen. Eine weltweite Veränderung der Politik wäre erforderlich gewesen, bevor sich die Probleme weiter verschlimmerten und die Möglichkeiten für wirkungsvolles Handeln immer stärker eingeschränkt wurden.

Bravorufe, Poltern von Fäusten auf den Tischen, Klatschen.

Allein um das Land und die Böden wiederherzustellen, wären Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte erforderlich gewesen.

Die angesprochenen Probleme hätten sich nur im Zusammenhang mit den schwierigsten sozialen und ökonomischen Weltproblemen lösen lassen.

Gesteigertes Rufen, ja Schreien, Pfiffe, Getrappel.

Das genaue Wissen um die Entwicklungstrends hätte Wandlungen einleiten können, die diese Trends und das prognostizierte Ergebnis verändert hätten.

Ladies and Gentlemen

Sir

Die Maßnahmen hätten nicht aufgeschoben werden dürfen.

Minutenlange Ovationen, Lachen, Geklatsche. Der Redner sieht sich genötigt, den letzten Abschnitt zu wiederholen, was neu bejubelt wird. Das Licht geht an, ohne daß sich die Leute beruhigen, es geht langsam wieder aus, der Lärm bleibt.

Entlang der Wand wird ein Schatten hereingeleitet, der dem Außenminister eine Depesche überreicht. Dieser liest sie im Kerzenschimmer, gibt darauf mit den Händen ein Zeichen. Das Licht geht an, man verstummt. „Eigentlich“, spricht er zu der Versammlung, „wollte ich den besten Vortrag aus Ihren Reihen auszeichnen. Nun werde ich durch eine Mitteilung überrascht, deren Überbringer ich den ersten Preis zuzusprechen nicht zögere, enthält sie doch“, er erhebt die Stimme, um das Klatschen zu unterbinden, das enthusiastisch loszubrechen droht, „eine Lösung für viele der heute Abend aufgeführten Probleme.“

Er überreicht dem verschüchterten Boten, einem kleinen Puertoricaner, unter stürmischem Beifall feierlich eine Urkunde und heftet ihm einen Orden an die Brust, schickt ihn dann mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Schulter aus dem Saal. Als es ruhiger wird, fährt er fort: „Ich möchte Ihnen den Inhalt des Telegramms nicht vorenthalten. Es stammt von unserem Präsidenten und lautet: Soeben hat das Parlament einer Erhöhung der Verteidigungsausgaben zugestimmt. Dies ist...“

Dem Außenminister ist ein Weitersprechen nicht möglich, der einsetzende tobende Applaus, von Trampeln und Gläserklirren, auch von Schmährufen begleitet, zerschlägt seine Worte. Da und dort fliegen Kaffeetäßchen, Handtaschen und Smokingröcke in die Luft. Das Johlen ist grenzenlos. Bis tief in die Nacht hinein, als sich der Außenminister längst zurückgezogen hat, hört man begeisterte Stimmen; spontan brechen immer wieder Hochrufe aus. Noch im Traum zuckt manch einem der Geladenen ein Lachen über das Gesicht.

Angela Baumann Klopfzeichen

Eine Frau verstummt. Unzumutbar in einer von Sprache beherrschten Welt, wird sie in eine Nervenheilanstalt abgeschoben. Hier reflektiert sie die Vergangenheit und sucht einen Weg, sich ohne tödliche Verluste in ein „normales“ Leben einzufügen.

Zuallererst spiegelt mein Fenster mich wider. Undeutlich aber unerbittlich liege ich als Folie auf der Welt.

Die geschweiften Lehnen der Bänke entstehen aus der Bitterkeit meiner Mundwinkel. Moorlöcher blicken meine Augen in die Rasenfläche, und zwischen den Blumenrabatten breiten sich die bleichen Wüsteneien meiner Wangen. Tintig vergeht der Horizont in meinem Haar.

Die ganze Welt sähe anders aus, wäre ich eine freundliche Blondine. Es kann für die Farbe der Blumen, die Haut der Geliebten nicht unerheblich sein, ob ich sie blauäugig oder schwarz sehe. Auch bin ich nachtblind, ohne die freundliche Unterstützung von Sonnen- oder Neonlicht auf meine Phantasie angewiesen: Alpträume, oder die barmherzige Finsternis der Ahnungen und Sehnsüchte.

Hätte ich auf meine Sehkraft verzichten sollen, anstelle der Sprache? Mein Wahn besteht aus vielen Ingredienzien, die einzeln und für sich genommen nicht besonders apart sind.

Wut kann ein Anlaß sein, verrückt zu werden. Hineingefressene, nicht umgesetzte Wut. Wie beim Kompost sollte sie eigentlich an Umfang abnehmen, an üblem Geruch. Die Gärung hat sich im verborgenen abzuspielen, und siehe da, ein guter Mensch und Staatsbürger macht Humus daraus. Es kann und darf nicht immerzu gären, Produktivität ist die Aufgabe des Menschen.

Nie werde ich meine Wut los. Hilflos gegen senile amerikanische Schauspieler, bin ich auch hilflos in meiner Familie. Wut an Kindern auszulassen ist unmenschlich, auch wenn sie sie listig provozieren. Und meine Ehe ist eine harmonische Ehe, ein für allemal, genauso wie unser Hund unser Hund ist, auch wenn er manchmal nicht so aussieht.

Da liegt kein Schlüssel zu meiner Verrücktheit. Meine Ehe ist eine gute Ehe, meine Familie eine intakte. Mein Mann hat mir nie durch Handgreiflichkeiten Gelegenheit gegeben, zurückzuschlagen. Unsere Kinder werden durch Argumente überzeugt, nicht durch Prügel, und meine Wut wird ordnungsgemäß kompostiert.

Meine Ehe ist eine gute Ehe. Ich ziehe mich in eine Nervenheilanstalt zurück, weil ich von mir eine gewisse Originalität erwarte. Schwierig ist auch eine gute Ehe. Soll ich mich hinsetzen und ausdiskutieren, durchblicken, aufarbeiten, Verdrängungsmechanismen aufdecken? Oder soll ich mir einen Liebhaber suchen? Wissen Sie was, Doktor, das ist mir alles zu abgeschmackt.

Die Türklinke, die Sie immerhin haben, als deutliche Unterscheidung zu Ihren Patienten, fühlt sich schön kühl an. In Eheberatungsstellen und bei Verhaltenstherapeuten gibt es nur feuchtheiße Klinken, die man sich gegenseitig in die Hände gibt, in der schönen Gewißheit, mit seinem Elend nicht alleine zu sein.

Ich möchte meinem Elend zumindestens den Anschein geben, es handle sich um ein ganz privates, einmaliges. Hast du den Kaiserschnitt schon gewaschen? fragte eine Krankenschwester die andere, und es gab sichere Anzeichen dafür, daß meine Person gemeint war. Sie können die Schwester allenfalls fragen, ob die Stumme heute wieder nichts gegessen hat. Ich mache Fortschritte. Die Stumme ist schon etwas Individuelleres als der Kaiserschnitt.

Warum ist es übrigens wichtig, daß die Stumme ißt? Wäre ein Hungerstreik etwas so wesentlich Gefährlicheres, als ein Sprachstreik? Geht der eine deutlich mehr ans Leben als der andere? Ist schonende Anstaltskost weniger oder mehr fade, als die übliche Sprachkost? Und wie sähe eine verbale Zwangsernährung aus?

Sie haben mein Fenster geputzt, nicht ohne vorwurfsvolles, quietschendes Fensterlederreiben an den fettigen Trübungen der Innenseiten. Verräterische Abdrücke der unterschiedlichsten Körperteile lassen Peinlichkeiten ahnen. Sie sind doch sonst ein so braver Patient, unterlassen Sie doch, uns noch mehr Arbeit zu machen, als wir ohnehin schon haben.

Sie wissen nicht, wie sonderbar nachts der Mond durch den Abdruck meiner Brust aussah und anderntags die Sonne, die ringförmig in gezackte Funken zerplatzte. Sie wissen nichts von den Ahnungen, in meiner Brust den kühlen Mond, in der anderen die glühende Sonne zu tragen.

Die Niederschrift meines Lebens führt zu der Erkenntnis, daß nicht einmal der ordentliche Versuch einer Bestandsaufnahme irgendeine Form von Ord-

nung zutage befördert. Vielleicht ist das ein akzeptabler Grund für die Patientin, ihre Einlieferung provoziert zu haben?

Was fragen Sie eigentlich meinen Mann, wenn er vor Ihnen im Besuchersessel sitzt? Fragen Sie ihn, ob er mich liebt? Sicher nicht, mit den verschwommenen Aussagen, die auf diese Frage folgen müßten, können Sie nicht viel Menschen und ihre Beziehungen zueinander, wenn sie darüber sprechen? Wozu benützen sie die Sprache? Einander näherzukommen, sich besser zu verstehen? Oder bauen sie Worte wie Mauern auf, sich dahinter zu verbergen? Werfen sie Worte wie Bälle in die Luft, davon abzulenken, was alles sie im Ärmel verschwinden lassen? Legen sie Worte wie Kiesel in die Schleuder – jeder Winzling ein Goliath, vermittelt der Sprachgewalt? Gibt es etwas Enttäuschenderes als dies: Menschen, die eine Hand in der Hosentasche, die andere am Rotweinglas, sich gegenseitig ihrer Gefühle versichernd? Aber ich bin nicht jemand, der Zärtlichkeit und Intimität Vorschub leistet. Ich beklage was ich zufüge, mir und anderen.

Natürlich liebt mich der Mann, und ebenso natürlich haßt er mich. Wir lieben uns, weil wir uns aneinander gewöhnt haben, und aus demselben Grund hassen wir uns. Wir lieben uns, weil wir einander ernähren, und hassen uns, weil wir zunehmend verlernen, uns die Nahrung selbst zu suchen. Wir lieben uns, weil wir uns geborgen fühlen, und die Ausweglosigkeit dieses Gewahr-sams treibt uns den Haß aus allen Poren.

Die Patientin krankt an der Banalität ihrer persönlichen Katastrophen. Oder fragen Sie ihn, ob er sich von seiner kranken Frau scheiden lassen will? Das ist mit Sicherheit nicht sein Stil. Wie sähe das aus? Die Liebe ist kein Vergnügen, sondern eine Aufgabe. Wir sind an das Knirschen unserer Zähne schon so gewöhnt, daß wir plötzliche Stille nicht ertragen.

Was fragen Sie meinen Mann? Seien Sie doch einmal originell und fragen Sie: Wer ist in Ihrer Verbindung der Mann, wer die Frau? Scheint Ihnen das zu offensichtlich, um überprüft zu werden? Gibt es einen schlimmeren Wahnwitz, als sich auf den Augenschein zu verlassen?

Meine Verrücktheiten sind mir sympathischer, Doktor, als die Ihren.

Meine Rolle ist nicht die der unausgefüllten Frau, die aus schierer Langeweile verrückt wird. Ich bin nicht zwischen zwanzig und dreißig, einer Zeit der völligen Unwissenheit, in einen Beruf geraten, der mir nicht liegt, für den es auch keine Umschulungsmaßnahmen gibt. Ich sitze nicht fest, in meinem Küche-Kinder-Kosmetik-Rahmen. Meine Rolle ist die des Mannes mit seinen herrlichen Freiheiten.

Schon als kleiner Junge ging es mir großartig: eingehüllt in eine fraglose, grenzenlose mütterliche Liebe, die wiederzufinden übrigens die geheime Triebfeder all meines Handelns ist. Und dann der heilsame Schock der Erkenntnis: jetzt, wo du weißt, wie du geliebt werden könntest, jetzt mach dich auf den Weg durch Schule, Sport, Beruf. Du hast viele Betätigungsfelder, auf denen du dich als so stark, gut und unschlagbar erweisen kannst, daß du dir Liebe verdienst. Vielleicht findest du sie wieder, jene mütterliche Liebe. Vielleicht nicht, aber es gibt herrliche Ersatzbefriedigungen: einen Sitz im Bundestag, Olympiamedaillen, Diplome oder den Ruf, ein Casanova zu sein.

Ich bin ein Mann. Ich bin nicht angewiesen auf angeborene Schönheit, ich kann mir alles erarbeiten. Die ganze Welt gehört mir, wenn ich nur tüchtig bin und mich nicht von Gefühlen beirren lasse.

Daß Sie Ihrem Sohn nicht verbieten zu weinen, wenn ihm etwas weh tut, daß Sie ihn nicht ausdrücklich zum Dienst an der Waffe für Volk und Vaterland

erziehen, gibt Ihnen nicht das Recht, mich für verrückt zu halten. Die Methoden, mit denen wir unsere Söhne erziehen, haben sich verfeinert, sind perfekt geworden. Aber was ist mit den Zielen?

Liefern Sie heute einen sanften, phantasievollen und gefühlsbetonten Sohn in der Schule ab. Wären Sie nicht ein renommierter Oberarzt, Ihr Sohn besuchte spätestens nach dem ersten Halbjahr die Sonderschule. Er träumt, er weint, er setzt sich nicht durch, er hat die denkbar schlechtesten Voraussetzungen, so etwas können wir in der Schule nicht brauchen.

So etwas können wir nirgends gebrauchen und was wir gebrauchen können, ist seit Menschengedenken das gleiche. Nur die Mittel ändern sich, nicht aber die Zwecke.

Ich bin ein Mann, Doktor, und nun kommt endlich Licht ins Dunkel. Es ist zum Verrücktwerden, wie ich gezwungen werde, an mir vorbeizuleben. Ich fühle es mehr, als daß ich es beschreiben könnte. Ich bin tüchtig bis zur scheinbaren Unentbehrlichkeit. Ich stehe meinen Mann im Beruf und als Ernährer. Nur manchmal komme ich nach Hause und fühle mich wie ein Fremder unter Fremden. Manchmal komme ich ins Büro, und alle sind jünger als ich. Manchmal sagt eine fremde Frau Sohn zu mir und sieht durch mich hindurch auf jemanden, den es nicht gibt. Manchmal sehe ich in den Spiegel und kenne mich nicht. Warum ich in der Irrenanstalt gelandet bin, braucht nicht gefragt zu werden.

Ich bin ein Mann, Doktor, und ich fühle mich scheußlich alleine gelassen. Alles, was mir meine Mutter beigebracht hat, hat sie in Gestalt meiner Lebensgefährte in Frage gestellt. Heute sitzt sie mit Freundinnen zusammen und fragt, wozu es überhaupt Männer gäbe, sie seien bis auf eine winzige Kleinigkeit völlig verzichtbar. Werde ich den Gleichmut noch erlernen, mit dem Frauen jahrhundertlang solche Atmosphäre ertrugen? Werde ich lernen, mir das Geschlechtsteil durch sinnige Konstruktionen hervorzuheben, werde ich es schminken und mit meinen Artgenossen konkurrieren um einen Platz in dieser einzigen und so leicht austauschbaren Funktion?

Bei Nacht sind alle Kater grau und was ich brauche, hat jeder Mann.

Ich bin eine Frau, Doktor, und ich möchte nicht in die entwürdigende Situation kommen, andere zu entwürdigen.

Ich bin verrückt und gar nicht fähig, jemanden zu entwürdigen. Ich brauche nicht mehr am Leben teilzunehmen. Habe ich jemals teilgenommen? Ist mir jemals Teilhaberschaft angeboten gewesen? Wir werden abgespeist. Wir nehmen allenfalls an der Verwaltung teil, an der Interpretation, an der Organisation des Mangels an Leben. Bestenfalls wird uns ein kleineres Übel präsentiert, als wir es befürchtet haben.

Ich lege meine Hand an die Fensterscheibe. Sie ist ein Kunstwerk, meine Hand, eine Landschaft mit labyrinthischen Gängen, Licht und Schatten, Hügeln und Tälern. Ich verdopple, vervielfache sie. Wie eine Sonne mit greifbaren Strahlen fächert sie sich über die Außenwelt.

Ich halte einen Spatz in der Hand. Ich fühle die Weichheit und Leichtigkeit seines rauchfarbenen Bauches, der zarten Füße. Eine Taube halte ich, sie hat die Farbe von welken Rosenblättern und ein Halsband, das die Kehle zusammenhält. Andernfalls zerspränge sie vielleicht vom heftigen Gegrur, das nicht als Lachen oder Schluchzen zu identifizieren ist. Ich halte eine alte Frau in meiner Hand, die vom Haar bis zu den Pantoffeln in milchiges Grau getaucht, derart über den Weg schlurft, daß hinter jedem ihrer Schritte graue Staubwölkchen herziehen. Ich kann sie nicht halten. Ich fühle, wie sie sich

hineinzieht in die Hand, den Arm hinauf, in den Körper. Ein kleines staubiges Wölkchen, das sich ausbreiten, von mir Besitz ergreifen will. Und endlich Sie, Doktor. Lebendig, rasch, die Parkidylle störend mit wehenden, weißen Kittelenden. Ihr Zeigefinger schiebt alle paar Schritte die Brille auf der Nase hoch, dabei sehen Sie gar nichts. Sie eilen beschäftigt von Bau X nach Bau Y, vor Ihren Augen entfaltet sich einzig der Weg. Sie sind ausschließlich damit beschäftigt, ihn zu betreten. Er dient Ihnen nicht zu endlosen Kreisbewegungen immer auf der Suche nach einer Mitte. Sie durchkreuzen dieses Gelände sicheren Schrittes, stören die Kreise und vermitteln den törichtesten Eindruck von Anfang und Ende, Beginn und Ziel. Wie, wenn ich meine vielfingrige Hand schlösse, Sie in einen Raum hineinzwänge, in dem Bewegung als Selbstzweck von vornherein ausgeschlossen ist? Krümmten Sie sich zusammen wie ein Embryo, zuversichtlich den Neubeginn abwartend? Zappelten Sie sich zu Tode in der tröstlichen Gewißheit, wenigstens bis zum Ende pflichtschuldig gezappelt zu haben? Oder begannen Sie, Ihre Finger, Zehen und Zähne zu zählen, endlich Bilanz darüber machend, was wirklich mit ihnen anzufangen ist? Ich lasse Sie frei, Doktor. Lassen Sie auf Ihrem Weg davonzappeln. Meine Hände sind nicht dazu da, etwas anderes zu halten, als sich selbst. Sie sind nicht greifbar, Doktor. Was Sie darstellen ist unhaltbar: Gesunder Menschenverstand, Ehrgeiz, Anpassung. Sie sind der Mittler zwischen diesen Forderungen und uns, die wir davor geflohen sind. Sie könnte eine Heimat sein, diese geschlossene Anstalt. Ein Platz, der mehr Eigenschaften auf sich vereinigt, die eine Heimat haben sollte, als sonst irgendein Aufenthaltsort. In meinem Garten zu Hause stehen zwar drei weiße Birken, als Abgrenzung und Sichtschutz gegen die Nachbarn, aber sie standen schon, als ich kam, sie werden stehen, wenn ich gehe, und nicht mein Vater oder Großvater hat sie gepflanzt. Was ich gepflanzt habe und liebevoll gehegt, wird den Schönheitssinn meines Nachfolgers möglicherweise stören. Er reißt alles heraus, pflanzt Blumen, wo vorher Wiese war, sät Rasen, wo der Tümpel war. Mit diesem Bewußtsein knie ich auf der Erde und nehme ständigen Abschied, wo ich wurzeln sollte. Das Gefühl der Vorläufigkeit betrifft ja nicht nur die Armseligkeit der Mietverhältnisse. Auch das Haus, das ich besitze, muß ich wieder verlassen, wenn es meine Vermögensverhältnisse über- oder unterrepräsentiert, meine Arbeitskraft nur weit davon an den Mann zu bringen ist. Wir können nur noch leichtes Gepäck von unseren Vätern ererben, ansonsten müssen wir die Annahme verweigern. Hier könnte ich so etwas wie eine Heimat haben. Immer dieselben alten Gebäude umstellen mich. Ich sehe der Linde im Hof beim Blühen zu, mache mich Jahr um Jahr in der Gärtnerei nützlich. Sie können ruhig als Ordinarius in die Landeshauptstadt gehen und Ihre pummelige Nachtschwester mitnehmen. Heimat ist nicht da, wo meine Freunde sind und für mich, die ich schweige, ist Heimat auch nicht da, wo man meine Sprache spricht. Wer spricht schon meine Sprache und wessen Sprache spräche ich, falls ich spräche? Wozu Wurzeln? Der Mensch ist schließlich kein Gänseblümchen. Ebensogut kann er an einem schillernden Seidenfaden durch die Lüfte fliegen. Wir leben den Altmenschenommer vor Einbruch der Eiszeit. Ich bin verrückt, nicht verpflichtet, flexibel und dynamisch zu sein. Ich kann mir eine Heimat nehmen und dort Wurzeln schlagen. Ich halte den Schlüssel zum Paradies in der Hand, solange ich nicht in die Sünde der Sprache falle.

Wie ein Abgrund verführt mich das Fenster, wieder und wieder hinabzustürzen. Meine Augen, deren Abdruck auf der Scheibe ich niemals zustande bringe, fallen hinaus ins Dunkel, auf den Weg, auf dem niemand daherkommt, sie zu zertreten.

Und durch das komische, wimperndurchkehrte Dreieck aus Nase, Braue und Jochbogen steigt die Welt herein:

Der von einer Laterne im Park in den Schatten gestellte Mond, zerfranste Baumkörper und die scharfen Konturen des Nachbarhauses, aus dem manchmal Schreie dringen, die meine Scheibe zu zersprengen drohen. Aber sie hält zuverlässig, die immer wieder frisch geputzte Glaswand zwischen mir und dem Draußen. Was sollte es auch für einen Sinn haben, den Mond einzulassen, diesen Verräter an allem, was Menschen bewegte. Allenfalls nützt er noch als Parabel für die Kapitulation von Phantasie und Traum vor dem Fortschritt der Schamlosigkeit.

Geh weg Mond, du bist zu nichts mehr zu gebrauchen, seit du zu gebrauchen bist. Es ist nur fair, daß jede Parkbeleuchtung dich überstrahlt.

Es ist verrückt, einen, der schweigt, in die Irrenanstalt zu sperren. Nicht der Irre schweigt, sondern der wahrhaft Weise!

Gesetzt, es fragt mich einer nach dem Weg. Ich schweige. Zwar kann ich nicht für mich in Anspruch nehmen, ihm den richtigen gewiesen zu haben, aber ich bin auch nicht für den falschen verantwortlich zu machen. Fragt mich einer nach der Zeit, schweige ich und bin nicht verantwortlich für die Hast oder Verzögerung, mit der er lebt.

Und erst, wenn es um Leben und Tod geht. Erleidet jemand, der mir nahe steht, einen Gehirnschlag und ich werde gefragt, ob man ihm im achtzigsten Lebensjahr noch den Schädel aufmeißeln soll, um in seinem Gehirn herumzuwühlen und nichts anderes zutage zu befördern als die Gewißheit, daß seine Blutgefäße porös geworden sind, schweige ich. Das könnte euch so passen, mir eine Mitwirkung aufzuhalsen. Ich schweige und mache mich nicht mitschuldig.

Ist das die Form von Leben, die notwendigerweise in einer Irrenanstalt landet? Man sollte es meinen, wenn man nicht draußen auf Schritt und Tritt davon gedemütigt würde.

Die toten Seelen sind mitten unter uns und in der Überzahl. Deshalb blicken sie so gelassen auf ihren hundertfachen Tod, weil sie nichts zu verlieren haben.

Wir sind schließlich keine Hasardeure. Wer viel einsetzt, verliert viel. Wir sind mit sterilisierter Milch aufgezogen, in Nasseschutzwindeln gelegen, sind noch nie dem leibhaftigen Tod begegnet, wurden von jeder Krankheit geheilt, bevor sie recht ausgebrochen war. Wir können uns nicht plötzlich um der Anteilnahme willen nackt in den Regen stellen.

Wieder einmal ist mein Fenster frisch geputzt, alle meine Bezugspunkte zur Außenwelt in einem Fensterleder davongetragen. Jedesmal, wenn ich durch die saubere Scheibe sehe, habe ich das Gefühl, die Welt wie mit einem Schalter anzuknippen. Plötzlich stehen sie wieder da, die weißen Bänke, die grünen Bäume. Plötzlich liegen die Kieswege wieder im Rasen und hängen die Vögel am Himmel. Sie werden nicht so unvernünftig gewesen sein, am selben Platz zu verharren, als ich nicht hinsah. Sie haben sich ausgetobt, während ich die Wände oder das Papier anstarrte. Die Bänke waren zwischenzeitlich grau und ihr Holz rau. Die Bäume waren schon ganz entlaubt oder die Farbe ihrer Blätter sanft. Der Himmel war zärtlich, und die Vögel trugen Todesahnungen.

Fügsam formiert sich jetzt alles wieder zu einem gleißenden Herbsttag, der keinen Dunst in der Luft oder an der Scheibe duldet, dessen Vögel sich zum Zug in ein besseres Land versammeln und dessen Blätter nicht endgültig fallen.

Wie jedes Jahr – kein Trost, kein Grund zur Verzweiflung.

Was macht mich als Teilhaber am „normalen“ Leben verdächtig? Daß ich mich weigere, mich in einen sicheren Rahmen zurückzuziehen, mir und anderen jederzeit auffindbar?

Ich führe mich selbst ad absurdum: Was anderes als einen todsicheren Rahmen stellt der Irrsinn dar?

Fühlen Sie es, wie ich es fühle, es ist kein Spiel mehr. Ich serviere Ihnen nicht mehr Modelle und Gegenmodelle, bleibe menschlich, normal, als wissenschaftlicher Nichtbesitzer der Wahrheit. Ich entlarve mich als einer, der den kindlichen Starrsinn nicht abgelegt hat, Anspruch auf etwas Absolutes zu haben. Der Verlust der Sprache stellt sich als Finte heraus. Ich kranke nicht am willentlich angelegten Panzer der Sprachlosigkeit. Ich sitze ganz und gar hinter Panzerglas eingesperrt. Ihre Anstalt ist ein Hort der Freiheit gegen dieses Gefängnis.

Man hat mir einen Fensterriegel ausgehändigt, gegen mehrere ärztliche Unbedenklichkeitserklärungen und Gegenzeichnungen. Meine Vorsicht wurde bestätigt. Es ist keine Selbstverständlichkeit, ein Fenster zu öffnen. Es ist bedrohlich, lebensgefährlich und nicht jedem Menschen zuzutrauen und zuzumuten.

Was mich bewog, die Möglichkeit, ein Fenster zu öffnen, immerhin in Erwägung zu ziehen, ist ein bisher unbeachteter Aspekt. Nicht nur das ungetrübte Sehen und Hören der Außenwelt ist zu überlegen oder zu verwerfen, es beginnt mir an Luft zu mangeln, an verwertbarem Stoff zum Austausch verbrauchter Gase in meinem Innern. Ich atme ein, was ich ausgeatmet habe. Die Patientin ist fortschreitend von Blässe angekränkt.

Das schöne Fenster, schützend und filternd, wird irgendwann wenigstens kurzzeitig geöffnet werden müssen. Eine Gefahr wiegt ebenso schwer wie die andere. Sollte sie selbst nicht fähig sein, die Tat zu vollbringen, wird ihr geholfen werden müssen; vielleicht wartet sie nur darauf. Es fragt sich, was angebracht ist: Den Riegel ansetzen und mit einem Ruck beide Flügel weit aufreißen, um die noch immer freundliche Herbstluft eruptiv hereinzulassen, oder einen fast unmerklichen Spalt herstellen, der langsam und stetig verbrauchte Luft hinaus, frische herein läßt? Ich weiß noch nicht, wofür ich mich entscheiden werde. Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, den langsamen Erstickungstod.

Eckart Menzler Der Kopfschlächter

„Die ganze Stadt war voll von diesen bleichen und abgezehrten Siebentags-tragöden, die DU, über Götter und Menschen grausamer Herrscher, Eros und so fort mit lauter Stimme brüllten, und das lange Zeit, bis der Winter und ein starker Frost einsetzten und ihrem Geplärr ein Ende machten.“

Lukian

Das Verweigern des Glücks ist eine demütigende Sache. Aber wann heißt ein Leben schon geglückt? Ich bin mir nicht einmal mehr sicher, was „scheitern“ heißt.

VERDAMMT, VERDAMMT, DU SCHEISSTYP, SCHLAF NICH, KOMM ENDLICH!

Ich arbeite seit zwei Wochen hier. Es ist ein kalter Schlachthof. Blut, Wasser, Gummischürzen, Kacheln, Neonlicht. Ketten, Messer, Sägen, Haken, Aluminiumwannen. Und Elektroschocker zum Töten. Töten ist keine anstrengende Arbeit. Ich darf nur töten. Hier schlachten nur gelernte Metzger. Ich kann nicht die verschiedenen Fleischsorten auseinanderhalten. Es interessiert mich auch nicht. Töten strengt Hirn und Magen nicht an. Die toten Augen der Schweine sind nur blöde. Schocker anlegen. Tschock und weg. Das Vieh sieht man nie wieder.

DU BRINGST MICH NOCH ZUM WAHNSINN! MACH HIER ENDLICH MIT, VERDAMMT NOCH MAL!

Ich wollte ein unauffälliges Leben. Ich wollte in dieser Welt nicht mitmachen. Und der einzige Weg nicht mehr mitzumachen, ist: nachdenken, präzise nachdenken. Das wäre ein Leben ohne Zeit und Hoffnung, aber es gäbe auch kein Warten mehr.

MEINST DU, ICH MACH DIE ARBEIT ALLEINE, DU DRECKSAU, KOMM JETZT HER!

Im Akkord geht es schnell und einfach: anlegen, Tschock und weg. Tot. Das Denken wird ausgefällt. Tag für Tag. Ich habe auch keine Energie mehr, etwas anderes zu machen. Was sollte sich lohnen? Ich halte alles für überflüssig und gleichberechtigt vertilgungswürdig. Ich mache keine Unterschiede. Ich schwanke allerhöchstens zwischen Depression und Apathie.

Töten. Tag für Tag. Wöchentlich 2000 Schweine. Vielleicht sterbe ich jedesmal mit. Ich habe Angst, daß hinter meinem Rücken was Schreckliches passiert. Manchmal habe ich Angst, daß vor meinen Augen etwas Furchtbares passiert, aber ich kann es nicht sehen. Mein Hirn muß ständig arbeiten, alle Menschen müssen immer denken. Wenn der Geist nicht konstant arbeitet, zerfällt er, und wir werden verrückt. Unser Denken ist das Maß der Natur. Wir schreiben der Natur die Gesetze vor. Aber unser Geist ist ja auch ein Teil der Natur. Und die Natur verändert sich. Und wenn unser Denken von Unregelmäßigkeiten, Abweichungen heimgesucht wird, die es sonst nur in der Natur findet oder bei anderen, bei Deppen vielleicht, feststellt? Man merkt es vielleicht nicht mal. Wenn der Robinson Crusoe auf seiner Insel die ganze Zeit bloß mit sich alleine geredet hätte, könnte es da nicht eine Veränderung

in seinem Wortschatz gegeben haben, die er nicht mitbekommen konnte? Der Engländer John Ruskin glaubte, daß mit dem Heraufkommen der Industrie die prachtvollen und perlenden Farben der umliegenden Natur blasser geworden seien. Aber wie kann ich feststellen, ob sich auch die Bedeutungen der Farbwörter geändert haben, wenn alles so langsam geht, daß ich es nicht bemerke? Obwohl ich sehe, Tag für Tag, sehe ich doch nichts. Ich kann nicht einmal ausschließen, daß ich solche Schwierigkeiten nicht habe. Ich erinnere mich gut daran, daß ich dieses und jenes Wort auch schon letztes Jahr oder letzten Monat bei der und der Farbe und in der und der Situation verwendet habe, und daß ich das nächste Jahr noch immer so tun werde. Aber kann ich so etwas überhaupt sagen? Natürlich weiß ich nicht, ob meine Worte ein ebenso präzises Maß für die Natur sind, wie das Urmeter in Paris. Haben wir auch so einen Rahmen für geistige Sicherheit wie ein physikalisches Paradigma für Hoch- und Tiefbau? Ich weiß das nicht.

Vielleicht stimmt jedes Wort mit der Wirklichkeit überein, ergibt aber in der vielfachen Verknüpfung einen krampfartigen Blödsinn. Vielleicht steht nachher ohne Wirklichkeit da, wer auf die Langsamkeit des Lebens setzte. Ich habe keine Lösung.

Man muß sich schützen. Schweigen ist ein guter Anfang. Ich selber spreche eine DIN-Sprache. Ich brauche nicht viel Wörter. Ich schätze, daß ich mit 1500 auskomme. Das reicht mir jetzt. Damit kann ich mich durchschlängeln. Um sein Leben verworfen zu können, brauchen sie natürlich mehr. Aber ich habe nicht einmal versucht, Leben gegen Wissenschaft auszuspielen. Und jetzt bin ich aus Not hier. Dabei wollte ich anfänglich gerade aus einer erbärmlichen und ekelerregenden Armut heraus, in die ich wieder hineingeraten bin. Vielleicht ist das der Anfang, mein Anfang.

JETZT IST MITTAGSPAUSE, DU SCHWULE SAU!

Ich pflegte eine sorgfältige Verzeiherung an meinen Lebensumständen. Arbeitslos. Keine Wohnung. Keine Freundin. Alles setzte ich in Bewerbungen. Das wenige Geld floß in großzügig aufgemachte und präntiös ausgestattete Bewerbungsmappen. Ich gefiel wegen meiner hastigen Intelligenz, schien zugleich noch devot. Ein gutes Rohmaterial für quicken Führungsnachwuchs. Eine Versicherungsagentur stellt mich als Direktionsassistent ein. Das unfaßbare Gehalt von 4000,- DM netto brachte mir die Anerkennung meiner Eltern, aber auch skeptisches Lächeln von ehemaligen Freundinnen. Es sah so aus, als ob ich der Gesellschaft endlich den Preis gezahlt hatte, den ich ihr so lange wie möglich hatte entziehen wollen.

Ein neues Leben. Ich hatte Geld. Ich lächelte fortwährend. Ich funktionierte. Drei Jahre, sagte ich mir, machst du das, und dann steigst du aus, um was Eigenes zu machen. Aber was sollte dieses Eigene sein? Trotzdem hältst du es drei Jahre durch. Jeder muß das machen. Es hilft ja nichts. So ist das Leben. Meine Verwandlung begann mit der Geschäftskleidung. Wie die mich in Gefühle hineinzwang! Unbegreiflich, welchen Einfluß allein die schwarzen Lederschuhe auf mich hatten. Ich war turnschuhgewohnt immer getänzelt, aber lief jetzt völlig anders. Ich patschte mit abgehackten Schritten auf dem Asphalt und Kopfsteinpflaster einher, und jeder Tritt auf den Boden gab einen harten Ton ins Ohr. Mein Gang kam mir markiger vor, als er in Wirklichkeit war. Dazu Tweed-Sakko, darunter ein blauer Lambswoolpullover und ein artiges Hemd. Graue Flanellhose. Ich fühlte mich zerstückelt. Das Sakko engte meine Bewegungsfreiheit ein. Ich konnte nicht herumspringen, die Arme nach oben werfen oder seitwärts kreisen lassen, ja selbst am Schreibtisch konnte ich kaum mit meinem Füllfederhalter schreiben, weil mir der zu eng

geschnittene Ärmel den Ellenbogen zu nahe am Körper hielt. Ich fühlte mich unwohl. Aber ich war korrekt gekleidet. In meiner alten Lederjacke kam ich mir schön gepanzert vor, die Arme pendelten an den Seiten, und wenn es kalt wurde, dann steckte ich meine Hände in die weiten Taschen der warmen Cordhose. Das ging beim Sakko nicht, es war zu lang. In der Cordhose hatte ich absolute Bewegungsfreiheit, und mein Hintern zeichnete sich deutlich ab. Darin fühlte ich mich aktiv und lustig, einfach gut. Der Flanell aber lag kratzig auf der Haut, die Bügelfalte gab eine Schrittrichtung vor. Die Hose war mir zuwider. Ich ließ meinen Körper auf bestimmte Bewegungsarten einschränken. Ich wollte mich auf zivilisiertes Leben einlassen. Ich verstand die Sucht der Angestellten nach Sport. Ich ließ es geschehen. Ich zog mich jeden Tag nach der Arbeit um.

Mein Chef war ein gedrungenes und ungeduldiges Wichtelmännchen. Er kam ständig mit Jägerfreizeitkleidung ins Büro. Man zog Lodenmäntel an und hatte als Lieblingsfarben grün und oliv. Ein feines Hütchen wurde von manikürten Fingern gelüftet. Das Gesicht verriet keine Freundlichkeit. Ich pflichtete ihm bei. Ich nickte. Ich beschränkte mich aufs Schweigen. Ich machte nichts falsch. Aber wohin mit meiner Sprache? Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend mußte ich rapportieren, was ich auf meinem Weg durch die Abteilungen sah. Was ist Ihrer Meinung nach gut? Was ist Ihrer Meinung nach schlecht? Was redet man über mich? Ich wich aus und lächelte. Er erzählte sich selber, was er hören wollte. Ich hielt seine Position für völlig überflüssig, er sich aber für am wichtigsten.

Er las allmorgendlich sämtliche Post auf der Suche nach Schwachstellen. Er wartete auf Beschwerden. Was kam, war vernachlässigbar. Er trank Tee. Größere Abschlüsse hatte er sich vorbehalten, das gab ihm einen Schein von Nützlichkeit. Die Arbeit hatte er so beschnitten, daß niemand auch nur ein Fitzelchen Entscheidungsfreiheit hatte. Alles war geregelt und lief am Schnürchen. Also legte er krankhaften Wert auf Kleinigkeiten. Er maß mit dem Lineal Karteikarten nach, sandte Änderungsvorschläge für Formulare an das Europaparlament. Er prüfte jede Akte stundenlang und war endlich unzufrieden, wenn er keine Fehler fand.

Er verbreitete eine Atmosphäre der Einschüchterung. Er schoß in die Bürozimmer, ohne anzuklopfen: Schließlich war es ja seine Firma. Er macht peinliche Bemerkungen oder ekelhafte Komplimente zu Aussehen und Kleidung der Angestellten: Schließlich waren es ja seine Angestellten. Er war dieser verdrehte Spieß, der sich als Weltmann verkennt, weil er schon mal in New York war. Er hatte eine merkwürdig liberale Sympathie für die Grünen, aber: Alles hat seine Grenzen, nur der Haß gegen Kommunisten nicht. Dieser Mensch wurde mir unerträglich. Ein Schmock.

Ich hörte von ihm die Lebensgeschichten all der Mitarbeiter. Seine Vorliebe für Klatschsucht zeigte sich in dem ausgefeilten Detailreichtum seiner Erzählungen, und bei privaten Dingen lächelte er maliziös. Er konnte stundenlang am Telefon hängen, um herauszukriegen, warum sich jemand krank meldete. Er erreichte es meistens, daß diejenige am nächsten Tag pünktlich mit starrem Gesicht auftauchte. Dann lief er mit gespitztem Mund triumphal in seinem Zimmer auf und ab. Ihre Qual war seine Lust. Manchmal schlug das durch, und er zischte: Die gehört geschlagen, die gehört jetzt hier geschlagen. Dann lächelte er befreit und setzte sich zum Tee an den Schreibtisch. Ich machte da mit. Ich wartete. Er setzte sich gegen mich durch. Im Laufe der Zeit begann ein Verrat an meiner Erfahrung. Ich wollte mich zur Wehr set-

zen. Das wäre der Beginn einer eigenen Sprache gewesen. Aber ich schwieg. Mein Protest versteckte sich, wartete ebenfalls. Arbeitsende achtzehn Uhr. Umziehen. Ich wollte das Erlittene am Abend kompensieren: durch Nachdenken und Gespräche. Ich dachte mir entfernte Probleme zurecht. Ich las englische Zeitungen. Ich übersetzte Christian Wolffs „Prima Philosophia sive Ontologia“ vom Lateinischen ins Deutsche. Dann las ich wieder. Ich las nicht, um etwas herauszukriegen oder um mich zu vergnügen. Ich las, damit mir nicht langweilig war. Es zog mich auf die Straße, aber ich hatte Angst vor der neuen Stadt. In dieser Provinzstadt war ich jemand. Es gab Orte, an denen ich mich nicht sehen lassen durfte. Ich hatte Angst, meinen Angestellten zu begegnen. Ich liebe die Einsamkeit nicht. Ich rede viel lieber mit Menschen. Es macht mir Spaß, mit Leuten über kostbare Blumen und Drachen zu reden. Ich komme ins Strömen, reichere das Erlebte mit Gedanken und Phantasie an. Das gibt ab und zu schlechte Luft. Die Blutleeren und Furchtsamen schweigen und bleiben fort. So bleibt man alleine an den Theken und trinkt. TRINKT. Weil man soviel geben möchte. Das hat man aber nicht gelernt. Jeden Morgen wieder hinein in die Geschäftsklamotten. Jeden Morgen zehn Minuten früher anwesend als die Kollegen und Kolleginnen. Jeder Arbeitsgang wurde von mir durch „learning by doing“ absolviert. Unausgesprochen stand dahinter der pädagogische Gedanke des Chefs: Ihnen kann dann niemand mehr was vormachen. Dieser Gedanke war mir fremd, er war eine patriarchalische Ungezogenheit, da war der Krupp mit seinem Generalregulativ noch ehrlicher. Also hin zu den distanzierten Hausfrauen um die vierzig. Jede stützte ihre Unabhängigkeit auf ihren Arbeitsplatz und darauf, ihre Kinder ohne Mann zu erziehen. Ihre Stärke war Borniertheit, ihr Eigengefühl war Dumpfheit. Ich sah keine Kraft, die von Kindern ausging. Abweichungen von ihrem Arbeitsduktus wurden bei Untergebenen haarsträubend mit Klatsch, Hinterlist und kühler Intrige bestraft, aber als höhere Gewalt klaglos hingenommen, wenn es Vorgesetzte waren: mit unbewegtem Gesicht. Nach oben hin waren sie stumm. Ich machte winzige Fehlerquellen aus. Es ging ja alles glatt. Vieles war zwar überflüssig, aber das Überflüssige war gerade das Individuelle an ihrem Arbeitsplatz. Das wurde verteidigt. Die Routine bekam so einen Schein von Eigenleben und Selbstbestimmung. Was auf der einen Seite ein Mehr an Muß vorhanden war, fehlte auf der anderen. Es ging auch deshalb so perfekt, weil sie nicht alles machten, was sie sollten. Diese Abkürzungen zeigten ihre tatsächliche Qualifikation, denn durch die so jeweils individuell herausgezogene Zeitersparnis konnten sie das erwartete Pensum erreichen. Entstandene Fehler nahmen sie dann auf ihre eigene Kappe. Das erzeugte ein ständig vorhandenes Gefühl, etwas Unerlaubtes zu tun. Jederzeit konnte der Chef kommen und sich darauf berufen, daß bestimmte Fehler nicht vorkämen, wenn sie es gründlich machen würden. Einwände, daß sie dann nicht ihre Antragszahl voll bearbeiten könnte, hätte er mit dem Hinweis beantwortet, daß diejenige dann wohl eine Fehlbesetzung sei. Er konnte sich auf das Schweigen der anderen Frauen verlassen. Er lachte insgeheim, weil sie nicht einmal einen Betriebsrat zustande gebracht hatten. Das zeigte ihm viel. Ich hatte nach zwei Wochen alle Arbeitsabläufe im Kopf, konnte also zur Not bei Krankheit als Springer arbeiten. So dachte auch der Chef. Die Frauen brachten meine Kenntnisse und neu erworbenen Fertigkeiten in kühle Wut. Sie fühlten sich bedroht und nicht ernstgenommen. Sie wußten nicht,

ob es nicht doch ein Versuch war, die Firma zu verjüngen und so die Sozialkosten zu senken. Ich schien alles zu bedrohen, was sie sich in jahrelanger Kleinarbeit aufgebaut hatten. Mit dem Zustand, so wie er war, fühlten sie sich zufrieden. Sie wollten ja gar nicht glücklich werden: In der Firma schon gar nicht. Sie wollten Sicherheit. Ich kehrte mich nach innen.

Ich suchte einen lebendigen Arbeitsplatz mit Kollegialität, mit Resultatorientierung, aber auch gleichzeitigem Spaß an den Aufgaben. Hier aber wurde hierarchisiert und geduckt. VERWALTUNG. Hier wurde eben nicht kreativ produziert. Weggetreten und weitergemacht. Bis daß die Rente euch scheidet. Sie versteckten weiterhin ihre Teetassen. Die Aschenbecher verschwanden weiterhin, wenn der Chef sich mit polternden Schritten einem Zimmer näherte. Es herrschte eine allgemeine mäßige Unzufriedenheit, und sie verwechselten nicht Alltag mit Leben.

Nach und nach fing der Herr Chef dasselbe Spiel mit mir an. Er schrieb mir vor, wie ich Briefe zu schreiben hätte; gab mir eine Liste mit Reihenfolge und genauen Zeitangaben, um die einzelnen Büros zu kontrollieren. Mein Gesicht wurde düster. Ich tobte mich in Werbekonzeptionen aus. Eine Idee wurde halbherzig realisiert, um mich nicht ganz zu verärgern.

Ich fing an zu stammeln. Diese Ungrammatikalität war für mich ein Zeichen höchster Präzision. Alles in mir stemmte sich gegen die Zurichtung meines Lebens. Ich konnte nicht mehr reden, nichts mehr darstellen, weil ich keine Eigentumsbeziehung mit den Bürovorgängen hatte. Aber schweigen konnte ich auch nicht mehr. Ich redete ungereimtes Zeug.

Umziehen. Und dann lief ich in die nächste Kneipe. Eine gehobene Pilsstube für höhere Töchter mit Eigentumswohnung, GTI und Bogner-Jeans. Es wird zwar CDU gewählt, aber sie sind selbstredend für den straffreien Schwangerschaftsabbruch. Sie finanzieren mit ihrer Kirchensteuer zwar alle kirchlichen Kampagnen für die Beibehaltung des § 218, aber man will ja auch mal kirchlich getraut werden, gell. Ich galt als amüsant. Ich hatte eine gute Stellung, verfügte über Geld, lebte aber in einem Wohnklo. Ich spielte kein Tennis, hatte keinen Ehrgeiz, mir einen Porsche zu leisten, und besaß nicht mal eine Stereoanlage, ihren Beweis menschlicher Sinnlichkeit. Ich konnte mich austoben und erntete schrilles Gelächter. Ihr wohlwollender Beifall war nicht zum Aushalten. Wir verstehen zu leben, war noch der freundlichste Zynismus in ihrem Mund. Ihre Leere und Ratlosigkeit durchspielten sie mit Reisen und heillosen sportlichen Aktivitäten. Waren sie endlich mit vierzig beruflich erfolgreich geworden, ließ man die Heiratsanzeigen in FAZ und ZEIT setzen, nicht ohne darauf hinzuweisen, daß man anspruchsvoll und kulturbeteiligt sei. Es war ein Hohn, aber eine Abwechslung. Aber das war das Leben: mittelständisch und konservativ. Ihre eigene Phantasie war ihnen fremd. Und draußen in der Welt konnte man damit nicht heimisch werden. Da warteten Chaos und Ärger. Sie suchten nach Harmonie, und wehe, wenn es jemand bei ihnen nicht gemütlich fand. Die Mütter hatten ihnen eingetrichtert, daß sie eine aufsteigende Familie seien. Das hatten die Töchter gut im Ohr. Sie waren zielbewußt und energisch. Sie waren geil auf Geld, Erfolg und Ansehen. Und so lernten sie sich so zu verhalten, um dahin zu kommen: stark, offen, anregend, fleißig, ordentlich, vielseitig, herzlich, verläßlich mit gutem Eigengefühl. Sie funktionierten hervorragend. Kälte ohne Leidenschaft kooperierte mit dem Kampf gegen ihr Privatleben. Ich habe mich zum Streß entschlossen, hieß es. Die diätische Lebensführung unterband panische Ängste. Ich sah da keine Zukunft. Dort wuchs keine Liebe.

Wohin? Trinken. TRINKEN! Was wißt ihr von tänzelnden Gläsern, ausge-

trunken und mit einem Griff die beiden 0,5er auf die Resopaltheke geknallt, so daß sie sich durch die Velozität in ihrem zu Bier gewordenen Schaum dicht voneinander wegquirlen, weil die Gläser oben einen größeren Umfang als unten haben, also durch die Eigenbewegung einfach Lust verspüren, diesem Zwang des bloßen leeren Zusammengestelltwerdens zu entgehen, um endlich als zwei wohlgestaltete Säulen des Herkules eine Augenweide vorzuspiegeln. Dieses Ereignis lädt den ehemaligen Besitzer unverzüglich ein, erneut zwei Gläser voll Alkohol zu bestellen. Grandios, diese Uneigennützigkeit leerer Gläser, sofort auf ihre vollen Brüder und Schwestern zu verweisen, obwohl sie wissen, daß an diese Mänder, die sie berühren durften, sich sofort andere Gläser mit den trinkfreudigen Lippen intim machen. Unfaßbar, daß die alten Gläser keinerlei Eifersucht zeigten und keinerlei Geilheit auf meine süßigen Lippen verspürten, und hätte man sie nicht mit dem Befehl zurückgeordert: „Bitte in dieselben Gläser!“ dann hätten sie sich ohne eine Entschuldigung unbotmäßig aus dem Staub gemacht. Aber diesen Gläsern wurde unbarmherzig gezeigt, wer hier die Macht hatte, und wenn die Glaslippe auch noch so zart und weich sich an den Trinkermund schmiegte, so war doch klar, wann sich wer an wen legt. Wer das Glas aber anruft, der soll von ihm gesäugt werden. Ein Sklave der Trunksucht soll das Glas sein, und die Trunksucht die reinste Idee in Platos Himmel, und diese Idee hatte ja mit dem ständigen Gläser-zum-Munde-Führen nichts zu tun, und irgendwie wurde das Geld knapp. Ja, TRINKEN. Diese Bewegung, dieses erotische Zum-Munde-Führen, die imperiale Gebärde des Absetzens, dieses übervorsichtige Annähern des Glases bei Volltrunkenheit, das dann schon längst nicht mehr tragische Verschütten, ja das lustige Zerstören und Umherwerfen der Gläser erschien dann schon mythisch, eine schamanistische Handlung, um sich mit der TRUNKSUCHT zu vereinigen, um wenigstens ein bißchen dieser WAHRHEIT mitzukriegen, ein Versuch der Teilhabe am WUNDER. Und dieses ständige Glas erneuert werden durch barmherzige und geradezu göttliche Wirte, die sich stoisch über Leben und Tod ihrer Gläser hinwegsetzen, auf das bereits nicht mehr vorhandene Geld ihres Gastes schielten, der mit letzter Kraft noch röchelte: Einen Deckel mußt du machen! Und endlich mein Bier, bitte! Wie die anfängliche Wut des Wirtes des knappen Alkohols verrauchte, weiterhin gefüllte Gläser hinstellte, selbst noch über den -zimal gelallten Satz lacht: Schwerter zu Zapfhähnen!, diese Ergebenheit, die sie einem Gast entgegenbringen, weil der am nächsten Tag eine nepperte Rechnung begleichen wird. Oh, dieses widersinnige Staunen der Stammgäste, die nicht wußten, wie mir geschah, und ich war doch im Paradies. Alles niedere Welt.

Schlechtere Verkörperung der Idee TRUNKSUCHT. Hinein in den Kop, Leber, duck dich! Und Nena sang: Zwanzig kleine Äppelkorn müsse in de hohle Knorrn, jaa, dreißig Liter Äppelwei müsse in de Kopp enei. Und alles guckte pikiert, und ich wollte ein Ende, irgendein Ende. SAG MAL, LABERST DU WIEDER DIE LEUTE VOLL, DU ARSCH-LOCH, DU MIESES!

Die Strafe namens Montag wartete auf mich, und ich war noch volltrunken. Unter dem Vorwand, die Auftragsbearbeitung noch nicht genügend studiert zu haben, entkam ich ganztägig der Aufsicht des Herrn Chefs. Das Auftragsbearbeitungszimmer war doppelt besetzt. Ich stürzte hin und gab lauthals bekannt, daß es heute mein Ziel sei, sie von der Arbeit abzuhalten und einige Sentenzen in die Welt zu setzen. Sie besorgten eine Flasche Sekt. Ich lächelte. Es fing an, bei mir zu gären. Die Rede ging mühelos von der Zunge, nur sel-

ten durch Korrekturen von Versprechern unterbrochen. Mir ging es um die Kategorie des Zusammenhangs, aber ich konnte ihnen ja nicht meine Angst um die Wirklichkeit meiner Gefühle, meiner Hoffnungen und meiner Pläne offenbaren. So schlossen wir W. C. Fields mit seiner Abneigung gegen Kinder und Hunde mit der Stadtorganisation, Firma, Liebe, Geld, Tod und Gott zusammen. Sie waren begeistert. Hinter der Maske der Servilität sahen sie jemanden, der nicht in diese Firma paßte. Und ich wußte nun, daß sie diese Firma sogar als besser als normal einstufen, ihnen tatsächlich die Arbeit Spaß machte, sie sich aber über Chef, Positionen oder Alternativen nicht einen Gedanken gemacht hatten. Man ärgerte sich darüber, aber weiter ging das nicht, weil „man ja doch nichts machen kann“. Sie wußten nicht mal, was genau in den entfernteren Zimmern gemacht wurde. Sie waren einfach froh, eine Arbeit zu haben. Einen regelmäßigen Fixpunkt, einen Lebensrahmen. Ich war konsterniert. Waren die einfach härter, stumpfer, realistischer, zielstrebig, dümmer? Wollten oder konnten die nicht anders? Ich sah verlegenes Lächeln und Schulterzucken: So ist das Leben, jeder macht's eben so, wie er will, blah, blah, blah. Ich war wütend.

Ich wollte ein anderes Leben. Was sollte mir dabei mein Gehalt helfen, was diese Arbeit, was zum Teufel diese Menschen? Was sollte ich tun. Drei Jahre durchhalten und dann was eigenes aufmachen? Ich wartete auf eine Subito-Utopie. Ich ging durch die Stadt.

Es war noch bis in die Abendstunden hell, die Luft war mild, und ich fühlte mich beim langsamen Dahinschlendern sehr wohl. Die sinnlose Beleuchtung einer Weinkneipenreklame zog mich an, und ich ging hinein. Drinnen war's leer, nur zwei Gestalten hantierten hinter der Theke. Eine männlich, eine weiblich, beide in Orange. Mit Mala. Baghwans Bild leuchtete im Spot. Ich bestellte den guten Wein, und über unser Gespräch kamen wir in die Nacht hinein. Sie hieß Ma Prem Seevra und war früher Grundschullehrerin in der Schweiz. Gegen drei Uhr nachts bestellte ich Sekt für uns drei. Wir setzten uns an einen Tisch und redeten über die immerwährende Jugendklaverei, über den Selbstzwang, verschluckten Zorn, dieses Sich-in-die-eigene-Schwäche-Flüchten, die depressive Perspektivlosigkeit, die punktuellen Erniedrigungen und den Unwillen zum Handeln. Die Fröhlichkeit, das Lachen steckte mich an. Ich wirkte für die beiden sehr kopfig.

Morgens das ewige und immer wiederkehrende Umziehen. Der ewige und immer gleiche Weg zur Arbeit. Die Straßenverkehrsordnung setzte auf Selbstdisziplin: Jeder Verkehrsteilnehmer hat sich so zu verhalten, daß kein anderer geschädigt, gefährdet oder mehr, als nach den Umständen vermeidbar, behindert oder belästigt wird. Mein Gott, bitte aufs Büro übertragen. An den Ampeln ein Zusammenreißen im Dreisekudentakt, weil sie sich nicht länger konzentrieren konnten. Gleichgültige Gesichter. Niemand las im Bus. Alles starrte plump aus dem Fenster. Aber die Arbeit war schon im Kopf.

Es sollte ein kurzer Tag werden. Den Chef begrüßt, in die Druckerei gefahren und geprüft, ob die Werbemittel ordentlich gemacht waren. Wieder zurück, wünschte der Chef ein gemeinsames Mittagessen. Sein windschlüpfiger Ton mir gegenüber, diese unangebrachte Achtung vor mir wurde stets mit ironischem Selbsthaß verschränkt: Eigentlich bin ich ja nur richtig Soldat gewesen. Ich traute mich nicht zu sagen: Bitte lassen Sie uns doch realistisch miteinander umgehen. Er hätte das nicht verstanden.

Er wurde vertraulich. Zweimal konnte ich mich den Einladungen zu familiären Wochenendspaziergängen entziehen, dann aber mußte ich unter idiotischen Gesprächen, denen ich keine eigene Prägung geben wollte, den Wald

entlangspazieren. Ich mußte mir anhören, wie schön doch ausgerechnet diese Stelle im Wald sei, wie schön das Licht auf diese Baumgruppe falle, wie labend der Anblick von Kühen auf der Weide sei. Kein Blick konnte schweifen oder verhalten, ohne von einem dämlichen Kommentar irritiert oder sich böse vom anvisierten Objekt zu wenden. Warum brauchte dieser Mensch so viel Distanz zur Natur? Ich liebe die Großstadt. Ich hasse die Natur. Das traf ihn unvorbereitet. Er schwieg. Er lud mich nicht mehr ein.

IN 'NER VIERTELSTUNDE MUSST DU WIEDER RAN, DU PISSBEUTEL!

Ich freute mich auf jeden Abend. Ma Prem Seevra und Alkohol. Sekt und Menschen. Diese ewige infantile Sexualität. SUCHT. Seevra verstand sich nicht auf Erotik oder heimliche Liebe. Die Gespräche blichen aus. Wir streichelten uns. Wir schliefen zusammen. Am nächsten Tag konnte ich nicht mehr zur Arbeit. Ich wollte nicht zur Arbeit. Ich wollte nicht mehr in diese Clownsklamotten. Nicht mehr in diese Schuhe. Ich wollte alleine sein. Seevra wollte Geld und Glück mit Baghwan. Sie wollte einen luxuriösen Lebensstil ohne zu arbeiten. Eine CDU-Frau auf alternativ. DU BIST SO KOPFIG. MACH DOCH MAL EIN PAAR ÜBUNGEN hieß es, wenn sie offen sein sollte. Ich wurde trunkener und skeptischer. Aber je mehr mein Hirn abstumpfte, je mehr ich log und heuchelte, je mehr ich blöde lachte, desto mehr bekam ich Liebe und Zärtlichkeit. Mein Grinsen ging mir auf den Geist. Ich floh zum ersten Mal aus der Stadt. Ein Wochenende auf einer Segeljacht in Grossenbrode an der Ostsee. Es klarte auf. Mir war nicht nach Geld, und zur Sexualität hatte ich nicht so ein instrumentelles Verhältnis, obwohl mir bei Seevra gerade das erlaubte, mit ihr zu schlafen. Es war der Gegenpol zur Arbeit. Aber die bloße Sucht nach privatem Glück, dieses „subito“, diese verlogene Gite: Ichwillallesichwillallesundwarsofort: Das war für mich kein Weg. Darin lag keine Entwicklung. Ein Weg in die bewußtlose Dummheit eines glücklichen Säuglings, der sich fortwährend wohlig selber kratzt: Junggesellenmaschine. Und Baghwan als Mutterschoß. Geld und Oregon. NEIN. Ich bin für Triebaufschub, ich bin für Verdrängung in Maßen, weil es kulturbildend ist, weil Verdrängung mich vor der Dummheit der anderen rettet. Die Wiederkehr des Verdrängten ist ebenso wichtig: Das gibt die Schlag- und Taktzahl der gesellschaftlichen Entwicklung vor: Das ist ein Maß für unsere Langsamkeit, für unser Lernvermögen. Seid doch dankbar, daß ihr an so etwas leiden dürft, an etwas, dessen Mechanismus längst durchschaut ist. Aber ich konnte keine drei Jahre im Büro durchhalten. Ich brauchte ein Zeichen, ein Signal aus der Vergangenheit, daß ich mich nicht aufgeben durfte. Ich lud Elly für ein Wochenende ein. Seit einem Jahr waren wir getrennt. Zu Recht. Voll Stolz zeigte ich ihr die Stadt und Arbeitsstätte. Ich wollte etwas aufrechterhalten, was nicht mehr da war. Ich redete ihr und mir ein, daß mir als designiertem Nachfolger in drei Jahren alles gehören würde, man brauche nur Standvermögen, aber schon beim Aussprechen hatte ich ein derart schlechtes Gefühl, das ich nur überspielen konnte, indem ich um so eindrucklicher auf meine Karriereperspektive hinwies. Es war Kunstmarkt, wir hatten zu sehen und zu hören, wir begegneten uns zärtlich, aber waren schon längst Fremde. Wir schliefen zusammen, aber sie liebte einen anderen, und ich war leer. Ich liebte mich selbst nicht einmal. Wir liefen in der Stadt herum, und meine Unfähigkeit, genießen zu können, wurde mir unerträglich. Ich wollte mit Elly schlafen, wußte um die Lästigkeit meines Wunsches und lief neben ihr her, sah teilnahmslos in die Gegend. Wir tranken, aßen, sahen, aber nichts machte mich satt. Ihr ging es in Hamburg

nicht gut. Eine Litanei des Leidens und die üblichen Loblieder auf Stärke. Ich hielt mich gerade noch aufrecht. Wir schliefen verschreckt ein. Wir frühstückten am nächsten Morgen, sahen uns Geschäfte an, kauften. Wir taten all das, was mir in der Zeit unseres langjährigen Zusammenseins nicht in den Sinn gekommen wäre oder was ich verabscheute. Statt kaufen hätte ich damals lieber ein Buch gelesen oder etwas geschrieben. Ich war ratlos, aber ich wollte ihre Liebe.

Abends gingen wir in die Weinstube zu Seevra, und sie verliebte sich auf den ersten Blick in einen Sannyassin. Er wollte mir ihr schlafen, sie wollte mit ihm schmusen. Sie verschwanden und kamen erst gegen Mitternacht wieder. Ich trank, meine Gefühle waren im Widerstreit zwischen läufiger Eifersucht und der Bewunderung für die Tatsache, daß es dieses Mögen auf den ersten Blick noch gibt. Sie kam abgekühlt zurück. Das Miteinanderschlafen hätte nicht sein müssen, aber sie hat es trotzdem mitgemacht. Und jetzt wollte sie zurück nach Hamburg fahren. Wenn ihr nicht der Fahrplan gesagt hätte, daß der nächste Zug erst gegen Morgen fuhr, dann hätte sie mich kalt verlassen. Sie weinte, weil sie nicht rechtzeitig bei ihrem Freund sein konnte. Wir zwängten uns im Bett aneinander, mit keinem anderen Gefühl als einer sich endgültig auflösenden Vertrautheit. Es war nichts mehr da, was ich kannte. Ich zitterte.

MORGEN. Ich war böse auf mich, weil ich mich wieder der Zurichtungsmaschine für tumbe Menschen beugte. Wie lange würde es noch dauern, bis ich nichts mehr davon merkte, bis mir alles SELBSTVERSTÄNDLICH vorkam? Wie gerne wäre ich geflüchtet. Wie gerne hätte ich einfach versagt. Das schwer entwirrbare Knäuel meiner Gefühle rollte nach Hamburg. HAMBURG. Eine Großstadt, fast eine Metropole. Da wurden zwanghaft Zufälle produziert, da gab es Galerien, Theater, Menschen auf der Suche nach ihrem Lebenssinn, da gab es Achtlosigkeit für die Kapriolen der Nachbarn. Dort wartete Liebe, die Kunst fand Förderung und Freiheit für die Industrie. Die Subkultur zauderte vor entschlossener Kriminalität. Dort wollte ich hin.

Ich wartete auf den Freitag. Der Intercity brachte mich nach Hamburg. Ich konnte mich aber nicht mit Elly treffen. Sie wich mir aus. Die Nähe zu ihrem Freund war zu groß. Sie hatte keinen Abstand zu sich. Sie war nicht bei sich. Und ich war bei ihr festgelegt in ein Erfahrungskorsett, die Erinnerungen hatten sich kristallisiert, konnten herumgereicht werden. Das waren Bilder, die nicht mehr zu ändern waren. Schlicht vergebene Mühe, daran überhaupt noch zu hängen. Sie hatte mich aus ihrem Gesichtskreis entfernt, ich war aus ihrem Gefühlsdickicht entschwunden. Sie hatte mit sich selbst zu tun. Sie empfand nicht einmal mehr Melancholie. Für mich blieb nichts übrig.

Jedes WOCHENENDE fuhr ich nach Hamburg. Es waren Freunde um mich herum, die redeten und lachten. Sie hatten keine andere Erwartung als die, ausreichend Bier mitzubringen.

WILLST DU NICH MAL EINEN AUSGEBEN, DU SCHWULE SAU! GIB MAL EINEN AUS!

Der Alkohol betäubte meinen Schmerz, der nie verschwand. Von ihm hätte ich mich gerne durch Gespräche über andere Lebensmöglichkeiten befreit, aber wer hätte mir zugehört? Schweigen oder SO IST DAS LEBEN. Da muß jeder durch. Warum erzählen sich die Leute wider besseres Wissen diese Dummheiten? Und ich wollte wenigstens am Wochenende nicht falsche Verhältnisse um mich herum. Aber statt NEIN zu sagen hieß es: TRINK. TRINK. Die Frauen waren die parlierende Lebenslust, immer zum Geben aufgelegt. Für die Männer reichte es, sich von der abstumpfenden Arbeit mit

Puff und Bier ganz dichtzumachen. Und nach den unausweichlichen Krä- chen, Streitereien und Prügeleien kam das hilflose Elend der Gebetsmühlen: Ich hab's jetzt kapiert! Ich hab's ja kapiert! – Nischt, meine Söhne und Töch- ter, habt ihr kapiert. Aber ich hab's auch noch nicht kapiert. Deshalb mag ich euch.

In der Not stößt Hilflosigkeit ab. Hier war also auch keine Zukunft. Dahin wollte ich nicht geraten. Wenn das LEBEN sein soll, um Gottes willen! Ich mußte mir etwas anderes suchen. Unsere Gespräche liefen übereinander hin- weg, Lachen machte sich breit, und die Stereoanlage spielte. Meine Utopie wurde deutlicher. TRINK. TRINK. Vielleicht lag die Freiheit nur in der Bahnfahrt. Zwischen Städten oszillieren. Netzkarte für die BRD kaufen: 12000,- DM. Aber es gibt keine Duschen. Mal der Bahn vorschlagen. Stammgastabteile. TRINK. Ich fuhr ausschließlich im Speisewagen. Der Blick konnte ungehindert über die Landschaft schweifen: eine Mehr-Ebenen- Sammlung durchs Auge, und oft ergab sich ein beschäftigendes Gespräch. Der Waggon war offen, vieles wechselte schnell und erwies sich als unver- bindlich.

Die Tage in der Firma wurden nur noch abgesessen. Meine Träume waren bei Hamburg. Ich ertrank mir jeden Abend die verfügbare Anwesenheit zum gemeinsamen Schlafen mit Seevra. Karge Reden täuschten über die Lange- weile hinweg. Aber längst störte mich das kaufmännische Lebensgehab- nicht mehr. Frauen, die ich dann noch mochte, waren scheu und mochten meine verschlingende Art nicht. Der Alkohol zersetzte meine Wahrnehmung. Früher sah ich geschichtliche Abläufe, ich lernte Menschen erkennen, ich traf sie in Situationen und konnte ihre Handlungen und Gefühle voraussehen, analysierte Gründe und Ursachen. Das ließ mich vorsichtig sein. Die atomi- sierte Wahrnehmung aber ließ alles NEU erscheinen. Jedes Beobachtete oder Gedachte existierte für sich allein, und rundherum spielten Ereignisse, die jeglichen Zusammenhang mit Vorhergehendem, Simultanem und Zukünfti- gen, verloren hatten. Die Welt verschwamm zu einem Mythos der unendli- chen Unterschiedenheit von Erscheinungen. Geschichte wurde exorziert. De- tailen wurden wichtig. Ich befand mich in einer neuen Welt. In meinen Erzäh- lungen kam keinerlei Präzision der Zeitunterscheidung mehr vor. Das hätte Unwirklichkeit produziert. Ich lernte Frauen kennen und schlief mit ihnen. Die Momente des Zusammenseins interessierten mich, alles andere war un- wichtig. Die Konversationen liefen unter dem üblichen Betrugsvorbehalt, weil ich meine Geschichten, Theorien und Meinungen abkürzen mußte. Jede einzelne Erzählung hätte sonst Jahre gedauert. Die Welt änderte sich trotz meiner Wahrnehmung nicht, aber ich änderte mich heimtückisch langsam, ohne daß ich viel davon mitbekam. Aber eine Selbstbeobachtung mit all ih- ren Facetten erschien mir ideologisch, denn ich wehrte mich ja nur gegen die Welt. TRINK, TRINK.

Ich lag mit Annette im Bett, und sie sagte: ES IST IN DER TAT EINFACH. DIE PRÄZISION EINER GESCHICHTE LIEGT IM WEGLASSEN. Es kommt darauf an, welche Dinge, Menschen, Wünsche, Zustände und Bilder du wegläßt. Aber was sollte ich stehenlassen? Ich verlor sowieso die Lust am Hinsehen, Denken und Beobachten. Wie wäre es, wenn ich mich selber weg- ließe? Ich war in einer unaufhörlichen leichten Bewegung. Es lachte mich. Es beschickte meinen Mund mit Wörtern. Während ich warm wurde, erstarb mein Kopf.

Ich lag den Abend vor meinem Geburtstag mit Seevra im Bett, als mich ein Glückwunsch-Kuß-Telegramm aus Hamburg von Inge, Ria und Patricia er-

reichte. Sofort setzte ich mich in den nächsten Intercity, telefonierte von dort aus meine baldige Ankunft und ging zurück in den Speisewagen. Bahnhof Dammtor stieg ich aus. Da standen die drei Grazien, extra stark geschminkt und mit wahllos zusammengestellten grellen Kleidungsstücken. Eine gelun- gene Parodie auf den EMPFANG. Ich spannte lässig mit Worten einen groß- zügigen Raum auf: LEBENSSTIL. Sie kannten meine frühere Armut, das Er- nährtwerden durch Elly, gelegentlichen Zynismus und die tiefe Trauer. Mei- ne Rede stieß auf zunehmendes Kopfschütteln. Ich hatte mich zum Nachteil verändert, wurde mir hart ins Gesicht gestoßen. Ich sei eine lebende Satire auf den üblichen naß-forschen Versicherungsvertreter, hinter dem nur Dummheit und Scheiße lauere. Aber mir sei ja die Einsicht in mein blödes Verhalten nicht verwehrt. Ich durfte mir aussuchen, wo ich schlafen wollte, und ich schlief mit Inge. Ich erwachte ohne Wecker gegen 9 Uhr und sah auf dem Weg zur Toilette, daß mir ein luxuriöses Frühstück bereitet wurde. Es machte ihnen Spaß aufzufahren, was da war: Sekt, Schinken, Eier, Joghurt, Toast, Marmelade, Käse, Wurst, Honig, Organgensaft und Zigaretten. Eine Eric-Satie-Platte lief, und ich war begeistert von den selbstgemalten Bildern an der Wand. Obwohl mich der Autolärm störte, fand ich alles perfekt orga- nisiert: es schien geläufig, so zu leben, so zu schlafen und so zu frühstücken. Das fand ich toll. Sie mochten mich, und meinen Aufenthalt betrachteten sie als einen Rettungsversuch. Sieh her, hieß das, wir können uns für uns und dich was leisten, ohne uns eine dumme Show mühsam erwerkeln zu müssen. Unsere Phantasie geht woanders hinein. Filigranlügen werden nicht ge- braucht. Dies ist ja nicht mal eine Verwirrung, sondern läuft auf ein falsches und totes Gleis.

GIB MAL DIE BILDZEITUNG RÜBER, DU SCHWACHKOPF, LOS MACH SCHON!

Ich verstand das sofort. Ich ging aus dem Haus und suchte Zuflucht. Ich en- dete bei Demestica weiß. Nichts anderes fiel mir ein, als Elly anzurufen. Ich kam in eine Lücke zwischen Elly und ihrem Freund. Er hatte Nachtdienst, und wir verabredeten uns für die Nacht. Ich freute mich sehr darauf, sie zu sehen. Ich träumte von ihrem Lächeln, von dem Sich-Spüren. Vielleicht war sie DA: die ganze Zeit über.

Mit schlitternden Schritten erreichte ich die Bahnhofshalle und wollte gerade in die Wirtschaft wechseln, als ich ein herbes Gesicht sah. Die starke Nase war sehr entschieden. Ungewaschene Haare hingen auf dem Revers einer ehemaligen weißen Jacke, die wie die Hose durch weitläufige Schmutzflecke gedämpft. Die Figur erfaßte mich. Sie stand vor dem Fahrplan und hob lang- sam den Kopf zu mir hin. Willst du ein Bier mit mir trinken, fragte ich zö- gernd. Sie sah mich starr und freundlich an: Wieso kommst du gerade auf mich? Ich muß zum Zug! Ich muß gleich weg! Ich lächelte ruhig, und wir gingen träge zur Wirtschaft. Wir tranken ein Bier und tauschten die Telefon- nummern aus.

Ellys Gespräche mit mir tanzten wie Irrlichter im Dunkeln. Sie war anfäng- lich schroff, aber die Distanz verlor sich. Und ich hatte diese ewige Lust nach Wärme, Liebe und Zärtlichkeit. Das ergab keine Richtung, aber eine Art In- stant-Glück. Unsere Gefühle wurden fließend warm, und ich war sehr trau- rig, aber auch voller Mut, als ich gegen 6 Uhr morgens die Wohnung verlas- sen mußte.

Ich rief Gertie an und wartete eine halbe Stunde in der Sonne. Dann stieg sie aus einem Taxi, strich mir übers Haar. Das Kleinmädchengesicht entschul- digte sich, aber sie meinte das nicht ernst. Diese Floskel, ironisch vorgetra-

gen, gefiel mir. Ihr Gesicht wurde wieder ernst: Was tun wir jetzt? Frühstück im CCH. Die Sonne knallte in den blauen Himmel hinein, die Farben strahlten, der Ausflüglerverkehr war im vollen Gange, das mochte ich. So saßen wir auf der abgedunkelten Terrasse, um uns herum Geschäftsleute. Das Morgenkaffee-Verhalten der Geschäftsleute war für Marlies etwas unbegreiflich Entsetzliches, worüber einfach kein Wort zu verlieren war. Nicht einmal Lachen schien angebracht. Es war für sie eine Kultur, deren Kenntnisse kein Wohlbehagen versprach, nur unsinnige Quälerei.

DU MIESER SACK, DU BLÖDES FRETCHEN, HER MIT DEM ABENDBLATT, ABER PLÖTZLICH!

Ich erzählte Gleichgültigkeiten über die Welt, trank Bier, aß nichts. Sie blinzelte, stellte ihren Kaffee beiseite, bestellte auch Bier. Das war unser Binde-mittel. Ihre Geldnot und Biersucht, Meine Biersucht und Geld. Sie glaubte nicht an Zufälle. Müdegetrunken fuhren wir zu ihrer Wohnung. Ihr Zimmer war geometrisch geordnet, und ich schreckte zurück. Ich hatte Gertie im Sinn und auf der Zunge. Wir ringelten uns im Bett, wir nahmen uns bei den Händen, atmeten zusammen, sahen uns in die Augen, streichelten uns, faßten uns vorsichtig an und schliefen zart ein. Alles lief durch uns hindurch. Wir wachten abgekühlt auf und sagten nichts. In der Küche gab es Kaffee. Danach Bier, und keine Zeit befahl ein Ende, und keine Arbeit forderte Anpassung. Gertie wußte, daß ich Elly noch liebte. Alles war verquer. Wir liefen durch die Nachtluft. Gertie umarmte mich fest, ließ mich unversehens los, rannte zehn Meter nach vorne und lächelte mich an. Ich war sprachlos, und aus ihrem Mund kamen Selbstverständlichkeiten über das Leben. Aber der Druck gegenüber meiner Firma wuchs im Magen. Ich wollte Gertie um mich haben. Ihre bloße Anwesenheit genügte mir. Wir redeten wenig. Wir verstanden uns nur ein bißchen. Aber dieses bißchen war viel mehr als ich in letzter Zeit je mit Reden erlebt hatte. Diese verständige Rede mit Gertie, diesen Zipfel mut-machender Vernunft wollte ich geduldig verteidigen. Ich mußte zur Arbeit zurück. Ich überredete Gertie mitzukommen. Sie lächelte, kaufte Sekt und Zigaretten. Ich setzte mich in den Speisewagen, und sie verlor sich in Erster-Klasse-Abteilen. Sie wollte allein sein. Mir war alles zu kompliziert. Meine Arbeit konnte ich nicht mehr machen. Die Inneneinrichtung des Büros, die Grimassen der Mitarbeiterinnen, das blöde Lächeln des Chefs, seine Kleidung, wenn ich alles PRÄZISE beschreiben würde, wenn ich alles in medita-tiver Litanei aufzählen und mit ins Gedächtnis holen würde: KOTZEN. Der Kopf würde durch die Aufzählungen der Widerwärtigkeiten nicht leer, es würde nichts absterben, nichts abgetötet werden, NEIN, alles erschien in seiner schamlosen Wirklichkeit. Oh, Gott. TRINK. TRINK. Der Zug hielt, und ich stieg aus und wartete. Von Ferne kam eine Gestalt langsam und bedächtig auf mich zu. Hier gefällt es mir nicht, sagte Gertie. Zug und Geld gibt's erst morgen früh. In der Nacht wachte ich auf. Diese widerlichen Gesichter, diese Pingelköpfe, diese Vertreterheinis, diese blutlosen, blasierten Frauengesichter, die sich kaum zu bewegen wagten. Diese Rede über Bild-Zeitung und Fernsehprogramm. Ich fing an zu zittern. Ich schmiegte mich an Gertie. Ich sah sie und faßte mich an. Meine Phantasie ging weit über ihren Körper hin-aus. Ich bewegte mich vorsichtig und war um so erschrockener, als sie mich mit ihrer Hand berührte und mich GENAU DORT anfaßte. Sie mußte schon länger wach gewesen sein. Sie griff mich. Der Wecker klingelte, und ich zog mich nach dem Duschen um. Geschäftsklamotten. Sie sah mich lange an, und der Blick hieß: Das verstehe ich nicht. Ich noch weniger. Auf dem Weg zum Bahnhof Mengen von Verkäuferinnen, Berufsschülern und Angestellten.

Wenn ich es heute nicht schaffe, sagte ich mir. Im resopalbeschichteten Im-bißraum des Bahnhofs: Bitte zwei Bier. Und ich sah mich im Taxi zur unge-liebten, mich unglücklich machenden Arbeit zufahren, ich sah mich lebens-lang an diesen Ort und an diese Kneipen gefesselt, ich sah mich die Wochen-enden flüchten, lebenslang zulaufen lassen. Ich sah, wie ich mich selber op-fern müßte, um ein Leben zu führen, was ich gar nicht wünschte und was ich nicht einmal aushalten konnte. Was will ich mit einem Leben, das Geld ver-spricht, aber mir nichts gibt. Und ich sollte zusehen, einfach dieser Verfor-mung meines Lebens still und ohne Protest zusehen? Und alle diese Überle-gungen kondensierten in dem kleinen Satz: Da gehe ich nie wieder hin! Ger-tie lächelte, und ich sah mich am Anfang meiner Utopie.

DIE PAUSE IST GLEICH ZU ENDE! DU SCHWEIN, DU BLÖDE SAU!
Ich packte meine Koffer. Ich sah meine Bücher mit traurigem Blick. Nicht eins nahm ich mit. Ich wollte mich auf mich selbst verlassen. Ich grinste zur japanischen Kirsche, die sich in voller Blüte widerwillig dem Appartement-haus entgegenstreckte, stand sie doch auf flüßchenumgebenden Grundstück, das von liederfreundlichen und grillbegeisterten Menschen besucht wurde. Mit schweren Schritten ging ich in die Mitte der Fußgängerzone, ich wartete auf Gertie. Sie brachte eine Flasche Sekt, wollte Geld für ein Kleid. Ich hatte kaum angetrunken, da mußte ich ein neues Hemd und eine neue Hose anzie-hen. Sie hatte sich ihr Kleid geholt. Sie hatte mich verstanden. Ich seh mich noch ein wenig um. Eine Haschischzigarette bekam ich. Gute Wartezeit. Oh-ne Treffpunkt und Zeit. Keine Sorgen. Ich wollte, daß sie sich in einen Pho-toautomaten setzt, ich wollte farbige Bilder von ihr, ich wollte sie ins Tage-buch einkleben, etwas Handfestes zurückbehalten. Ich wollte irgend etwas von ihr haben. Die Erotik war verschwunden. Langsamer Tod. Ich war keine Orientierung für sie.

Wir fuhren ab. Wunderbare Provinz. Brutstätte großstädtischer Dummheiten. Speisewagen. Marlies zog ihr durchsichtiges Kleid an. Blicke. Dreimal durch den Speisewagen gehen. Langsam. BLICKE. Sie erzählte ihr Leben, ich zähl-te das Bier. Dammtorbahnhof. Ich sah sie nie wieder.

Altona. Das kannte ich. Hier wollte ich wohnen. Aber erst mußte ich in eine Vorstadt. Menschen. Begrüßungstrinken. Die Nacht half mir auch nicht. Sie mußten zur Arbeit. Ich hatte Zeit zum Denken. Alles durchplanen. Adressen von Kunstinstitutionen, Zeitschriften, Verlagen, Journalisten. ICH HABE ARBEITSLUST. Briefe aufgesetzt, die als informelle Bewerbung verschickt werden konnten. Bewerbungsmappen. Kuverts. Plastikhüllen. Portokosten. Und dann SCHWEIGEN. Niemand antwortete. Keine Stellen frei.

Ich hatte kein Geld mehr. Drei Tage nahm ich mir Zeit, um die alte Wohnung aufzugeben: um Lebensmittel und Bettzeug zu verschenken, um Bücher zu verkaufen, um die Kaution zurückzufordern. Nie wieder wollte ich eine Stadt, wo das Denken sittsam ist und die Bürger von ihrer Gesinnung leben können. Mit den Koffern ging ich zum Reiseschalter und plante im Speisewa-gen meine endgültige, unwiderstehliche Strategie, zu einer kreativen und selbstbestimmten Arbeit zu kommen.

Aber die Welt schwieg. Personalchefs vertrösteten mich, das Arbeitsamt lachte, und Freunde hüteten ihre Beziehungen ausschließlich zum eigenen Nut-zen. Ich wartete. Alles war zerstreut. Ich lief wie ein gefangenes Tier in der Stadt herum. Ich tröstete mich in der Stadtbibliothek mit Schachspiel und Ta-geszeitungslesen. Der Tag aber kostete Geld. Ich schrieb neue Zettel und hing sie an Personalbretter von Instituten, Kleinbühnen und Kinos. Ich hing sie auf Toiletten von Hotels und Kneipen. ICH SUCHE ARBEIT. Langsam er-

mattete ich vor der Gemeinheit dieser Stadt. Die anderen lebten auch. Ich verkaufte eine Wochenzeitung, aber das Geld war an einem Abend vertrunken, und ich mußte unter Menschen sein. Liebesverhältnisse mißglückten, denn die Frauen suchten gute Berufe, krisensicher und wirklich kinderfreundlich. TRINKEN, REDEN, STREITEN und SPIELEN. Die Welt der Armut bezauberte mich wieder, holte mich zu sich herein, und ich konnte mich wieder nicht wehren. Auf dem morgendlichen Gemüsegroßmarkt war die Arbeit zu schwer, und die Dummheit, Anmaßung und Brutalität machte mich bleischwer und taub.

Die Welt schrie: BESETZT! und das Martyrium, in den Genuß irgendwelcher Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen zu kommen, zielte aufs BIER. Die Zeit verstrich, die Realität entwirklichte sich, und der Herbst kam. Es gab keine Perspektiven mehr, die meine Welt hätten ordnen können. Die Tage sagten mir nichts mehr. TRINK. TRINK. Was sollte ein neuer Aufbruch, wenn alles um mich herum gleich blieb, wenn für mich sowieso keine Verwendung mehr da war? Was wollte ich noch von einer Welt, die mich nur blöde funktionierend für Schund, Hinterlist und Mehrwert brauchte? Das Geld wurde zu Bier, alles wurde zu Bier. Die Welt war voller Kleinlichkeit. Vergebene Mühen. Alles war gestorben, bevor es überhaupt Gelegenheit hatte zu leben: Ich wurde bereits mit 26 Jahren abgetrieben. Ich erhielt keine Antworten mehr. Das Geld wurde bloße Leidensverlängerung. Ich verlor mein Zimmer und stand halbnackt mit einem Koffer auf der Straße. Ich hatte keine Ruhe und keine Gedanken mehr. ICH WILL STILLE. Ich fand keinen Anfang mehr. Alles zerrann. Ich ging mir aus dem Weg. Ich sollte schuldig und schmutzig sein. Ich ließ es laufen. Dann wurde es langsam Winter, und ich nahm mir vor, den ersten Job zu nehmen, den ich nur kriegen kann. Es klingelte, und ich war im Schlachthof, gar nicht weit weg von meinen Träumen. DIE PAUSE IST ZU ENDE, DU SCHWACHKOPF! JETZT GEHTS AN DIE ARBEIT, DU IDIOT!

Nichts war geglückt, aber kann man ernsthaft sagen, daß ich gescheitert bin? Ich bin allein, ich kann mit niemandem reden, und ich verliere meine Träume und meine Sprache, aber dafür bin ich sicher. VERDAMMT, VERDAMMT, DU SCHEISSTYP, SCHLAF NICH, KOMM ENDLICH!

Ja, jetzt gehts endlich an die Arbeit, und es ist ganz einfach. In die Hand nehmen: Anlegen. Aus. Äpfel. Amen. Tschock.

Joachim Hoßfeld Wandertag im Argental

Fast ausgeschlossen, sich gegen die Begeisterung und Wut durchzusetzen, die Köpfe der Blumen mit Holzstecken wegzudreschen. Die Kinder voller Übermut. Exkursion ins Argental. Machthunger und Ehrgeiz, unverblümt... Und so kleine Kinder noch! 4. Klasse. Eine sehr kleine, Kolleginnen und Kollegen beneiden mich. Ich grinse dann immer, solange die herschauen...

Bald waren wir am Rande des Argentales angelangt und schauten nach Süden übers Tal hinweg, die Kinder und ich. Ich hatte es so angeordnet. Denn da in der Verlängerung steht der mächtige Säntis. Ein ganzes Massiv. „Schaut, da ist der Säntis!“ rief ich. Und unterhalb dieses Bergmassives aber war die Ruine. Ruine Altsummerau. Sie weckte gleich wieder Lust am Kriegspielen. Ich erzählte Erhabenes über den Säntis, hinter meinem Rücken sammelten Kinder derweilen Tannenzapfen auf. Utensilien für ihre Kriegsvorbereitung, denn, so erklärte mir der Rudolf, das seien dann Handgranaten, und die Kühe, die vor uns unterhalb im Argengrund ahnungslos grasten, waren die Panzer. Die mußten schließlich „hops“ gehen, wenn wir gewinnen wollten, so Rudolf.

„Ihr Säntis ist langweilig!“ rief Holger. Franziska kramte schon wieder in der Umhängetasche nach Eßbarem. Vorher eine halbe Tafel Schokolade, dann drei „Bounty“, dazwischen zwei Semmeln mit Salami, dazwischen eine Tüte Pfefferminztaler... Franziska schreibt auch in ihren Aufsätzen immer vom Essen.

Das Tannenzapfenwerfen brach ich abrupt ab, als mir die Kinder zu laut wurden. Die Kühe wurden angeschrien, sie begriffen aber nichts.

Dann erklärte ich, daß hier einmal die sogenannte „Bodenseeautobahn“ vorbeiführen würde. Direkt übers Argental. Und bei der Ruine Altsummerau war dann ein Rastplatz. Da könnten die Autofahrer ausrasten vom Schnelfahren. Das sei im neuen 735er BMW nicht nötig, meint ein Junge. Da sitze man drin wie ein König. Sein Vater habe ihn ganz neu.

Also brach ich den Krieg ab und hatte vorübergehend ganz friedliche Kinder. Ich freute mich, genoß die plötzliche Übereinkunft und die Kinder schauten sich auch das an, was ich ihnen zeigte. Zum Beispiel Pilze. „Halimasch!“ rief ich, und alle kamen, um den *Halimasch* anzuschauen. Und Papier hatten wir dabei, Bleistift. Man schrieb mit. Weil das ja Sachkunde ist. Man muß etwas Sachliches aufschreiben über die Pilze. Daß er Lamellen hat. „Und den essen nur die Türken!“ rief Angelika. Das war etwas Unsachliches. Ich verneinte das, auch bei uns in Neukirch mache man sich genüßlich über die jungen „Halimasch“-Pilze her. Und woher sie das habe, versuchte ich herauszubekommen. „Meine Mutter sagt, daß die Türken den Pilz gern essen. Wir nicht!“

Noch waren wir in der Nähe des Argentales. Und ich erzählte den Kindern, während wir auf trockenem Herbstlaub im Kreis saßen, von den „Korb-schildkröten“. „Eine eigene Züchtung der Argentaler Bauern!“ so ich. „Die Schildkröten tragen ihren Panzer nicht nach unten sondern nach oben gewölbt. Wie ein wandelnder Korb. Und die Bauern füllen das Obst in diese Schildkrötenkörbe und führen dann die Tiere gemächlich wieder zum Hof zurück. Außerdem fressen diese Schildkröten während der Ernte rund um die Obstbäume das Gras weg. Eine friedliche Ernte?“ schloß ich, und die Kinder

hatten die ganze Zeit andächtig zugehört. Einem Mädchen kamen Zweifel . . . Aber darauf ging ich dann nicht ein, ich wollte zurück. Allmählich wurde die kleine Wandergesellschaft wieder unruhiger, weil der Waldspielplatz nahte. Und immer häufiger fragte man mich, wie lange wir dort bleiben würden. Also doch Pause beim Spielplatz, und ich war nicht glücklich darüber, denn die große Abenteuerseilwinde und die beängstigend hohe Kinderschleuder hatten schon öfters für Zwischenfälle gesorgt. Die Ehrgeizigen, die den Mädchen vor allem zeigen mußten, wie wehleidig Mädchen, wie tapfer aber Jungen sind, rasten sofort zur großen Abenteuerseilwinde. Erst auf den Wehrturm, dann aus der großen Luke herausschwingen, während man sich an der Winde festhält, dann in rasender Fahrt an der Winde nach unten, Fallhöhe anfangs fünf Meter. Am Schluß nur noch ein Meter, fünfzig Zentimeter, festhalten, durchhalten, dem Gekreisch und dem höhnischen Auffordern, loszulassen, standhalten . . . Aber dann an die Kinderschleuder, immer schneller dreht sich das Karrussell ohne Boden, die Kinder klammern sich an den wuchtigen dicken Gummiseilen fest, und je schneller sich alles dreht, um so mehr dehnt sich das Seil, um so weiter driftet die schwere Last ab . . . Am Schluß läßt das Kind los und wird weit hinein in den Wald geschleudert, zum Gaudium der anderen . . . Möglichst rasch wieder Aufbruch. Ich muß noch erklären, warum man Giftpilze stehen läßt. Komme aber unweigerlich auf dem weiteren Rückweg in die Nähe vom Baumhaus. Christoph und Gustav haben es gebaut. Auf dem Rückweg dürfen es alle anschauen, hieß es noch vor ein paar Stunden. Inzwischen sind aber die Verschwörungen längst abgesprochen. Christoph und Gustav gehen jetzt auch rascher. Dann fangen sie an zu laufen, plötzlich sind sie weg, im Wald verschwunden. Aber Markus und Rainer auch. Dafür kichern Jutta und Gerlind auffällig laut hinter meinem Rücken, wie ich umschau, stellen sie ihr Gesicht auf gleichgültig, kichern aber wieder, nachdem ich mich wieder gewendet habe. Mir fällt auf, daß sonst hinter mir niemand mehr ist. Von 22 Kindern. Komisch, vom Spielplatz kamen sie alle. Die Aufsichtspflicht ruft, denke ich, und beginne zu rufen. Das macht man immer, wenn alle fehlen. Aber bald höre ich weit vor mir und ganz weit irgendwo im Wald fürchterliches Gekreische und Geheule. Die Baumhausverteidiger müssen auf den Angriff vorbereitet gewesen sein, denke ich. Und ich schreite in Richtung Gekreisch durch den Wald. Immer mit Vorstellungen im Kopf, wo Äste in Augen gestoßen werden, Köpfe gegen Bäume prallen, Haare bündelweise ausgerissen werden, usw. Und dann die Folgevorstellungen, wo im Sekretariat die Formulare bezüglich der Zwischenfälle ausgefüllt werden müssen, fürs Krankenhaus, während das Telefon heißläuft: das Schulamt an der Strippe, aber auch die keifenden Eltern, oder die atemlosen oder halb ohnmächtigen Mütter, usw. Und bald sehe ich auch schon, daß es sich um ein größeres Getümmel handeln muß. Rasch komme ich heran, die Mädchen mischen kräftig mit, wie ich sehe, ein Junge hält sich das Bein, aber nur zur Täuschung, er schlägt schon wieder vergnügt zurück und ich atme auf . . . Kräftig greife ich dazwischen, habe Christoph weggezogen, dann Markus vom Ludwig weggezerrt, Sieglinde daran gehindert, daß sie dem Gustav in die Seite tritt. Gerolf heult hemmungslos, ich bekomme aber nicht heraus, warum. Auch dieser Baumhausspaß war damit zu Ende und wir zogen weiter. Bald würde ja der Wald zu Ende sein, hoffte ich. Die Gruppe streckte sich, zog sich auseinander; während ich mit der treuen Adelgunde an der Seite schon

weit ins Neubaugebiet zurückgewandert war, mußten die Letzten noch immer im Wald sein. Wollten das so, denn wenn wir stehenblieben, blieben die anderen auch stehen, der Abstand wurde gehalten. Man wollte unter sich sein, nicht wie sonst im Unterricht.

Dann die Vorstellungen, wie im Neubaugebiet, wo alle aus der 4. herkommen, die Mütter der Kinder vors Haus treten, um neugierig und betont überrascht zu schauen, was wir treiben: Ob wir denn nicht lernen, ob der Herr Lehrer denn nichts zu tun habe als mit den Kindern spazierenzugehen. Und warum nicht alle in Zweierreihen gehen könnten, wie sich das gehört. Zu meiner Zeit wäre das anders gewesen mit der Disziplin, würden sich diese Mütter wahrscheinlich mit Genugtuung denken, denn ich kenne die Mütter der Kinder, die noch ehrgeiziger sind als ihre Männer. Die reines Schnellernen verordnen würden, wenn sie dürften: noch mehr Prüfungsarbeiten, noch mehr Stoff, weniger Spielen und Rücksicht?! Warum denn Rücksicht auf die Schwächeren?! Später nimmt man auch keine Rücksicht! Da gilt der, der was leistet, mit Ellenbogen und Durchsetzungsvermögen. Zartbesaitete haben keine Chance, für was auch, das Leben ist hart und die Berufswelt technisch. Aber erfolgreich. Und *mein Sohn* soll einmal erfolgreich sein!

Gut, diese Mütter sehe ich zwar nicht draußen, aber womöglich stehen sie hinterm Vorhang und beobachten uns. Erst gehen wir am Haus der Familie Sandelhauser vorbei, dann bei der Familie Rattenbichler, dann bei Schröpfmeiers, dann bei Magermüllers, bei Juchtenpflug – die Juchtenpflug, denke ich, wird gleich ihren Mann anrufen, Computerfachmann, was da in der Schule eigentlich geschafft würde, usw.

Da bin ich gern schnell in die Schule zurück und muß mir nicht das Gesicht der Juchtenpflug anschauen, wenn die rauskommt, weil vielleicht ein paar Kinder laut lachen.

Aber es ging friedlich an den Häusern vorbei, der Adelgunde erklärte ich deutlich, daß es sich ja um einen Sachkundeausflug gehandelt habe, man habe doch sicher gleich gemerkt, daß es sich um einen Lerngang gehandelt habe. Aber Adelgunde bestätigt das nicht. Sagt nicht, wie ich hoffte, sofort, „natürlich, Herr Hoßfeld, das war ein kerniger Lerngang!“ Sie sagte das einfach nicht . . .

Aber ich habe es deutlich gesagt! Nicht daß jemand womöglich zu Hause sagt, heut sind wir spazierengegangen!

Und so habe ich's mit der Klasse dann noch ins Sachkundeheft eingeschrieben. Eigentlich mehr deswegen, um zu unterstreichen, wie wichtig der Lerngang gewesen sei. Es protestierten einige. Das hatte ich auch erwartet.

Etwas vom „Halimasch“ schreiben wir auf, ich an die Tafel, und daß den nicht bloß Türken essen, sagte ich nochmal. Daß man den „Halimasch“ aber nicht roh essen dürfe, den Fliegenpilz erst recht nicht, aber die „Krause Gluke“ zum Kosten wenigstens. Die Kinder waren müde, und ich schrieb, obwohl es schon geklingelt hatte. Das war gemein von mir. Aber das Gefühl, auch mal gemein zu sein, fand ich ganz irre . . .!

Ausgesprochen leise und ziemlich verbissen hatschten dann die Kinder wieder raus aus dem Klassenzimmer. Ich rief ihnen noch nach, ein Lerngang strenge halt an! Das sei auch gut für die Kondition. Da sah ich die Frau Juchtenpflug vorne am Schuleingang stehen. Sie müsse mich sprechen. „Wissen Sie, wir haben Schwierigkeiten zu Hause! Daß wir uns trennen wollen, mein Mann und ich, hat den Gerolf ziemlich mitgenommen, das werden Sie sicher merken. Aber Sie werden mit dem Kind schon zurechtkommen!“ Und sie

nahm den Gerolf an die Hand und zog ihn mit fort. Ziemlich willenlos wirkte der, wie er so mitgezogen wurde. Dann saß ich zu Hause und überlegte, ob ich wieder einen Brief schreiben soll. An die Eltern vom Gerolf. Es wäre nicht der erste gewesen – aber ich hatte von denen bislang nie Antwort erhalten.

Siegfried Grundmann Schnecken-Rache

Sie haben mich so oft zur Schnecke gemacht, daß ich es schließlich geblieben bin. Nun bin ich unempfindlich geworden für ihre Schikanen. Sie können mir nur noch anschaffen, was ich auch will. Ich bleibe stets in Übereinstimmung mit mir selbst. Mein Tempo bleibt immer gleich. Es verändert sich auch durch Antreibereien nicht. All ihr aufgeregtes Getue läßt mich völlig kalt. Ihre Härte reibt sich auf an meiner Weichheit. Ich bin ein Weichtier und damit in Übereinstimmung mit meiner Natur. Daß ich immerzu weiterkrieche, als hätte ich unendlich viel Zeit vor mir, macht sie schier verrückt, da sie selbst dauernd unter Termin- und Zeitdruck stehen. Am liebsten würden sie mich manchmal zertreten, aber es ekelt sie davor. Ich krieche über ihre Schreibtische und lasse auf den Papieren und Plänen eine Schleimspur zurück, das verdirbt ihnen immer wieder das Konzept. Ich werde allmählich zu ihrem Alptraum. Durch ihre Träume krieche ich als Riesen-Horror-Schnecke, schweißgebadet wachen sie auf und müssen Beruhigungstabletten nehmen. Auf diesen Augenblick habe ich gewartet. Nun fange ich an, meine Forderungen zu stellen.

Norbert Ney Herr K. und die Logik

Im Radio kamen die Mittagsnachrichten. „...die Stationierung der Pörsching zwei habe lediglich das Ziel, die weitere Aufrüstung der Sowjetunion zu verhindern und sei nicht als aggressiver Akt der USA gegen Westeuropa zu verstehen, sagte ein Sprecher des Weißen Hauses in Woschinkten...“, las der Sprecher von seinem Blatt ab. Herr K. drehte nachdenklich den Apparat ab. Er setzte sich an den Schreibtisch, nahm Papier und Bleistift zur Hand und schrieb folgendes: „...die Einfuhr von sowjetischem Wodka in den freien Westen hat im Machtbereich der NATO zu schweren gesundheitlichen Schäden bei Soldaten und in der Zivilbevölkerung geführt. Die Stationierung von Whisky-Verkaufsstellen habe lediglich das Ziel, den weiteren gesundheitsschädlichen Genuß von russischem Wodka zu verhindern und sei nicht als aggressiver Akt der USA gegen Westeuropa zu verstehen...!“ Herr K. mischte sich ein Glas Coca-Cola mit einem Schuß Wodka, trank bedächtig und legte dann das Blatt zu den anderen.

Karlheinz Krack Sonntag in La Paz

La Paz ist eine seltsame Stadt: Sie liegt 3500 m hoch in einem riesigen Talkessel, dessen Ränder steil von der bolivianischen Hochebene herabfallen und sich 600 m tiefer zu einer hügelig gefalteten Oberfläche vereinigen, auf der sich die Gebäude fast bis an den Rand des gegenüberliegenden Abhangs hinziehen oder in Ausläufern des Tales zwischen steil emporragenden Bergen verlieren. Die Stadt liegt in diesem Tal wie in der offen gehaltenen Hand eines Riesen, tief unter dem Altiplano, geschützt vor dem staubigen Wind, der dort oben weht, und gut versteckt vor allzu frühen neugierigen Blicken. Abends in der Dunkelheit funkelt es in dieser Schale, als lägen dort unten Tausende von leuchtenden und glitzernden Diamanten, die mit Kraft das gespeicherte Licht der Andensonne in den nächtlichen Himmel zurückstrahlen.

La Paz wurde hier 1548 an der Stelle eines Indiodorfes gegründet, nachdem die spanischen Conquistadores in dem kleinen Fluß, der sich durch das Tal zieht, große Mengen Gold fanden. Eine Goldgräberstadt: La Paz wuchs schnell zu einer großen Stadt heran, verkümmerte aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem bedeutungslosen Provinznest, als die Goldfunde abnahmen und schließlich ganz ausblieben. Zu dieser Zeit wurden in anderen Teilen Südamerikas ausgiebige Bodenschätze entdeckt, Erze, die billiger gefördert werden konnten und deren Ausbeutung durch geringere Transportprobleme rentabler war. Erst später, als man für die europäische Industrialisierung dringend Erze und Metalle brauchte, als mehr produziert wurde, die Länder der Alten Welt einen ungeheuren imperialistischen Aufschwung erlebten, als schließlich der erste Weltkrieg die Nachfrage nach den für die Munitionsherstellung wichtigen Rohstoffen Kupfer, Blei, Wolfram und Antimon in unermessliche Höhen schraubte, gewann La Paz durch die reichen Bodenschätze Boliviens wieder an Bedeutung.

Heute ist La Paz die größte Stadt dieses Andenstaates. Zwar ist sie noch immer nicht Hauptstadt des Landes, aber die Verwaltung wurde hier schon vor einhundert Jahren zentralisiert, und in die Regierungsgebäude zogen in wechselnder Folge Volksvertreter und Militärdiktatoren. In La Paz residiert das jeweilige Staatsoberhaupt, hier spielt sich das Wirtschaftsleben ab, und an freien Tagen fahren die Botschafter anderer Staaten hinaus aus der Stadt in die Nähe des Mondtales, das seinen Namen bizarren Formen von Steinen und Erde verdankt, und spielen Golf.

La Paz ist eine merkwürdige Stadt: Während sich normalerweise die vornehme Wohngegend wegen der besseren Luft und geringeren Lärmbelastung in den Außenbezirken befindet, so ist dies hier gerade umgekehrt: Die vornehmen Viertel „Calacoto“, „Obrajes“ und „La Florida“ liegen unten im Tal, wo die Luft dichter ist. Oben am Rand des Kessels, in der dünneren Luft, befinden sich die Slums. Hier, an den steil abfallenden Hängen kleben die einfachen Häuser der Indios, mit einem Blechdach gedeckt und oft nur aus Lehm oder Erde gebaut. Hütten ohne Toiletten und zum Teil ohne Wasserversorgung, weil der Wasserdruck für diese Höhen nicht ausreicht. Auf den Straßen verrotten Abfälle, verfaule Früchte, zerrissene Plastiktüten und weggeworfenes Papier. Weiter oben, auf einem noch unbauten Stück Land, liegen die Exkremente der hier wohnenden Menschen wie gesäte Drachenzähne auf dem Boden. Jedes Jahr während der Regenzeit wird dieser Schmutz und Ab-

fall hinunter ins Tal gespült und schwimmt in die Straßen vornehmer Viertel; er sorgt auf diese Weise für einen relativen sozialen Ausgleich.

Die Gegensätze in dieser Stadt sind enorm: Oben liegen die Fäkalien unmittelbar neben den Häusern, und unten im Tal spielt sich das gesellschaftliche Leben ab, im Zentrum, in Häusern mit erlesenen Adressen, im Club La Paz, in atmosphärischen Restaurants entlang des Prados, in Konzerthallen, Theatersälen oder in den Gebäuden vornehmer Off-limits-Clubs.

Als ich das erste Mal diese Stadt sah, schaute ich lange von oben hinunter in den Kessel, auf das Häusermeer und die schwelende dunstige Luft über der Großstadt, über die Blechdächer der dicht unter mir liegenden Hütten, entlang der serpentinartig verlaufenden Hauptstraße hinunter ins Tal zu den nordamerikanisch anmutenden Wolkenkratzern, auf den unermesslich hohen eisbedeckten Berg am Horizont. Erst spät fuhr ich mit einem Bus hinunter in das geschäftige Treiben der Stadt.

Die ersten Tage stampften in rhythmisch pulsierender Eile vorüber: gehetzte Menschen, lärmende Autos, vorsichtig agierende Geldwechsler, zum Bersten gefüllte Busse und Restaurants mit ungemütlichem Geschirrgeklapper.

Ganz anders ist der Sonntag in La Paz. Vorhin habe ich noch auf einer Bank an der Plaza Murillo gesessen, im Zentrum der Stadt neben schwächlichen, halbhohe Bäumen. Die Sonne schien warm und kraftvoll vom Himmel, vertrieb die nächtliche Kälte aus den Straßen und wärmte meine Glieder. Ein leichter Wind umfächelte mich, und ich fühlte den Sonntag, in seiner Stille, seiner Behäbigkeit, in dem entfernten Kinderlachen und den gedämpften Stimmen älterer Ehepaare. Vor mir auf dem Pflaster spielten Kinder, und auf den Nachbarbänken saßen sonntäglich gekleidete stumme Männer. Einige rauchten mit vornehmen Bewegungen Zigarren, andere lasen Zeitung, wieder andere blickten starr vor sich hin oder beobachteten taubenfütternde Kinder. Weit weg war das Rumoren des Verkehrs gerückt, das Stampfen der Großstadt und das hektische Eilen der Menschen.

Erst spät bin ich aufgestanden und über das glattgelaufene Pflaster der Calle Colon steil nach unten gegangen, zur Avenida Marsiscal Santa Cruz. Diese breite Straße ist die Hauptverkehrsader von La Paz, in der sich an normalen Tagen Busse, Taxen, Personen- und Lastwagen eng aneinandergedrängt durch die Stadt schieben. In den umliegenden, zum Teil wuchtigen Häusern befinden sich Botschaften, Banken, Geschäfte mit Luxusartikeln, teure Boutiquen, feudale Kinos, vornehme Hotels und ausländische Spezialitätenrestaurants. Weiter unten, hinter dem Denkmal Simon Bolívars, verbreitert sich die Straße und zwischen den Fahrspuren beginnt der Prado, die großangelegte Promenade von La Paz, mit Blumenanlagen und Zierpflanzen, sauber gekehrt und sonnendurchflutet. Auf den quadratischen Platten schlendern die Menschen gemessenen Schritts, Autos fahren rücksichtsvoll, und die Straßen sind in den sonntagmorgentlichen Stunden erstaunlich leer. In der Mitte des Prados, an den Grünanlagen stehen dekorierte Büchertische, vor deren Auslagen wohlgekleidete Männer mit vornehmen Handbewegungen diskutieren: Die oberen Schichten zeigen sich, vornehm gekleidet, in ihrer facettenartigen Vielfalt. Der Herr Doktor flaniert, langsam, gemächlich, neben sich im Arm Frau Doktor haltend. Ihnen entgegen kommen Geschäftsleute, Bankiers, Lehrer und uniformierte Offiziersanwärter. An einer Stelle spielt eine Militärkapelle nordamerikanisch-moderne Melodien. Die Flaneure unterbrechen ihren Spaziergang und umringen das Blasorchester: Mit dicken Backen blasen die Musiker in ihre Blechinstrumente, und wuchtige Paukenschläge vibrieren im Magen. Stolz Musik erfüllt die Luft.

Nach ein oder zwei Stücken entsteht eine leichte Unruhe unter den Zuhörern, und mehrere Familien setzen ihren Weg auf den hellen Betonplatten fort. Ein Vater kauft seiner Kleinen ein Eis, und die Sonne strömt wie weißer Honig vom Himmel.

Der sonntagmorgentliche Spaziergang auf dem Prado wirkt rituell, aber trotz des obligaten Charakters strahlt er eine feierliche Entspantheit aus: Es herrscht Friede im Land. Mit jeder Faser meines Körpers spüre ich die Sonntäglichkeit, eine gehobene Stimmung wie nach einem versöhnenden Gespräch oder vor der Morgenmesse. Es ist angenehm, behäbig vor sich hinschlendernd, Menschen, Autos und die Zeit vorüberziehen zu lassen: Man geht, sieht, vergißt, begrüßt und lächelt; man übersieht die in schmutzige, zerrissene Lumpen gekleideten Bettler, die ihre schrunzeligen Hände in die Höhe halten, die kleinen Mädchen, die hinter auf Stoff oder Plastikplanen ausgebreiteten Bonbonhügeln sitzen und das Stück für fünf Pesos verkaufen. Die bolivianische Mittelschicht beherrscht das Straßenbild. Souverän schreitet die Elite vorüber, in geschmackvollen Kleidern, modisch, selbstbewußt, erfolgreich.

Zwischen den Spaziergängen promenieren in stolzer blaugrauer Uniform Offiziersanwärter einer Kadettenschule, je nach Rang mit oder ohne Ehrendolch, einem etwa vierzig Zentimeter langen Bajonett, mit Sporen an schwarzglänzenden Stiefeln und mit exakt zwischen den beiden untersten Jackettknöpfen platzierter weißer Koppel. Die Uniformen sitzen tadellos: Auf den Schultern stecken Schulterklappen, der schwarze, verzierte Kragen ist stützend eng um den Hals geschlossen, am linken Oberarm befindet sich das Abzeichen der Offiziersschule – ein rot-gelb-grünes Emblem, die Nationalfarben Boliviens. Unten am Ende der Ärmel sind manschettenartige, schwarzsaamtene, mit festgenähten Rangabzeichen versehene Aufsätze übergestülpt und mit zwei silbrigen Knöpfen befestigt. Die Hände stecken in weißen Stoffhandschuhen, hell glänzend und eng anliegend. Auf dem Kopf sitzt eine leicht in die Stirn gezogene Schirmmütze mit schwarzer Krempe. Die Uniform verleiht ihnen allen ein genormtes Äußeres und eine einzuordnende Gleichheit: Junge Männer, schlank und glattrasiert, mit kurzgeschnittenen Haaren, heruntergezogenem Mund und steifen Bewegungen. Meist gehen sie zu zweit oder zu dritt – selten mit einer nach europäischem Vorbild modisch gekleideten jungen Frau. Nur wenige schlendern allein auf der Promenade. Ein in einem vornehmen Anzug gekleideter Zivilist hält einen Kadetten an:

„Cadete, espérese un momento!“ – Warten sie einen Moment. Der Uniformierte bleibt verwundert stehen und blickt den Fragenden mit heruntergefallener Kinnlade an, und wie aus einem Schlaf erwachend, kommt Leben in die maskenhafte Rekrutenmimik. Mit der linken Hand zieht er langsam den weißen Handschuh von seiner Rechten. Der Zivilist streckt seine Rechte zum Gruß vor. Die beiden Hände bewegen sich aufeinander zu und verweilen ineinander – ein Männerhändedruck. Der Zivilist spricht mit interessierter Miene auf den jungen Uniformierten ein. Dieser nickt zackig. Seine linke Hand stützt er unbeholfen auf den Griff des silbrig glänzenden Dolchs an seiner Seite. Stramm und unbeholfen steht er vor dem jovialen Großbürger. Seine Schirmmütze ist wie zu seinem Schutz tief in die Stirn gezogen.

Ich denke an das Wilhelminische Deutschland – an das Promenieren vornehm gekleideter Herrschaften auf den sommerlich sonnig durchfluteten Boulevards deutscher Großstädte. An das stolze Daherschreiten preußischer Offiziere in blauer Paradeuniform, daran, wie Kavaliere vornehm den Ellbogen einer aus einer Kutsche aussteigenden Dame entgegenrecken. Ich denke

an demonstratives Verbeugen, an das Hütelüften der preußischen Oberschicht – der Herr Kommerzienrat, der Herr Major, ein Hauptmann. Berlin, Unter den Linden. Eiserne Reifen schlagen auf dem Pflaster der breiten Straßen eilig vorüber. Großbürger promenieren in teuer gewebten Stoffen, Frauen in hochaufgeschlossenen Kleidern und mächtigen, mit Bändern, Kunstblumen und Federn verzierten Hüten, Uniformierte mit steifen Rücken, Kinder gehen artig neben ihren Eltern. Die Familie zeigt sich, die Verlobten, das glückliche Ehepaar.

Vor der Neuen Wache hinter dem gußeisernen Gitter steht eine gaffende Volksmenge und beobachtet die Wachablösung. Soldaten marschieren zu einem militärisch abgehackten Getrommel nach einer geregelten Ordnung im preußischen Stehschritt ab. Eine neue Abteilung nimmt deren Platz ein. Hell blitzen blankgezogene Säbel, leuchten die blauen Uniformen, funkeln Pickelhauben in der Sonne. Hart ertönen Kommandolaute.

Unter den Linden flanieren gesellschaftlich adäquat eingepackte Ehepaare. Er, konservativ, mit tiefschwarzem Bratenrock, schwerfällig und plump wie ein Maikäfer, mit steifem Zylinder über einem lustfeindlich verkniffenen Gesicht und einem eingeklemmten Monokel im rechten Auge. Sie mit einem ge- rafften Kleid, einer grünlichen Samtjacke, leicht angegrautem Haar und feindselig zusammengepreßten Lippen. Es sind viele Menschen unterwegs: Man genießt den Sonntagvormittag. Ein korpulenter vornehmer Herr, ein Zivilist mit Schmissen auf der Wange, gekleidet in einen modischen Cutaway mit graugestreifter Hose, lüftet grüßend den Zylinder; ein Hauptmann, uniformiert, den langen Schleppsäbel an der Seite, grüßt mit strammen zackigen Bewegungen militärisch zurück: Tja, wir sind wer. Wir haben es geschafft. Noch vor dreißig Jahren hätte man das nicht für möglich gehalten – ein Deutsches Reich, schwarz-weiß-rot, Kolonien, begehrte Technologie und Qualitätswaren, ein mächtiges stehendes Heer, eine starke Flotte, gefürchtete Infanterie und – Disziplin, das Geheimnis unseres Erfolges. Ein Staat, der ein Wörtchen mitzureden hat!

Der beleibte Herr blickt dem vorübergehenden Hauptmann zufrieden nach, setzt sich den Zylinder wieder auf und zieht, eine wohlriechende Rauchwolke hinter sich zurücklassend, an seiner Zigarre. Ein Trupp Soldaten marschiert im Gleichschritt vorüber, die Gewehre umgehängt. Vor dem Kronprinzenpalais promenierte ein junger Leutnant mit einer hellgekleideten Dame. Eine Gruppe von Kadetten der Artillerieschule zieht mit steifen Bewegungen zur Schloßbrücke am Kupfergraben. An einem Offizier gehen sie grüßend vorüber. Streng blickt ihnen dessen Gesicht entgegen – harte Miene, kalte Augen, eingeklemmtes Monokel, hochgezwirbelter „Es-ist-erreicht-Bart“: Ja, wir haben es geschafft. Was jetzt kommt, kann nur noch viel besser werden. Die Sonne fällt warm vom Himmel, und mächtige Bauten feiern preußischen Erfolg:

„Ich führe Euch herrlichen Zeiten entgegen!“
Sonntag in La Paz. Vereinzelt dringen Wortfetzen an meine Ohren. Ich gehe weiter und ein bunter Strauß Menschen zieht an mir vorbei, vornehm gekleidete Ehepaare, Kinder, alte distinguierte Herren mit kapriziösen Oberlippenbärten, Teenager, modisch gekleidete Frauen und hin und wieder einer der Uniformierten.

Irgendwann drehe ich mich um und gehe zurück in die Richtung, aus der ich gekommen bin. Weiter oben spielt die Militärkapelle einen anfeuernden Marsch. Der Dirigent ist wach, begeistert, engagiert. Um die Musiker herum

hat sich eine Menschentraube angesammelt, und die Flaneure lauschen ergriffen.

Wie ein Schreck fährt die Melodie in mich – es ist „Alte Kameraden“. Brutal schlagen die Töne in meine Ohren, verbiegen Gedanken, dringen in meinen Bauch und verdrehen Gefühle. Wieder denke ich an Deutschland: Unter den Linden fahren großräumige Limousinen auf breiten Straßen, es ist Frühsommer, und der Tag ist warm. Damen mit mittellangen Röcken promenieren eingehakt in den Armen schwarzuniformierter großer, blonder Männer. Es sind sehr viele Uniformen zu sehen, schwarze und braune, und über dem Brandenburger Tor weht die Hakenkreuzfahne. Vorne, vor dem Denkmal Friedrichs des Großen, spielt eine SA-Kapelle den Badenweiler Marsch. Der Dirigent steht stramm und bewegt seinen rechten Arm mit dem Tambourstab zackig auf und ab. Die Spaziergänger bleiben stehen und hören auf den hackenden Rhythmus der Einleitungsmelodie.

Ein uniformierter SS-Scharführer entzündet sich eine kurze filterlose Zigarette. Mit einer würdevollen, gemessenen Bewegung steckt er das Feuerzeug in die Brusttasche seines Jacketts und beobachtet die Musiker. Genüsslich bläst er den Rauch aus dem Mund. Ja, wir sind wieder wer! Nach dem Schandvertrag von Versailles, nach einem unglücklich ausgegangenen Krieg, nach unerhörten Reparationszahlungen, Geldentwertung und Massenarbeitslosigkeit, nach jahrelangem politischen Chaos stehen wir wieder da, groß und stolz, mächtig, geführt und entschlossen. Ein Verdienst energischer Männer: „Gebt mir zehn Jahre Zeit, und Ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen!“

Durch die Menschenansammlung schiebt sich ein braununiformierter SA-Mann: Dick, Lederkoppel, eine Sammelbüchse in der Hand. Auf seinem Kopf trägt er eine schräg aufgesetzte Schirmmütze. Ein kurzer, kahl ausrasierter Schweinenacken mit einer wulstigen Speckwalze preßt sich aus dem engen Uniformkragen hervor. Ringsum, auf den Gehwegen promenieren viele Menschen: Die Mittelschicht Berlins flanirt nach dem Pfingstgottesdienst im Dom oder in der St.-Hedwigs-Kirche am Schloß, am Zeughaus, an der Universität, am Opernhaus vorüber. Uniformen beherrschen das Straßenbild und Kinder üben Gleichschritt.

La Paz. Wuchtige Militärmusik, steife Musiker, ein Dirigent mit zackigen Armbewegungen. Ganz in der Nähe des Prados, in der Calle Bravo, befindet sich der Club aleman, der Deutsche Club; ein imposantes Gebäude, in dessen Innenräumen sich vornehme Herrschaften treffen. Im Restaurant sitzen sie unter einer übergroßen Nachbildung des Eisernen Kreuzes Zweiter Klasse hinter schweren Bierkrügen oder feinstieligen Weingläsern, schwadronieren über den Mittelabschnitt, erinnern an den Schlieffenplan oder kommentieren deutsche Politik. Ein makabrer Humor schwebt über der Tischrunde: Klaus Barbie in französischer Haft. In den Räumen finden sich verschiedene Bezüge zu Deutschland: Orden, Bismarckbüste, Reproduktionen heraldischer Gemälde, Wolfram von Eschenbach, Fotos von Adenauer und Carstens, steifes Lachen an eckigen Stammtischen.

Der Prado. Über Schaufenstern prangen deutsche Namen: Libreria Adeck, Relojería Schneider – hier ließ ich meine Armbanduhr reparieren. Ein grauhaariger, großer schlanker Mann bediente mich: Herr Schneider. Er lebe schon achtunddreißig Jahre in La Paz. Er sei verheiratet und habe zwei Kinder, die hier zur Schule gingen. Auf meine Frage, warum er nach La Paz gekommen sei, antwortete er ausweichend:

„Sie sind ein junger Mann, Sie verstehen das noch nicht. Man hat sich früher

schon einmal zu etwas hinreißen lassen, das man später selbst nicht mehr be- greift.“

Ob er sich wohlfühle:

„Wissen Sie, wenn man einen Beruf hat und wird seßhaft, dann bekommt man ein Heim und fühlt sich wohl.“

Herr Schneider. Er sprach einen Dialekt, der mir unbekannt war, eine Mund- art, die halb vergessen ist – schlesisch oder ostpreußisch. Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt. Seine Stimme war sanft, verhal- ten, vorsichtig.

Weiter oben, hinter dem Denkmal Bolivars, verliert sich die wohlausgewoge- ne Bevölkerungsschicht zwischen Menschen einer anderen Klasse; die Viel- fältigkeit nimmt zu und die komprimierte Selektion des Prados ist nur noch in meinem Gedächtnis. Auch hier schlendern vereinzelt Kadetten, promenie- ren wohl situierte Herren, Damen, Ehepaare mit hellgekleideten Kindern, aber der Verkehrslärm verdichtet sich, und die Elite vermischt sich mit einfä- chen Leuten oder verschwindet in großräumigen Taxen. An den Straßenrän- dern stehen Indiofrauen, gekleidet in knallbunte Kleider. Auf ihrem blausch- warzen Haar tragen sie einen hartrandigen Bowlerhut. Am Rücken ihre Kin- der, eingewickelt in bunte Tücher, oder sie schleppen irgendwelche Lasten. Alle Frauen tragen mehrere Röcke übereinander und Sandalen aus dem Pro- fil ausgedienter Autoreifen.

Am Plaza San Francisco biege ich in die Calle Sagarnaca ein und klettere langsam die Steigung empor. Hier ist schon längst kein Sonntag mehr: Hier war noch nie Sonntag. Auf dem Boden sitzen Indiofrauen mit wenigen Man- darinen oder Orangen, die sie zum Verkauf anbieten, und am Straßenrand stehen primitive Verkaufsstände. In der Gasse herrscht ein wirres Durchein- ander, und je weiter ich vorankomme, um so mehr verdichtet sich die Markt- atmosphäre.

An einem Stand bleibe ich stehen und schaue mir die bunten Auslagen an. In unzähligen Kistchen und Schächtelchen befindet sich eine unüberschaubare Menge abergläubischer Zaubersachen und Gücksbringer. Plötzlich entdecke ich in einer Schachtel, halb versteckt unter billigen Ohrringen und Glas- schmuck ein deutsches EK-II, schwarz, eisern, mit Silberband und schwarz- weiß-rottem Band. Ich blicke die Marktfrau verwirrt an. Sie lächelt, geht ei- nen Schritt vor und deutet auf einen Talisman aus geschnitztem Holz: „Para su viaje“, sagt sie – für meine Reise. „Talismane, für alles, für ihre Ge- sundheit, ihre Familie, gegen Feuer und Krieg.“ Sie zeigt auf getrocknete La- maembryos, auf merkwürdig geformtes Holz, auf getrocknete Fuchsschnau- zen, Hasenpfoten, geheimnisvolle Kräutermischungen, auf die Panzer von Gürteltieren.

Kai Ehlers hommage à stanislav lem

gestern standen wir
vor dem abgrund
heute sind wir
einen entscheidenden schritt
weiter

hurra!
wir haben es geschafft!

notizen zum alltag

der irrsinn
ist so organisiert
daß er vernünftig erscheint

die anarchie
erscheint in der form
der dressur

also bitte

lauf rolltreppen rückwärts
machs mit schaufensterpuppen
grüß in der u-bahn alle mit handschlag

aber spiel nicht verrückt

variationen

der mensch ist gut
aber er verdirbt leicht
wenn er nicht kühl genug lagert

der mensch ist schlecht
aber er kann gerettet werden
wenn es gott gefällt

der mensch
kann schießen
und schießen

der mensch
ist vielseitig
verwendbar

und dann gibt es auch noch

Fitzgerald Kusz
Rosarotes Wochenende

I. IC 523/Münchener Kindl

Der Moment, wo der Uhrzeiger springt
und eine neue Minute anzeigt.
Der Moment, wo man schon fährt,
weil der Gegenzug fährt.
Der Moment nach dem Abpfeiff,
wenn der Zug *tatsächlich* fährt.
Und schließlich
der Moment der Erleichterung,
daß jetzt nichts mehr passieren kann,
es sei denn,
man säße im falschen Zug.

II. IC 528/Drachenfels

Koblenz. Das Abteil ist wieder leer.
Wer kommt? Eine dicke Frau,
die ihre Schuhe auszieht
und Wurstbrote auspackt,
die nach Hartwurst duften?
Tatsächlich, eine dicke Frau!
Sie zieht ihre Schuhe aus,
aber sie ißt nichts!

III. IC 528/Drachenfels

Baumgipfel ziehen vorbei.
Vis-à-vis im Speisewagen
ein Mann mit Hornbrille.
Er vergleicht, was er ißt, mit dem,
was auf der Speisekarte steht.
Mißmutig ißt er weiter.
Kaum Stimmen, nur im Hintergrund
überlaut der Satz:
„Ich hab Freunde, die erziehen
ihre Kinder an der Realität vorbei.“
Draußen ziehen die Wolken —
an der Realität vorbei.

IV. IC 523/Münchener Kindl

Nebel über dem Loreley-Felsen,
der Rhein ist verschwunden.
Ein Student der Zahnmedizin
kommt bei einem harmlosen Gespräch
auf Jesus Christus und seine Jünger ...
Ich zahl meinen Orangensaft und geh,
ehe er mir noch ein Traktätchen zusteckt —
an diesem meinem rosaroten
Wochenende mit der Bahn

Britta Bogdan
... nur Kohlenstaub

Seine großen Hände,
wie sollen sie je einen Schmetterling
streicheln können ...

Solch ein breites Kreuz,
das jede Tür versperrt,
ein ganzes Zimmer füllt,
kann keinen Platz schaffen.
Diese müden Augen,
ein halbes Leben nur Dunkelheit gesehen,
schmerzen im Sonnenlicht.

Unten im Berg,
acht Stunden Schicht,
an Zuhause denken,
Schnupftabak
und heilige Sankt Barbara ...

Vieles ist nicht mehr
wie es mal war,
stolzer, starker Bergarbeitermann.

Aber wer schreit schon Glückauf,
wenn man so tief dort unten ist ...
Unten im Berg,
wo nie eine Blume blüht.

Dann in der Nacht,
die Angst aushusten
oder auch schwitzen.

— Silikosemond —

Und immer wieder diese alten Geschichten —
Mein Vater,
sein Vater,
deren Vater ...

Komm wir tanzen eine masurische Polka,
träumen von Istanbul ...
Kumpel, Kumpane, Genosse
und Freund.

Seht die schwarzen Narben auf meinem Kreuz
sind doch nur Kohlenstaub ...

gewidmet: Meinem Vater
und jedem Bergarbeiter.

Artur Troppmann
Vorstadtreliet

Die Mietshaustüre
ein Relief
aus Erinnerungen.
Um die zwei Bolzenbrüste
ritzte Anno 41
ein Künstler aus
dem Hinterhaus
die dazugehörende
Venusfigur.
In quadratische
Türfüllungen
sind die Initialen
und herzumrandeten
Liebesdaten
der Vorstadtbuben
geschnitten.
Ein mitleidiger Chronist
hat bei vielen
hinzu notiert
wann sie gefallen sind.
Ganz versteckt
bietet ein Bohrloch
noch immer Durchblick
aber es gibt
niemand mehr
der sich interessiert
was im Hausgang passiert.
Neben der Glockentafel
fehlt seit 40 Jahren
ein Türeck
das ein Bombensplitter
damals wegrasierte
und oberhalb der Türklinke
hat gleich gar
ein jüngerer Friedensengel
die Losung eingestichelt:
Arbeit und Moneten
statt Raketen!

Anzeige

Nach der Personalkürzung
nun der Zuwachs für Sie:
Ihr neues Unternehmerauto.
Der Lamborghini Countach LP 500 S.
Flach wie eine Flunder
stark wie ein Bulle
hat eine irre Kraft im Leib —
aber auch sein Fahrer
darf kein Schwächling sein.
Prüfen Sie
was für Vorzüge und Macken
dieser Renner hat
ehe Sie die knappe Viertelmillion
von Ihrem Konto
abheben.

Bert Wollersheim
Politik der erneuerung

und
als die zahl derer wuchs
die ohne arbeit
leben sollten,
erfanden sie
neue wörter
zur verpackung
der alten probleme;
sprachen von
strukturellen elementen,
demographischen zyklen und
saisonalen komponenten.
Wußten sie doch,
daß wörter nicht satt machen.

Elka S. Sharon
Zeichen

Die Reiher fliegen,
Möwen sind diesmal dicht
über dem Boden.
Lilien blühen dies Jahr
nur kurz,
verwelken schnell.
Ein gutes oder schlechtes Zeichen
sagen die Alten.
Ein ganz schlechtes Zeichen,
wenn die Katzen rückwärts
laufen und fliehen
vor uns
aus Aberglauben.
Sie waschen sich dann
im nahegelegenen Teich
die Pfoten dreimal
gegen Sonnenaufgang.
Fressen die Lilien und schwören,
sie rührten die Vögel,
die Reiher nie mehr an,
nicht mal eine leichte Beute
sähen sie an,
werden daraufhin
vollkommene Vegetarier.
Ein gutes Zeichen,
wenn nächstes Jahr
die Lilien reichlicher
vorhanden wären.
Dann normalisiere sich
alles wieder.

Siegfried Macht
Familiensinn

Auf dem Mutterboden
des Vaterlandes blühen
Tochtergesellschaften
der Vetternwirtschaft

Du aber sollst
dem Ganzen unverwandt
ihr Waffenbruder sein

Franz Hodjak
Lakai

(nach keiner japanischen Maske)

schwitzend, mit angeschwollenen
stirnadern versucht er, sich
in die vervotstafeln, vor denen er steht, zu
verwandeln, um ihnen
doppelten nachdruck
zu verleihen.

Zsuzsanna Gahse
Dekoration

Eintreten, nähertreten! Die großen dunkelblauen Samtvorhänge sind zur Seite gezogen, und Leute, ihr lieben Leute, alles ist vorbereitet. Hört, schaut, ihr werdet prachtvollen Dingen begegnen: Ich habe den Himmel mit der Vervielfachung eines Kopfes behängt, dekoriert; da blickt von überall dieser einzige Kopf mit geschlossenen Augen zurück, von jedem Stern. So funkelt das wirklich und macht mich zufrieden, vollkommen zufrieden. Seht, ich zog nicht etwa den Seelenhimmel, das tiefe Firmament heran, um es zu schmücken. Dann würdet ihr lachen. Vielmehr habe ich das vielbedeutende Wunderding, das einmalige Gesicht, vor die sichtbaren Sterne gestreut. Das ist wirksam, noch im Bereich des Erträglichen, und wohl auch verständlich. Eine Inszenierung. Hilfesuchend und glücklich orientiere ich mich nun am Firmament; das ist mir recht. Es ist mir recht, wie ihr mit mir sehen könnt: Wunderbar überall da oben anzutreffen sind diese beinahe geschlossenen Augen. Es gelingt mir, und zugleich gelingt es mir nicht, was ich wollte, denn ich wollte mit dem Bild viel höher hinauf.

Wie ich den guten Kopf hoch zu den Sternen werfe und ihn ringsum wiederfinde, fällt mir ein, daß alles an mir liegt, ich bin stärker als er, viel stärker, habe das Glück und seine Umkehrung in meiner Hand. Einsam in meinem Übereifer halte ich jetzt den Arm vor die eigenen Augen, senke meinen Kopf.

Karl Taepler
blanche

zwischen den zeilen
meiner arbeit
studiere ich geschichte

eine stirnbreit schmerzen
wenn in schlaflosen nächten
gedankensteine gemeißelt werden

im hungerjahr 1789
liegen sie bleich
auf den straßen von paris

in den reihen der kämpfer
auf dem weg zur bastille
blanche

Peter Würfl
25 Lichtjahre hinter Wanne-Eickel

vögel morsen zwitschernde Botschaften ins Grün
Margeriten wachsen vorbei
der Bach schlägt schäumende Purzelbäume
von einer Felsnase
zwei Ameisen schleppen an einer Tannennadel
ein Zitronenfalter duftet auf der Suche
nach einem vierblättrigen Kleeblatt übers Gras
der Wind treibt eine Herde aufgeplusteter Wolkenschafe
über den Himmel
die Sonne macht den Herzschlag
der Stille hörbar
und die Zeit erhebt sich
aus der Hast der Momente

25 Lichtjahre hinter Wanne-Eickel
träumst du dir bunte Löcher in den
Alltag

Gerhard Bolaender
Landlos werden

kommen noch vor dem Mittag
die schrägen Vögel, die Fenster

sind dicht, der Wald
wiegt sich in Sicherheit

Kaffeetassen werfen ihren Nebel
auf das Glas, was für ein

blauer Wind, näher rollen sie
die Pappeln, leichte Aufruhr

ein Wagen verzögert seine Fahrt
auf der Straße, hält an

der Fahrer steigt aus und
sieht sich um

hebt die Kamera vor das Auge
und nimmt das Land in Besitz

Werner Dürsson
Tagtraum bei Föhn

Droben am Hügel lag ich zur
Traubenzeit zwischen den Quellen
und trank nicht

träumte statt dessen von dir und von
schlimmeren Gegenden —

jähes Erwachen beim Knall der
Schreckschußkanone die Schwärze
wegrauschender Stare

ein Schloß zwei Kirchen drei
Villen zu Füßen wußte ich wieder
der Schrecken ist eine
Erfindung

das Schwelen verheerender Brände
ein kleines Kartoffelkrautfeuer
dort drüben

der Steckbrief ein Buchenblatt
das mir im Schlaf aufs
Gesicht fiel

Schneefall

Nichts geht mehr.
Unbeschriebenheit.

Wo kein Ort mehr ist
komme ich mir
auf die Spur.

Sie verfolgt mich.

Reinhard Hesse
In der Logik des modernen Todes

Günter Anders und nach ihm Jonathan Schell haben vom „zweiten Tod“ gesprochen, vom „Tod des Todes“: Wenn die Ereignisse eintreten, auf die wir starren oder vielmehr, auf die wir zu starren vermeiden, wird es nie mehr Sterben geben, da es kein Leben mehr geben wird. Ich möchte einige Anmerkungen kulturkritischer Art dazu machen, wie in unserer Zivilisation der Tod sich allmählich infrastrukturell, psychisch, in der Lebenswelt eingebettet, vorbereitet, wie er Terrain erobert, an Akzeptanz gewinnt, wie er an der Logik arbeitet, mit der er siegen wird. Anders gesagt: wie dem physischen Tod der Menschheit auf vielen Gebieten schon jetzt ihr geistiges, kulturelles, affektionales Absterben vorausgeht.

Dieses Bereitmachen möchte ich Entvitalisierung des Lebens nennen. Es ist der Vor-Tod. Die Phänomene, die hierfür Beispiele sind, sind uns allen im Grunde geläufig. Ich werde später einige nennen. Der eigentliche Tod, d. h. der in der Logik der kulturellen Entwicklung liegende physische Tod ist nicht einfach und schlicht „der Tod“, es ist der im Überfluß vorhandene Tod – wie er uns unter dem Titel „Overkill“ inzwischen aus unseren Frühstückszeitungen vertraut geworden ist.

Die Logik führt von der Entvitalisierung der Existenz bis hin zum radikalen Extrem des Überflüssigwerdens auch des entvitalisierten, physischen Lebens der Menschen. Ihr perverser Höhepunkt ist das Zusammenfallen des im Überfluß vorhandenen Todes mit dem Überflüssigwerden der menschlichen Existenz.

Die technische Reproduzierbarkeit des Todes bis in die Überflußzone hinein hat allerdings (bislang) eine Schwachstelle: den Menschen. Der Overkill-Automat bedarf (vorläufig noch) zu seiner Inbetriebnahme partiell der Mitwirkung des Menschen. Technisch gesehen ist er nur ein Halbautomat. Am Überflüssigmachen der Schwachstelle des Automaten wird z. Z. gearbeitet so wie der Automat dann an der Beseitigung des überflüssig gewordenen Menschen „arbeiten“ wird. Dies zu sagen ist nicht thanatophile kulturkritische Verstiegtheit; es ist nur der Ausdruck waffentechnischer Entwicklungen. Einige davon werde ich im folgenden ebenfalls kurz zu beschreiben haben.

Das Absterben des Lebendigen im Leben vollzieht sich auf verschiedenen Ebenen der Alltagswelt. (Übrigens nicht auf allen. Und es gibt auch hoffnungsvolle Gegenbeispiele des Aufstandes gegen den Vor-Tod. Ich denke insbesondere an die ökologische und antimilitaristische Bewegung.) Biographisch gesehen finden sich Phänomene des Vor-Todes in fast allen Lebensphasen. Ich möchte hier, z. T. nur stichwortartig, auf einige eingehen.

Wenn wir, um mit einem banalen Beispiel zu beginnen, vom „Baby“ reden statt vom „Säugling“, so haben wir damit unversehens den vitalen Vorgang des Sichernährenwollens und des Ernährtwerdens aus unserer Sprache verdrängt.

Den „Alten“ taufen wir in „Senior“ um und verdrängen damit den vitalen Vorgang des Alterns und Sterbens aus unserer Sprache.

Das Sterbezimmer wird ersetzt durch die Intensivstation.

Krankheit als akzeptierte Lebensform gibt es kaum noch; den Kranken sehen wir eher als eine Art Tablettenverschreibungsfall; Krankheit wird uns als „Erwerbsminderung“ aktenkundig.

Wenn der Mensch durch Krankheit oder Alter ganz hilflos geworden ist, ist er ein „Sozialfall“.

Verläßt jemand nach Exitus die Intensivstation, so wird er samt Bett durch Aufzüge und Keller zu einem bereitstehenden Klein-Lkw gebracht, zum Leichenhaus eines Friedhofes gefahren, dort in eine Zelle geschoben und schließlich von da einige Meter weit zum Grab transportiert. Das familiäre Sterbebett, Sterbebesuche von Nachbarn und Freunden, das Ausschmücken des Hauses des Verstorbenen, der Leichenzug vom Haus durch die Gemeinde zum Friedhof, all das entfällt. Die Kleidung der Trauerfamilie verrät kaum noch etwas vom Geschehenen. Mit einem Wort: Der Tod wird aus unserem Leben verdrängt.

Für eine Kultur, die an Machbarkeit und Beherrschbarkeit glaubt, für die das Know-how zur zentralen Lebensfrage geworden ist, müssen Erscheinungen wie Krankheit und Tod ein ständiges Ärgernis, eine peinliche Provokation sein.

Wo das Know-why durch das Know-how ersetzt ist, wo die Sinnfragen tendenziell zum Verschwinden gebracht wurden, wo man deshalb nicht mehr recht in der Lage ist, Krankheit und Tod so oder so konstruktiv-sinnhaft zu verarbeiten und ins Leben aufzunehmen, da bleibt in der Tat nur, diese Fragen und diese Phänomene zu verdrängen.

Zugleich aber hat die Angst vor dem Tod, sein Fremdwerden, eine andere Seite, nämlich die einer unausgesprochenen, auch unausgedachten Unterwerfung und Verbrüderung. In der Beschränkung auf das technisch Machbare liegt zugleich auch ein Stück Anerkennung des Reichs des Todes verborgen. Ja, man kann sagen: Wir sind eben deswegen vom Know-how so besessen, weil wir uns darüber hinweghelfen wollen, daß wir ihn nicht unterwerfen können. Von diesem unterschweligen Zwang lebt die moderne Technik geradezu. Der unbeherrschbare Tod ist in diesem Sinne ihr Lebenselixier; seine Anerkennung ist ihre stillschweigende Legitimation. Dieses Bündnis spitzt sich jetzt zu bis ins Extrem: Im „zweiten Tod“ siegt der Mensch über den Tod (indem es nach ihm keinen Tod mehr geben wird) und unterwirft sich ihm doch zugleich.

Der Tatendrang der Nazi konnte schließlich nicht mehr erreichen als die Bedingungen ihrer Zeit es ihm erlaubten: Die serienmäßige, sechsmillionenfache Herstellung des Produkts Tod in den dafür gebauten Fabriken bedeutete weder die Unterwerfung unter den Tod (denn sie geschah im Namen des Überlebens der „Herrenrasse“), noch konnte sie gar – aus technisch bedingten quantitativen Gründen – auf das Niveau des „Sieges über den Tod“ i. S. des „zweiten Todes“ vorstoßen. Aus beiden Gründen kann Auschwitz nicht mit Hiroshima/Nagasaki in einen Topf geworfen werden. In den nicht ganz 1½ Jahren zwischen der Einstellung der deutschen Serienfertigung des Todes (durch, vergleichsweise, mühevoller Kleinarbeit) in Auschwitz und dem Einstieg in die amerikanische Überflußproduktion des Todes mit Hilfe atomarer Techniken seit Hiroshima/Nagasaki liegt die Zäsur, die uns Heutige auf immer und grundsätzlich von den hilf- und erfolglosen Bemühungen der Altvorden trennt, den eigenen Tod durch das Töten anderer zu besiegen und ein „tausendjähriges“, sprich ewiges Reich, zu errichten.

In Auschwitz hat das Industriesystem seine Muskeln spielen lassen können. Allerdings hat wohl nur die SS und auch von ihr nur ein Teil zu diesen Fertigungsstätten das adäquate technokratische Verhältnis gehabt. Andere Stellen und Staatsorgane genierten sich aus Gründen traditionalistischer Rücksicht-

nahmen noch gar zu sehr. Der u. a. aus verschiedenen Ministerien gebildete Ausschuß, der am Wannsee 1942 die „Endlösung“ beschloß, formulierte denn auch Sätze wie den: „Für allfällige Reste jüdischer Bevölkerung wird wie folgt Sorge getragen: (Sammlung, gemeinsame Verbringung in ein KL) Sonderbehandlung.“ In Strategieüberlegungen des Atombombenzeitalters aber passen Sätze wie der, daß bei allfälligem „Einsatz von Sondermunition ein Kollateralschaden von 50 MT in Rechnung gestellt werden muß.“ Wenn man weiß, daß „Sondermunition“ Atomsprengköpfe bedeutet und „MT“ Megatote (1 Million Tote), dann hört sich das schon erheblich professioneller an, auch technisch potenter.

Da sie den traditionellen Tod nicht mehr in ihr Leben aufnehmen konnte, hat die moderne Menschheit den totalen Tod erfunden und technisch herstellbar gemacht. In unseren Wohnungen gibt es keine aufgebahrten Leichen, vor der Tür keinen Friedhofsbaum mehr; aber unsere Gärten und unser Land sind untertunnelt, zerschnitten und zerbohrt von der Infrastruktur, die aus dem (psychischen und topographischen) Untergrund heraus in Minuten den Überflußtod herstellen soll – if deterrence fails.

Dieser Zustand ist Ausdruck, Ursache und Folge einer geistig-kulturellen Verfassung, die ebenso schizophren ist, wie sie einer geheimen, kranken, perversen Logik gehorcht. Die kranke innere Verfassung der Menschheit ist ein Phänomen des Vor-Todes. Sie hat sich in vielen Grundstrukturen der Kultur etabliert, in sozialen und politischen Verhaltensmustern innerhalb gegebener Gesellschaften und zwischen ihnen eingenistet und sie schlägt sich auf vermittelte Weise in individual-psychische Störungen nieder. Deren Pseudobekämpfung spielt sich in den Konsultorien bezahlter „Psychotherapeuten“, in den Zirkeln zahlloser Selbstfindungsgruppen usw. ab. Sie kann nur Pseudobekämpfung sein, da ihre Mittel von vornherein zu kurz greifen, um die tief liegenden, historisch bedingten kulturell-strukturellen Ursachen angehen zu können.

Der Tod als vitalstes, weil die Sinnfrage am radikalsten stellendes, Lebensphänomen ist in die Leichenhalle verdrängt und in den Raketensilos „beherrschbar“ gemacht. Was ist mit den Bereichen von Liebe, Arbeit und sinnlichem Lebensgenuß? Auch hier, will mir scheinen, hat die beschriebene Logik erhebliche Fortschritte gemacht.

Die Aktion Lebensborn als Menschenzuchtinstitut der Nazi war rührend human verglichen nicht nur mit den zukünftigen Möglichkeiten der Gentechnologie, sondern auch mit dem heute bereits Realität gewordenen Grad der Ent-Vitalisierung von Liebe und Geschlechtlichkeit.

Es dürfte nicht allzu schwerfallen, die provenzalisch-romantische Stilisierung der Liebe zwischen Mann und Frau als Verengungs- oder, wenn man so will, als Verarmungsform der urchristlich und urphilosophisch geforderten allumfassenden, auch politisch strukturierten Liebe zu den Nächsten und zur Schöpfung überhaupt zu interpretieren. Die Emphasisierung der Geschlechtsliebe, ihre Aufladung mit dem Pathos des Lebensglücksgaranten und mit dem des je neu erhobenen Einmaligkeits- und Spontaneitätsanspruchs ließe sich in dieser Sicht als radikalisierte Kompensation für das Nichtzuhandensein des eigentlichen, nämlich allumfassenden und nicht auf die Zweierbeziehung eingeschränkten, Ideals charakterisieren.

Aber die moderne Industriegesellschaft kann sich auch mit dieser Reduktionsform nicht abfinden. Mag der Anspruch auf Einmaligkeit auch hohl sein und vielleicht nur die Folge gescheiterter Ideale – er verträgt sich auf Dauer nicht mit einem System, das den Gedanken der Serienfertigung internalisiert hat; der

Anspruch auf Spontaneität verträgt sich nicht mit dem Ideal der Plan-, Mach- und Kontrollierbarkeit; und insbesondere steht die Vorstellung eines saturierten, in sich ruhenden, aus der Gefühlswelt sich nährenden Lebensglücks quer zum coolen Expansionismus, zur eben nicht saturierten Innovationswut, zu der auf Raub an Mensch und Natur ausgehenden Lebens- und Wirtschaftsweise der modernen Industrielwelt. Ihr Zwang zum Reproduzierbarmachen und zur Reproduktion hat in Schnulzen, Schlagnern und Groschenromanen das romantische Liebeskonzert ersichtlich auf Null gebracht. (Und damit auf das, was es vielleicht immer schon war; wenn wir nicht das verzweifelte Suchen der Menschen nach wenigstens einer Friedensnische dahinter sehen wollen – eine Interpretation, die man freilich auch umdrehen kann, indem man die Schaffung dieses affektionalen Erholungsorts in der Innenwelt als eine im psychischen Gesamthaushalt der aggressiven Kultur notwendige, eben kompensatorisch-kreative, Vorbedingung für ein um so gefährlicheres Agierenkönnen nach außen hin versteht.)

Neben der reproduzierten Sentimentalisierung der dem Anspruch nach vitalen Affektionalität der Liebe und damit ihrer Aushöhlung von innen her gibt es eine zweite Weise der Subversion durch die Industrielwelt: Sex macht Liebe merkantilisierbar, quantifizierbar, normbar, kontrollierbar, therapierbar. Zwei Erscheinungsformen des Sex springen besonders ins Auge: das Petting und die Peep-Show. Aus diversen Sexreports ist bekannt, daß in den USA der durchschnittliche Geschlechtsverkehr possierlich kurz ist; es scheint, daß die Menschen ihn „schnell erledigen“ möchten. Ihn ganz zu ersetzen entstand das Petting. Bevorzugter Ort des Petting ist das Auto, wo es sozusagen „en passant“ erledigt werden kann. Das Bett erinnert noch allzu sehr an seine Bestimmung für den vitalen Lebensvollzug des Miteinanderschlafens. Der Autositz ist ein Möbel von technischer Multifunktionalität: beim Fahrer auf der Straße, als Liegesitz in der Pause, beim Zusehen im Open Air Cinema, beim Essen in der Drive-in-Snack-Bar oder beim Geldabheben am Autoschalter, und eben auch beim Petting.

Aber Petting setzt immer noch zwei Personen voraus, die sich gegenseitig auf irgend etwas einlassen, die in eine spezifische, in der Regel persönliche Intimitätsbeziehung zueinander treten.

Nicht schon die aufblasbare Gummifrau aus dem Sex-Shop, sondern erst die Peep-Show zeigt die radikale Antwort auf die Frage nach der Ent-Vitalisierungsmöglichkeit auch dieses Restbestandes menschlichen Aufeinandergehens an. Die Gummipuppe hebt die Mitmenschlichkeit offen auf, wie sie eine Puppe, kein Mensch. Die Peep-Show bewahrt sie zum Schein: die sich exhibitionierende Frau auf der Szene ist eine Frau. Aber diese Mitmenschlichkeit existiert nur zum Schein: Mann und Frau sind durch eine Wand getrennt, sie sehen sich nicht gegenseitig, sie können sich nicht berühren, der Sehschlitze, der den einzigen Kontakt zwischen ihnen erlaubt, öffnet sich nur bei Einwurf von Geld in einen Automaten, die Frau exhibitioniert sich unabhängig von der Präsenz eines bestimmten Mannes (selbst wenn sie ihn als diesen bestimmten Mann wahrnehmen könnte), sie tut dies, solange irgendein Sehschlitze durch Geldeinwurf offengehalten wird, der masturbierende Mann geht nach Erreichen des Orgasmus weg ohne sich um die Frau zu kümmern oder kümmern zu können. Mit einem Wort: die Mitmenschlichkeit ist da und sie ist als reproduzierbare, seriengefertigte, einkaufbare, unpersonale „Mitmenschlichkeit“ zugleich ganz und gar nicht da.

Indem das Industrie- und Profitsystem in der Merkantilisierung der Masturbation die Position bislang privatester Intimität besetzt, bricht sie vollends in

die Innenwelt tradierter Persönlichkeitsstrukturen ein. Ob sich hier der Mann oder die Frau erniedrigt, scheint mir nicht die primäre Frage: Der Mensch ist es, der sich erniedrigt.

Die englische Sprache hat gängige Schimpfworte, die aus dem Bereich der Geschlechtlichkeit kommen, z. B. in dem Ausdruck „Fuck off!“; sie stigmatisiert geschlechtliche Bedürfnisse moralistisch mit religiös-mythischen Metaphern, z. B. in der Wendung „To be as horny as hell“. Das scheinen spezifische Prägungen einer puritanisch bestimmten Kultur zu sein. Im Deutschen würde man statt „Fuck off!“ vielleicht „Verpiß dich!“ sagen können, statt „as horny as hell“, „so geil wie Nachbars Lumpi“.

Das Schimpfwort stammt hier aus der Fäkalsprache; geschlechtliche Erregung wird nicht als Höllenwerk gesehen, sondern eher verniedlicht. Ich weiß, es gibt auch Gegenbeispiele, aber sie scheinen mir doch nicht die breite Verwendung und den sprachlichen Durchdringungsgrad gefunden zu haben, den ihre angelsächsischen Pendants haben. Ich will mit diesem kurzen Hinweis keiner Nationalpsychologie das Wort reden. Vielleicht ist es aber doch nicht verwunderlich, daß die modernen, technisierten Devitalisierungsformen von Liebe und Sexualität gerade aus den Nationalkulturen kommen, die zugleich puritanisch durchtränkt sind.

In einem bekannten Song der „Spider Murphy Gang“ heißt es: „peep peep/ Du bist so schön, so wunderschön/ Ich möcht' dich wiedersehen/ Doch allzu kurz ist das Minutenglück/ Dann muß ich wieder auf die Straße zurück/ peep peep“. Gegenüber solchen Ambitionen individualistischer Zweckentfremdung der halbautomatischen Masturbationsmaschinerie ist der Apparat gefeit: Der junge Mann, der persönliche Gefühle entwickelt, muß „wieder auf die Straße zurück“. Selbst wenn er sich programmfremd wirklich verlieben sollte, so bliebe der Münzschlitze der einzige Weg für ihn, seine Geliebte zu sehen.

Noch eine kleine Anmerkung zum zivilisatorischen Zustand von anderen Formen des sinnlichen Lebensgenusses wie z. B. des Essens, Trinkens oder auch des mitmenschlichen Gesprächs: Man kann die Landwirtschaft industrialisieren und chemisieren, aber Essen und Trinken wird man (trotz der Erfindung des Eß-Automaten in „Modern Times“) nicht abschaffen können; oder sollte ich sagen: vorläufig nicht abschaffen können? Aber man kann sich bemühen. Man kann versuchen, das Essen partiell durch Kaugummikauen zu ersetzen, das Trinken durch die immer wieder neuen Durst hervorruhende Coca-Cola, das Gespräch durch die Talk-Show, das tröstliche Wort und die aufmunternde Geste durch die Psychotherapeuten.

Ich komme zu den Ent-Vitalisierungsphänomenen der Arbeitswelt. Das wird zugleich überleiten zu den technischen Rahmenbedingungen des Überflüssigwerdens der menschlichen Existenz an sich, zum Obsoletwerden des ent-vitalisierten Menschen.

Der Mensch kommt in der modernen Ökonomie zunehmend als Kostenfaktor und Gefahrenherd vor. Die Kosten für den Ankauf der menschlichen Arbeitskraft belasten betriebs- und volkswirtschaftlich den Etat. Sie sind zu minimieren, tendenziell zu eliminieren. Dies wird erreicht durch „Rationalisierung“. „Rationalisierung“ heißt faktisch: Verdrängung des Menschen. Der ihn ersetzende Automat hat an sich keine ratio; wohl aber gibt es eine vom Menschen ventilierte ratio, die es ratsam oder notwendig erscheinen läßt, den Menschen zu ersetzen. Die ratio herrscht durch „Rationalisierung“ im Produktionsprozeß, gerade weil der Mensch (das einzige Wesen, das ratio hat, sollte man meinen) beseitigt ist. Hier deutet sich in der sprachlichen Mikro-

analyse schon das an, was sich dann auf dem Felde der modernen Vernichtungstechnologie in voller Schärfe ausgebildet hat. Der Mensch als solcher wird obsolet, ja nicht nur obsolet, sogar im Grunde störend und schädlich. Er ist ersetzbar, und zwar durch eine Maschine, die mit dem Anspruch eingeführt wird, eine Eigenschaft, die nur er, der Mensch, hat, auch und besser zu haben (die ratio).

Im Gesamtsystem der automatisierten und halbautomatisierten Ökonomie ist der Mensch ein Gefahrenherd, da und insofern er fehlbarer und unberechenbarer und außerdem weniger ausdauernd als Automaten und Computer ist. Keine Rede davon, daß wir Menschen ja vielleicht um unserer selbst willen „schaffen“ könnten (wie man im Schwäbischen sagt), daß die Ökonomie für uns da ist, von uns lebt, daß das Produzieren uns glücklich, erfüllt, befriedigt, schöpferisch, hilfreich und weise im Umgang mit den anderen und der Natur machen könnte und sollte.

Indem aber die Industriewelt einerseits „Arbeit“ als sinntragenden Kernbegriff inkorporiert hat und zugleich Arbeit abschafft, jedenfalls menschliche Arbeit, stellt sie sich in ein fundamentales Dilemma. Aus diesem Dilemma sehe ich, logikimmanent, keinen Ausweg – mindestens keinen lebensbejahenden und konstruktiven. Der in der Ökonomie obsolet werdende Mensch sieht sich mehr und mehr einer Welt entleerter Sinnstrukturen gegenüber und ist darüber hinaus immer weniger in der Lage, auf Kompensationsformen von Privatheit, die nicht bereits industriell vorgefertigt sind, zurückzugreifen. Wahrscheinlich ist der Mensch noch nie in seiner Geschichte halt- und hilflos gewesen als heute im Zeichen seiner vermeintlichen technischen Allmacht.

Seine totale Schwäche und seine totale Angst produzieren nun aber geradezu mit Notwendigkeit das Bedürfnis nach ihrer Überwindung: das Bedürfnis nach totaler Sicherheit. Im Namen der „Sicherheit“ ist alles, aber auch buchstäblich alles möglich:

Wir Westdeutsche sind bereit, für das, was wir für unsere Sicherheit halten, den Amerikanern das Recht zu geben, unser Land, wenn sie es für nötig erachten, in ein Inferno zu verwandeln. Dies läuft bei unseren „Sicherheitspolitikern“ unter dem Legitimationsstichwort der „Vermeidung von Selbstabschreckung“: weil wir selber im Fall des Falles vor dem Suizid zurückschrecken könnten, überlassen wir die Druckknöpfe den Freunden (Freunden), darauf vertrauend (vertrauend – man muß diese Wörter zweimal schreiben bzw. lesen, um ihre perverse Bedeutung zu verstehen), darauf vertrauend also, daß sie schon dazu bereit sein werden, uns in die Luft zu jagen, uns zu verseuchen und zu versaften. Nur so sei Abschreckung und damit Sicherheit gewährleistet.

Wir Erdenbewohner allgemein sind, unabhängig von spezifisch deutschem Schwachsinn, bereit, in einem „Sicherheitssystem“ zu leben, das als Preis seines technisch, menschlich oder politisch bedingten Versagens den Untergang der Menschheit ausgesetzt hat. Nun, was wird sich abspielen, „if deterrence fails“?

Zug um Zug beginnt dann der große Showdown: das totale Sicherheitssystem wird Schritt um Schritt, Schlag auf Schlag, aktiviert, möglicherweise innerhalb von Minuten oder Stunden, vielleicht schneller als ein Theaterstück; das Sieges- und Unterwerfungszeremoniell zwischen Mensch und Tod wird auf der Bühne der Weltgeschichte, die dann nicht mehr sein wird, aufgerufen; das Abspielen seiner Akte wird eingefordert. Die Menschheit wird, wenn alles programmgemäß läuft, ein Meisterwerk abliefern, ein perfekt durchdach-

tes Verbrechens-Kunststück aufführen. (Das amerikanische Programm hierfür trägt den Namen „Single Integrated Operational Plan“ – „Plan für den Einsatz der strategischen [Atom-]Waffen“. Die anderen Teilnehmer haben ihre eigenen Programme. Diese sind nur z. T. aufeinander abgestimmt, was aber ihrer sich kumulierenden Effizienz keinen Abbruch tun wird.) Das Meisterhafte daran wird insbesondere sein, daß die Menschheit selbst sich an dem dann ablaufenden Geschehen gar nicht mehr beteiligen muß.

In logischer Fortsetzung des Gedankens der inneren Devitalisierung des Lebens steht der Gedanke seines physischen Endes. Der devitalisierte Mensch jedoch greift in die Herstellung seines Endes, in den hierzu aufgeführten „Endkampf“, nicht ein. Seine Automaten erledigen das für ihn. „Kampf“ hieße Vitalität voraussetzen. Wo Vitalität reduziert und minimalisiert ist, ist es nur logisch, auf die Beteiligung am „Kampf“ zu verzichten. So ist es eigentlich kein Kampf, der sich ereignen wird. Es ist nur die Inbetriebnahme der Beendungsautomaten.

Der technische Vorgang wird sich möglicherweise in kurz aufeinanderfolgenden Akten abspielen.

Z. B. Akt 1: „Launch on Warning“. Raketen, Marschflugkörper, Drohnen etc. werden automatisch gestartet, da die Aufklärungssysteme zutreffender oder unzutreffenderweise anfliegende feindliche Objekte gemeldet haben. Anm.: Die jetzt in Westeuropa aufgestellten eurostrategischen Atomträger favorisieren auf der Gegenseite die Einführung eines Systems „Launch on Warning“.

Z. B. Akt 2: „Enhanced radiation weapons“. Programmgesteuerte, mit Zielfindungsgeräten ausgerüstete Massenvernichtungsmittel mit verstärkter Strahlung, also sog. Neutronenwaffen, vernichten Menschenkonzentrationen, lassen aber den industriellen und insbesondere auch den militärischen Apparat weiter intakt. Anm.: Die Neutronenbombe wird in den USA in Serie gefertigt. Frankreich ist zur Produktion in der Lage. Die Sowjetunion hat Versuche angekündigt.

Z. B. Akt 3: „Overkill“. Auch nach Ende der Menschheit können die Beobachtungssysteme anfliegende Objekte noch identifizieren und automatisierte Gegenschläge auslösen. Wenn alles funktioniert, geht es hier nicht mehr um das Killen (von Menschen), es geht über das Killen hinaus; der Endkampf spielt sich dann ausschließlich zwischen den Apparaten, Automaten, Systemen ab. Der Overkill hat seinen systematischen Ort im kulturellen Aufbau der Atomzeit dort, wo der Mensch als obsoletes Wesen ein Vakuum hinterläßt. Der Overkill ist nicht funktionslos, wie manche heute meinen. Er ist nur militärisch gesehen funktionslos, d. h., wenn man in den traditionellen Kategorien von Sieg und Niederlage denkt. Kulturpsychologisch gesehen ist er nicht funktionslos: Seine Funktion (oder eine seiner Funktionen) ist die Gewährleistung des unterschwelligsten Bewußtseins von der Verbrüderung mit dem Tod. Indem wir Menschen uns dem Tod unterwerfen, haben wir zugleich Macht über ihn gewonnen.

Kulturhistorisch gesehen ist dies ein alter christlicher Topos. Die Erlösung ist aus dem religiös-spekulativen Raum ausgewandert und hat sich waffentechnisch materialisiert. Das Konkretwerden des Endes der Geschichte ruft die alten Hoffnungsmuster der Menschenkultur auf und transformiert sie zynisch in metallene Realität. Der faustische Pakt mit dem Tode als Preis für die Erfahrung von dem, was die Welt im Innersten zusammenhält, wiederholt sich als Menschheitsphänomen.

Anm.: Der Overkill ist insbesondere wegen der hohen Zahl der Sprengköpfe, ca. 55 000 allein bei USA und SU, sowie wegen der weitgehenden Erstschlag-überlebensfähigkeit der Unterseebootwaffen gewährleistet.

Z. B. Akt 4: „Der Oberrieder Stollen“. Dies ist die Hoffnungsfigur von Gilgamesch: Was wird bleiben? Bleiben wird über den „zweiten Tod“ hinaus zunächst auf einige Minuten, Stunden oder Tage die wechselseitige Aktivität der noch funktionierenden Vernichtungsapparate mit Aufklärung und vorprogrammiertem Gegenschlag. Aber dann? Außerirdische Wesen landen im heutigen Kreis Breisgau-Hochschwarzwald, finden den atomisierenden Oberrieder Stollen, d. h. die „zentrale Lagerstätte für zeitgeschichtliches Material“ der Bundesrepublik Deutschland, öffnen die Stahlfässer und erhalten vermittels einiger Millionen Dias Einblick in das deutsche Kulturschaffen vor Ende. Der Oberrieder Stollen ist eines der Museen neuer Art, die jetzt auf Staatskosten angelegt werden, die jedoch eigentlich nicht mehr für menschliche Besucher gedacht sind. Ihre Adressaten sind bereits jene Wesen, die vielleicht in Jahrmillionen einmal die Erde besuchen werden – lange nachdem wir unsere Überflüssigkeit unter Beweis gestellt haben.

PS: Indem ich dies zu Ende schreibe, denke ich insgeheim, einen schlechten Witz oder einen faden Alptraum beschrieben zu haben. Ein Gefühl der Irrealität beschleicht mich. Wie lange kann eine Zivilisation mit sich in Frieden sein, die unter den beschriebenen Umständen und Zukunftsperspektiven lebt? Wie ist es möglich, dies auszuhalten; wie ist es möglich, es zu verdrängen; wie ist es möglich, sich darauf einzulassen? Gibt es in Wirklichkeit vielleicht diese Logik gar nicht? Oder ist sie nur ein kleiner Auswuchs, eine Art Krebsgeschwür, an einem sonst gesunden Ganzen? Was ist mit den nicht abendländisch geprägten Kulturen, ist aus Indien, China, Afrika eine Lösung zu erwarten? Sind die Länder des real existierenden Sozialismus dieser Logik wirklich ebenso verfallen wie der „Westen“ (schon allein das Mitmachen beim Rüstungswettlauf, bei dem freilich die USA immer vorangingen, legt dies nahe), wenn ja, in welchem Grad und auf welche Weise? – Fragen, die für die Einschätzung unserer realen Zukunftschancen von eminenter Bedeutung sind. Mir kam es hier nur darauf an, mit einigen Hinweisen auf Entwicklungen aufmerksam zu machen, die unsere heutige Kultur in starkem Maß kennzeichnen und von denen ich meine, daß sie radikalen, kompromißlosen Widerstand erfordern. Im Schnee-Kapitel des Romans „Der Zauberberg“, das zugleich das Schlüsselkapitel des Romans ist, läßt Thomas Mann seinen Helden Hans Castorp, der sich im Schneetreiben verirrt hat und mit sich darum kämpft, ob er einen Ausweg suchen oder sich dem Tode übergeben soll, den alles entscheidenden Satz sagen: „Ich will dem Tode keine Herrschaft einräumen über meine Gedanken!“ In Dostojewskijs „Brüder Karamasow“ sagt einer der Brüder in einem zentralen Gespräch: „Du sollst das Leben lieben vor dem Sinn des Lebens!“ Ich möchte nicht mit einem bloßen Appell endigen, aber diese beiden Bruchstücke aus klassischen Texten der europäischen Literatur haben doch, so scheint es, heute einen besonderen, durchaus emphatischen Beiklang.

Klaus Dede

Bürgertum zwischen den Mahlsteinen

Im Jahre 1983 hatte Bundespräsident Karl Carstens die Schuljugend in diesem unserem Land dazu aufgerufen, den Nazialtag in den jeweiligen Dörfern und Städten zu erforschen. So geschah es denn immer wieder, daß Kinder bei der 84jährigen Pfarrwitwe Helena Dede, geb. Brauer, klingelten, um zu fragen: Wie war das damals? Aufmerksam hörten sie dann oft stundenlang, was Oma zu erzählen hatte. Das waren Geschichten aus einer fremden, versunkenen Welt, die sie kaum noch verstanden. Die Erzählerin erfuhr aber an diesen Nachmittagen, daß ihr Wissen gerade von denen gefragt war, die nichts mehr mit dem bürgerlichen Leben von ehemals verband. Und so machte sie sich denn daran, das, was sie mündlich berichtet hatte, aufzuschreiben, sobald der Besucherstrom versiegt war. Der Sohn, Klaus Dede, hat aus den umfangreichen Papieren, die nach und nach bis heute entstanden, ein Buch gemacht, in dem die Autorin zunächst von ihrer Kindheit berichtet. Es handelt sich nicht nur um präzise Dokumente einer vergangenen Epoche, sondern um ein beunruhigendes Röntgenbild der damaligen Gesellschaft. Einen Verleger hat das Werk bis heute nicht gefunden.

Memoirenliteratur können wir in zwei Gruppen einteilen. Zunächst sind da die verdienten Staatsmänner, siegreichen Generäle oder bedeutenden Künstler zu nennen, die am Ende ihrer Laufbahn Bilanz ziehen und die historischen Ereignisse, an denen sie handelnd teilgenommen haben, noch einmal aus ihrer Sicht beschreiben. Von ihnen erwarten wir Aufschluß über bislang unbekannte Fakten oder über persönliche Motivationen; alles in allem geht es um das, was man in Oldenburg als „gute Nachrede“ bezeichnet. Neben dieser ersten Gruppe der Memoiren steht eine zweite. Sie wird von Menschen geschrieben, die weder etwas Besonderes geleistet noch erlebt haben, in deren Existenz sich aber das Besondere einer Epoche gefangen hat – und zu diesen Erinnerungen gehören diejenigen, die Helene Brauer niedergeschrieben hat.

Als die Autorin begann, ihre Memoiren zu schreiben, war sie 83 Jahre alt. Die Ereignisse, die sie beschrieb, lagen mithin bereits bis zu siebzig Jahre zurück – aber was für siebzig Jahre waren das! In ihnen tobten zwei Weltkriege, vernichteten zwei Inflationen in Generationen angewachsene Vermögen, während zugleich neue aus dem Nichts erwachsen, raste sich bürgerliche Aggressivität in einem verbrecherischen Regime aus, während die russische Oktober-Revolution die Alleinherrschaft des Kapitalismus auf diesem Globus beendete. Das war mehr, als sonst in einem Jahrhundert passierte. So konnte es geschehen, daß die Kinder, die die Autorin in ihrer Wohnung in Blexen aufsuchten, um etwas über den Alltag der Nazizeit zu erfahren, manchmal gar nicht mehr verstanden, wovon die Rede war – offenbar erzählte die Oma dort in dem Ohrensessel von einem anderen Stern?

Nein, das tat sie nicht, aber sie berichtete doch von einer anderen Kultur, die untergegangen ist, wie die griechisch-römische oder ägyptische, und mit deren Versatzstücken wir heute umgehen, nur daß diese Formation nicht so weit zurückliegt – noch leben Zeugen dieser Vergangenheit und können von der bürgerlichen Kultur aus eigenem Erleben berichten. Dies hat die Autorin getan, eben in dem Wissen, daß ihre Erfahrungen für die Nachlebenden verloren sind, wenn sie sie nicht rechtzeitig aufschreibt.

Aber ist das, was sie erlebt hat, denn wirklich typisch?

Ich denke, daß die zahllosen Geschichten, die Helene Brauer uns zum Teil sehr spontan und vielleicht ungeordnet erzählt, doppelbödig sind: Zunächst stimmen sie heiter, zornig, traurig, je nachdem, aber dann gibt es da eine zweite Verständnisebene, die wir uns erst erschließen müssen. Tauchen wir zurück in jene ferne Vergangenheit. Wir gehen durch das alte Oldenburg des Jahres – sagen wir – 1910. Was uns beeindruckt, ist der Frieden und die Ruhe, die allerorten herrschen: Auf den Straßen gibt es kaum Verkehr; kaum daß einige Ackerwagen, von breiten Gäulen gezogen, den Weg daherrumpeln und ein Zug pfeifend den Bahnhof verläßt, und in den Kontoren der Kaufleute ist es ebenfalls still. Selbst die Geschäfte sind für unsere Begriffe leer, und es ist immer Zeit zu einem unverbindlichen Klatsch, während die Hausfrau einkauft. Seit langem hat sich in dieser ruhigen Welt der unbedeutenden Residenzstadt nichts verändert. Noch immer regiert der Großherzog nach einer Verfassung, die seit der 48er Revolution praktisch unverändert blieb, und die Soldaten des Oldenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 tragen dieselben Uniformen wie ihre Väter und möglicherweise auch die Großväter. Vor allem herrscht Friede, und dies seit mehr als einem Menschenalter, und man zählt mit Goldmark – nur der Taler ist abgeschafft, aber der Kaufmann Brauer zählt seine Münzen noch immer so, daß er drei mal drei Stück untereinander legt und dann noch eine hinzufügt, weil er sich an diese Neuerung, die vollzogen worden sein mag, als er Lehrling im elterlichen Geschäft war, noch immer nicht gewöhnt hat. Und in der Marsch mißt man das Land noch immer nach den traditionellen Jück. Es ist eine Welt, die scheinbar unverändert bleibt, und in der eine Ordnung herrscht, die sich fast von selbst versteht, so daß Putz Fimmen bei seinen Streifengängen wie eine komische Figur wirkt, weil er überflüssig zu sein scheint. Aber er und seine Kollegen sind es nicht, denn sie haben beispielsweise den Pennäler Hans Dede, Sohn des Pastors Dede in Osternburg, in Polizeigewahrsam zu nehmen, weil er volltrunken auf dem Marktplatz aufgefunden wurde, ein Vorgang, der sogar den Stadtsyndikus (das entspricht dem heutigen Stadtrechtsrat) beschäftigte, weil der nämlich entscheiden mußte, ob besagter Schüler dem Gymnasium zu melden sei, was sicher zur Folge gehabt hätte, daß er der Schule verwiesen worden wäre – Relegation nannte man das in der Sprache der Zeit – und den hoffnungsvollen Sproß des beliebten Predigers nach Jever verbannt hätte, aber das unterblieb, und so blieb jenem Hans Dede erspart, was in einem Jahr drei Pastorensohnen aus dem gleichen Anlaß widerfuhr: auch sie hatten sich im Grafen Anton-Günther die jugendlichen Nasen begossen. Deshalb war das „consilium abeundi“ ausgesprochen worden. Das waren damals Ereignisse, über die man sprach!

Und wenige Jahre später brach der Weltkrieg aus, meldete sich der Schüler Hans Dede freiwillig zur preußischen Armee, zog den grauen Rock an und starb irgendwo im Feld als einer der vielen, die ebenfalls irgendwo im Dreck krepiereten, getroffen von einer „feindlichen Kugel“, wie es so schön verfremdend heißt. Woher aber kam dieser plötzliche Ausbruch von Aggressivität und gleichzeitiger Todesbereitschaft? Sollte der oberflächliche Eindruck von Ruhe und Frieden täuschen? Brodelte vielleicht tief unten in dieser Gesellschaft, wie in einem Vulkan, die wabernde Lava der Angst? Die Autorin nimmt uns, wenn wir diese Frage stellen, an die Hand und führt uns durch die prächtigen Haustüren in die Zimmer der Häuser – und hier dürfen wir dem lauschen, was sich wirklich zwischen den Menschen dieser Zeit abspielt. Und wieder erleben wir einerseits Ruhe und Stetigkeit – und andererseits Unrast, Spannung – und Hilflosigkeit. Die Menschen führen sozusagen eine

doppelte Existenz: einmal diejenige, die von außen wahrnehmbar ist und die den Anforderungen entspricht, die man an ehrbare Bürger stellt, und dann die zweite, die bestimmt wird von einer untergründigen Angst, mit der man nicht fertig wird.

Aber – Angst wovor?

Begleiten wir die Frau Brauer mit der kleinen Helene auf einen ihrer Besorgungsgänge in der Langen Straße. Sie tritt in die Werkstatt eines Handwerksmeisters, bestellt etwas, sagen wir die Einrichtung des neuen Besten Zimmers, und vereinbart einen Termin. Beim Weggehen sagt sie noch scherzend: „Wenn Sie nicht kommen, komme ich!“

Die Autorin kann sich nicht denken, was daran Schlimmes war, denn die Tochter erlebte die Mutter als Schutz und Hilfe, aber für den Handwerker sprach dort Frau Brauer, ein Mitglied der höheren Oldenburger Gesellschaft. Wenn die nicht zufrieden war, sprach sich das herum – und das kostete Kunden. Er mußte befürchten, daß sie das nächste Mal woanders hingehen würde und vor allem, daß ihr Beispiel Schule machen könnte. Der Meister hatte Angst vor dieser Frau, wie vor jedem anderen Kunden. Er hatte Angst vor demjenigen, der den Laden betrat, weil er zugleich seinen Nachbarn fürchten mußte, der auch Möbel anbot und vielleicht billiger war, und wenn nicht billiger, dann pünktlicher. Und beide sahen sich in jenen Jahren der übermächtigen Konkurrenz der Konzerne ausgeliefert, die genormte Möbel billig zu liefern begannen, und dann traten noch jene unerklärlichen Preisschwankungen hinzu, die den Einkauf zum Risiko machten, kurz und gut: Der Kaufmann, egal ob es nun Hermann Brauer am Stau war oder Tante Lessmann, sah sich von Feinden umstellt, die man zu fürchten hatte, und zwar um so mehr, je kleiner man war.

Nun war aber der Markt für den Kaufmann mehr als ein Naturgesetz. Ebbe und Flut kamen und gingen – sie hatten keine Moral, aber im Leben, so das Kredo des Bürgers, setzte sich derjenige durch, der tüchtig war, während der Untüchtige unterging. Der Erfolg am Markt bedeutete für den Kaufmann zugleich die Bestätigung seiner moralischen Qualität, während der Mißerfolg Ausdruck seines persönlichen Versagens war. Und gab ihm der Augenschein nicht recht? Hatten nicht alle Pleiten, die er erlebte, ihre Ursache in der Lebensführung des unglücklichen Menschen? Der Bürger erlebte Schulden als Schuld, und deshalb vernichtete ihn die Pleite nicht nur materiell, sondern auch als Person. So war es nur konsequent, wenn der ehrbare Kaufmann sich einen Frack anzog, den Zylinder aufsetzte und so im Amtsgericht seinen Bankrott anmeldete, ganz der tadellose Bürger, der er bislang war – nun aber nicht mehr, weswegen er nach dieser Handlung seinen Revolver aus der Schublade holte, um sich eine Kugel ins Gehirn zu jagen, weil er diese Schande nicht überleben konnte – jawohl: Schande.

Doch dies war nicht die einzige Bedrohung.

Die andere kam von unten her. Sie wird im Oldenburg der Jahre, die die Autorin hier schildert, wenig deutlich. Sie nimmt als Kind nur die unglaubliche Armut wahr, die in Osternburg und anderswo herrscht, aber die Bürger sahen nicht nur sie, sondern auch die Tatsache, daß diese Menschen, die schon immer Mangel gelitten hatten, sich organisierten, Ansprüche stellten. Und sie reagierten empört, denn waren diese Leute nicht eigentlich undankbar? Wir erfahren aus diesen Memoiren, daß die Arbeiter das Etablissement Koch und Franksen nur als Tote verlassen, und der Lagerarbeiter Gerd gehört bei den Brauers, wie man so sagt, zum Inventar – man sorgt für seine Leute, selbst dann, wenn sie stehlen, ein sonst todeswürdiges Verbrechen. Und diese Men-

schen wollen nun den ihnen zugewiesenen Platz verlassen? Sie verlangen nicht nur Brot, was man ja verstehen kann, sondern auch politische Rechte, und wollen gar an der Kultur teilnehmen? Hier wurde das Bürgertum als Klasse in Frage gestellt, denn wenn andere die Privilegien erhalten sollten, die aus den Vermögen erwachsen, – welchen Sinn sollten dann die Reichtümer selbst haben, die man gesammelt hatte? Die Sozialdemokratie samt den Gewerkschaften bildeten offenbar eine tödliche Gefahr für die bestehende Ordnung.

Und so sah sich das Bürgertum in Oldenburg zwischen dem einen Mahlstein eines Marktes, der mehr und mehr durch Konzerne und Kartelle außer Kraft gesetzt wurde, und dem anderen einer politisch organisierten Arbeiterschaft, die ihre Ansprüche durchzusetzen im Begriff stand, zerrieben. Wie sollte es sich aus dieser Mühle befreien?

Damit sind wir beim zentralen Problem des Bürgertums, das sich mit einem einzigen Wort bezeichnen läßt: Erlösung.

Kein anderes Problem beschäftigt den bürgerlichen Menschen jener Zeit mehr als dieses. Von der Erweckungsbewegung im Vormärz über den Götterkult des späten 19. Jahrhunderts bis hin zu Nietzsche und Wagner – immer geht es um die eine Frage, nämlich wie es gelingen kann, den Menschen, und zwar den bürgerlichen Menschen, vom Leiden an sich selbst zu befreien. Das Bedürfnis war übermächtig und bestimmte das Leben eines jeden – aber es gab keine Lösung – ja, Lösungen die Menge, aber keine Lösung, von Erlösung ganz zu schweigen. Dieses Bedürfnis war als einziges vom Markt nicht zu befriedigen, weil es hier zwar eine Nachfrage gab, aber kein überzeugendes Angebot – nur Palliative, die eine Weile beruhigen mochten.

Die Autorin beschreibt eine ganze Anzahl solcher Beruhigungsmittel. Nehmen wir den Kaufmann Hermann Brauer. Er litt offenbar mehr als andere unter der existenziellen Not seiner bürgerlichen Existenz – und er suchte ihr zu entkommen, indem er das ererbte Vermögen nach Kräften weiter vermehrte mit dem Ziel, daß nicht nur er, sondern auch seine vier Kinder einmal von den Zinsen leben sollten. Er bemühte sich, dem Markt zu entkommen und für sich und die seinen, für die er sich verantwortlich fühlte, einen Status zu erlangen, der sie scheinbar unabhängig machte – unabhängig von der Lebensgrundlage des Bürgers, nämlich vom Gesetz des Angebots und der Nachfrage. Deshalb vermied er es, sich auf das Spiel der Spekulation mit Aktien einzulassen. Dafür vergab er mündelsichere Hypotheken zu drei Prozent, wie es Brauch war. Glücklicherweise ist ihm die Erfahrung erspart geblieben, daß es genau diese Papiere waren, die in der Inflation wertlos wurden, während der Aktienbesitzer ungeschädigt nicht nur den Währungszusammenbruch von 1923, sondern auch denjenigen von 1948 überstand – vorausgesetzt, er hatte die richtigen Beteiligungen erworben. Dieser Lösungsversuch des Kaufmanns Brauer ist gescheitert, weil der Bürger nicht dem Markt entfliehen kann, solange er sich nicht selbst aufgeben will – oder war dies nur der falsche Weg?

Die Aussicht, als Rentner zu leben, war für Hermann Brauer eine zukünftige Möglichkeit, die überdies vom Kaiser stets gefährdet wurde, denn das Konzept setzte voraus, daß Friede blieb – selbst ein gewonnener Krieg hätte den Zustand, auf dem er aufbaute, gefährdet, aber der Kaufmann dachte zu realistisch, um die Möglichkeit eines Sieges in Betracht zu ziehen – Krieg bedeutete für ihn Niederlage.

Wie sollte er sich dieser Bedrohung entziehen?

Der praktische Hermann Brauer theoretisierte nicht – wir erleben es in diesen

Memoiren: Für ihn bildete das Haus Am Staugraben 6 mit der Familie die Oase, in die er sich zurückzog. Draußen – in der Wüste – mochten Hyänen heulen und Schakale bellen: Er saß in seinem Sessel beim Licht der Petroleumlampe und kommentierte allenfalls das Geschehen außerhalb seiner Mauern. In dieser Welt suchte er Liebe, Geborgenheit, Kooperation; all das, was er draußen verleugnen mußte. Aber fand er das? Allem Anschein nach war dies der Fall. Die Autorin berichtet nicht nur von harmonischen Familienfesten zu Weihnachten und zum Neuen Jahr, sondern auch von gemeinsam verbrachten Urlaubswochen auf Borkum, von Reisen, von gemütlichen Kaminsitzungen bei Franksens, wo man vor brennenden Holzscheiten von Literatur und Musik sprach, nur nicht von Geschäften, und sie betont die Gutmütigkeit ihres Vaters sowie den Humor ihres Schwagers – draußen mochte der Sturm heulen, aber innen vergoldete man sich das Dasein mit einem guten Schluck Wein.

Und wieder täuscht dieses Bild.

Das Ehepaar Brauer hat sich längst auseinandergelebt, der Vater längst das eheliche Schlafzimmer verlassen und eine Butze im Erdgeschoß bezogen; was nach außen sichtbar wird, ist nur Theater, das aufgeführt wird, um der Außenwelt ein harmonisches Familienleben zu zeigen. Das Familienoberhaupt läßt es an nichts fehlen: Man hat reichlich zu essen, die Mutter kleidet sich nicht nur standesgemäß, sondern geradezu verschwenderisch, ja, man stattet sogar das Beste Zimmer neu im Jugendstil aus, und man geht gemeinsam auf Reisen, besucht zusammen das Theater – und doch: Die Eltern sind sich nicht einig, schreibt die Autorin. Wir können hinzufügen: Tief im Innern brodet der Haß, die Verachtung, aber diese Glut darf nicht nach außen dringen, weil sie sonst alles verzehren würde; nur mühsam hält man sie im Untergrund, bis sie durch den Tod gelöscht wird.

Wie sollte auch anderes möglich sein?

Die Autorin sagt es unverblümt: Mädchen wurden feilgehalten und genommen. Der Mann hatte die sichere Existenz zu bieten, während sie für den Haushalt zu sorgen hatte. So etwa lautete der Vertrag – aber wie konnte auf einem solchen Verhältnis so etwas wie Liebe und Vertrauen aufgebaut werden? Wenn dies geschah, dann als Ausnahme, denn die Regel lautete doch, daß die Ehen mehr oder minder Duellen glichen, die sich über Jahrzehnte hinzogen, bis einer der Beteiligten im Kampf unterlegen und gestorben war. Das war die Realität. Wie es sein sollte, konnte man in den beliebten Romanen nachlesen, die reichlich ins Haus Brauer kamen.

Nur: So war es nicht. Und diese Diskrepanz ließ sich nicht dadurch füllen, daß man „so als ob“ lebte. Fassaden, Uniformen, Gehrock – kein Fleck, kein Fussel, kein loser Knopf, alles tadellos und unnahbar, denn davor zog sich ein tiefer Graben hin, der Christen von Juden, Bürger von Arbeitern, den Hof von den übrigen trennte, um nur diese Beispiele zu nennen. Die kleine Residenz Oldenburg mit der einen Kirche, den zwei Oberschulen und einigen Behörden war durchzogen von Trennungslinien, die von den Menschen genau beachtet wurden. Bei der Autorin tauchen sie immer dann auf, wenn sie das Problem der „Vornehmheit“ erörtert. Diese innergesellschaftlichen Grenzen hatten verschiedene Funktionen: Indem man anderen den Zutritt zu den eigenen Kreisen nicht gestattete, entzog man sich auch deren Kontrolle, was wichtig war, weil Anspruch und Wirklichkeit ja so unendlich weit auseinanderklafften. Und daß man sich innerhalb des eigenen Kreises kannte, schaffte Sicherheit, die der verängstigte Bürger so nötig hatte. Schließlich brauchte

man sich um die, die jenseits des Grabens wohnten, nicht zu kümmern. Das erklärt, weswegen Frau Brauer offensichtlich von dem Arbeiterelend in Osternburg, obwohl es praktisch vor ihrer Haustür lag, erst erfuhr, als sie Klara dort besuchte. Wir verstehen jetzt auch, weswegen die Jüdin Reyersbach, weil höhere Tochter aus gutem Hause, zu den Geburtstagsgästen der Autorin gehörte, zu den Juden insgesamt jedoch keinerlei Verbindung bestand. Weil die Gesellschaft durch derartige Schluchten zerklüftet war, konnte es geschehen, daß Oldenburger Männer der SA und SS ihre Landsleute, die die Nazis den Juden zurechneten, bedenkenlos zusammentrieben und ins Konzentrationslager und damit in den Tod jagten – ihre Sorge galt in gutbürgerlicher Weise dem Problem, wie man sich an dem Vermögen der erledigten Konkurrenz bereichern könnte. Ein Oldenburger Handwerksmeister war ja so geschmackvoll, wenige Tage nach der Zerstörung der Synagoge an die Stadt zu schreiben, daß er das Grundstück gerne kaufen wolle – billig, vergeltet sich, schließlich handelte es sich um eine jüdische Fläche ... Auch gegen die Arbeiter konnten die Nazis ihren Terror ungehemmt loslassen, aber das eigentliche Bürgertum wurde verschont – hier tat sich selbst ein Gauleiter Carl Röver schwer, und er wußte auch warum: Wenn sich herausgestellt hätte, daß der Graben um diese Klasse nicht schützte, hätte er seine soziale Basis verloren. Und dies war möglich, weil sich jede Gruppe in ihrem Bezirk verschanzte: die Hofgesellschaft im Schloß, die Kaufmannschaft in der Universitätshaus in der Kurwickstraße, und was dergleichen Zentren mehr waren. Eine dritte Sicherung schützte den Bürger: das Ritual. Die Autorin betont immer wieder, wie wichtig die Pünktlichkeit genommen wurde, ja, daß alles nach bestimmten Regeln ablief, etwa die Speisenfolge, die Hausarbeit, einden. Es ist nicht zu verstehen, was daran schlimm sein soll, wenn Bruder Theo morgens statt des gewohnten Kaffees Orangensaft nimmt – doch, es war schlimm, weil der Bürger das Ritual wie ein Stützkorsett brauchte, denn er besaß keinen inneren Halt – nur die Form gab ihm die Kontur und hielt ihn aufrecht. Die Frage nach „Gut und Böse“ wurde auch dahin beantwortet, ob die bürgerlichen Formen eingehalten wurden oder nicht. Die Tanten Brauer können hier als Sittenrichter dienen, denn sie beherrschen den Beginn von Grund auf, ja, ihr ganzes Leben besteht darin, darauf zu achten, ob andere sich auch so verhalten, wie es der Anstand erfordert, und wenn jemand die Regel verletzt, nehmen sie übel, d. h. sie bekunden wortlos ihre Mißbilligung, um Schuldbewußtsein zu erzeugen und damit Macht auszuüben, denn das Ritual war das Kampfmittel der Tanten, die ansonsten ja ohne Einfluß waren, dadurch aber Bedeutung gewannen. Übrigens hatten die Kirchen in diesem Zusammenhang selbst im Hause Brauer noch ihre Bedeutung – als Bestandteil des Rituals: Tochter Helene wird konfirmiert, und die Eltern gehen ihr zuliebe sogar zum Abendmahl, und die Nichten und Neffen im Hause Franksen werden getauft – ansonsten weiß man mit dem Pastor nichts anzufangen; man beschäftigt ihn, wie man Kindern auf Gesellschaften ihren Katzentisch einräumt, und ist im übrigen froh, wenn er geht. Dort, wo das Christentum in diesen Erinnerungen lebensformend auftritt, geschieht das in einer lebensfeindlichen Form, wie im Falle der Familie Haake. Insgesamt ein Leben in einer engen, schlecht gelüfteten Welt, in der einem nur übel werden konnte, die nicht einmal einen Georg Ruseler und schon gar nicht Georg von der Vring ertrug, so sehr sich beide anzupassen suchten, indes ein August Hinrichs, der sich stets anzupassen wußte und keine Regel

verletzte, auch stets innerhalb seines Pferchs blieb, der aufsteigende Stern wurde.

Damit sind wir bei der entscheidenden Frage: Wie ertrug denn der einzelne des Leben in der Enge der eigenen Gruppe, eingezwängt in das Korsett des Rituals und stets darauf angewiesen, daß der Gehrock ohne Flecken blieb – was konnte er tun, um dem Druck, dem er sich ausgesetzt fühlte, zu widerstehen?

Es gab erlaubte und unerlaubte Notausstiege – und die Autorin führt uns einige vor, so etwa die von Mutter Brauer und Schwager Wilhelm Franksen bevorzugte Literatur, oder die bildende Kunst, die von Hans Brauer und Elli Bulling gepflegt wurde, aber am wichtigsten wurde in diesem Kreise die Musik, vertreten durch Tante Lene. Jene bohémienhafte Existenz in der Gottorpstraße wurde von der Familie zwar geduldet, doch nicht gefördert, aber ansonsten versammelte sich in den beiden kargen Vorderzimmern im Hause des Iti fast alles, was in Oldenburg Rang und Namen hatte – und durchaus Männer, die einen Ruf zu verlieren hatten, aber sie fürchteten keineswegs, sich bloßzustellen, weil sie bei einer mittellosen Frau verkehrten. Das machte nichts, denn dem Künstler wurde zugebilligt, daß er außerhalb der Marktordeung lebte, mal sehr viel Geld hatte, mal gar nichts; das war eben eine Existenz, die sozusagen das Gegengewicht zum Bürger bildete und auf die dieser neidvoll schielte, wobei er froh war, daß er nicht so war. Erlaubt war auch die Flucht in den Verein. Helene Brauer führt uns als Beispiel den Oldenburger Turnerbund vor, den sie als eine kommunistische Idealgemeinschaft schildert. Sie mag ihn so erlebt haben, in der Tat war er es nicht – doch es soll dabei sein Bewenden haben; entscheidend ist hier der ausgesprochene Wunsch, die Zwänge der bürgerlichen Welt hinter sich zu lassen. In diesen Erinnerungen spielt die Kirche auch als Fluchtraum keine Rolle, dafür werden aber die Abenteuerlust angerissen, vertreten durch die Vettern, die mit dem Flugzeug fliegen oder ein Unterseeboot kommandieren, und schließlich das Fernweh, das den Bruder Hans bis ins ferne Amerika führt.

Wir hatten eingangs festgestellt, daß der Bürger Erlösung suchte – und wir haben auf der Suche danach eigentlich nichts weiter getan als Korsetts angezogen, Gräben ausgehoben, Fassaden gebaut und zusätzlich noch Notausgänge geschaffen, um den wachsenden inneren Druck aufzufangen – aber was geschah, wenn dies alles nicht mehr half und der Vulkan die Lava frei ließ? Wenn die Menschen Glück hatten, so fanden sie Gelegenheit, die angestaute Aggression in einer gesellschaftlich anerkannten Weise freizusetzen.

Die Autorin stellt uns ihren Vater als einen gutmütigen Menschen vor, der großzügig ist und gerne hilft, aber auch keinem Streit aus dem Wege geht: Tante Lene, Hans Dede und den vielen anderen noch, von denen wir nichts mehr wissen, hatte er den Krieg erklärt. Im Frieden lebte er eigentlich nur mit seinen Brüdern Theodor und Wilhelm – der übrigen Welt begegnete er mit Mißtrauen. Oder Wilhelm Franksen – auch er ein gutmütiger Mensch, aber er schlägt seine Kinder und läßt die anderen seine Überlegenheit spüren, wie sich Helene Brauer ausdrückt. Humor als Ausdruck der Aggressivität?

Genau das ist gemeint. Welcher Teufel ritt denn den Fabrikanten Franksen, den Sachsen Hötzel im Theater wegen seines Dialekts so bloßzustellen? Und welche Arroganz spricht aus dem Spitznamen „geb. Waschfrau“ – hier ist jemand bei Wilhelm Busch in die Schule gegangen. Die beiden großen Bände des humoristischen Hausschatzes waren am Staugraben vorhanden, und ich erinnere mich noch, wie sich bei jeder Gelegenheit bei uns ein passendes Buschzitat einstellte. Sie sind ja zum Teil tatsächlich treffend und witzig, aber

zum ganzen Busch gehört eben auch seine enorme Aggressivität, seine Grausamkeit und sein dummer Nationalismus – alles Ingredienzien, die bewirken, daß sein Werk im Bürgertum wirklich gegessen und verdaut wurde, während Goethe nur zur Zierde diente – je länger, desto besser. Aber wer Busch liest, kann keinen Zweifel haben: Bei diesem Dichter verdeckt das, was man als Humor bezeichnet, die Brutalität – man ist witzig, um nicht zu prügeln, so etwa könnte man die Devise nennen. Und in dieser Form ist es gestattet, den anderen fertigzumachen, was dann, mit weit primitiveren Mitteln, August Hinrichs in seinen „Komödien“ fortsetzt, auch er ein Vertreter des brutalen bürgerlichen Humors.

Und wenn dies alles nichts half?

Wenn selbst die Arbeit nicht mehr hinreichend betäubte?

Dann griff dieser oder jener zum Glas – und der Arzt zur Spritze.

Es ist erstaunlich, wie oft wir in diesen Memoiren dem Suchtproblem begegnen: Mutter Brauer und Schwager Wilhelm haben es so gerade eben geschafft, wieder festes Ufer zu gewinnen, aber der Iti nicht mehr – er dämmerte in seinem gemütlichen Sprechzimmer, umgeben von seinen Tieren, dem Tod entgegen. Der Bürger verabscheute die Sucht. Sein Getränk war der Kaffee, denn er mußte hellwach sein, und Alkohol, insbesondere Wein, trank er nur aus repräsentativen Anlässen, sonst nicht. Der Rausch war gegen das Grundgesetz seines Lebens gerichtet und die Sucht geradezu dessen Negation, und als solche erscheint sie hier auch. Kaufmann Brauer kann angesichts der Morphinabhängigkeit seines Schwagers nichts anders tun als die finanzielle Hilfe verweigern, auch wenn die Not in diesem Hause noch so unerträglich wurde, aber das war er sich schuldig. Der Iti hatte den Graben überschritten, also mochte er sehen, wie er mit sich fertig wurde – und die Frau? Ach, Frauen galten doch nichts – hier ging es um Moral, nicht um das Leben von Menschen, und der Moral wurden noch immer Menschen geopfert.

Sucht war eine Form der Kapitulation – und sie durfte man nicht zulassen, weil sonst alles in Frage gestellt wurde. Der Mann muß stark sein – jedenfalls stark genug, daß er sich keine Morphiumspritze setzte. So dachte ein Hermann Brauer, und danach handelte er.

Der Iti, so können wir heute sagen, ist unter der Last zusammengebrochen, die er tragen sollte. Die Kranken hatten ihn immer wieder aus seinem kleinen Paradies, zu dem Katzen keinen Zutritt hatten, herausgerissen, sicher war noch manches hinzugekommen, und dann war es zuviel gewesen, so daß er, den der erlaubte Ausweg nicht weit genug gebracht hatte, den verbotenen Notausstieg benutzte. Und er war nicht besser und nicht schlechter als das ganze Bürgertum. Denn der erste Weltkrieg brach nicht aus – er wurde von Menschen gemacht, und zwar genau zu dem Zeitpunkt, als diese Klasse das Feuer der Angst in sich nicht mehr aushielt und die Lava freisetzen mußte, die dann dreißig Jahre lang Europa und große Teile der übrigen Welt zerstörte. Die Autorin beschreibt die Begeisterung, die die Dragoner nach draußen begleitete – sie selbst steht am Fenster und schaut ziemlich distanziert zu, aber die anderen jubeln über die Helden, die in den Krieg ziehen. Man freut sich nicht über Erfolge, über den Sieg, man fühlt sich erlöst, weil Krieg herrscht, und daß man seinen Aggressionen freien Lauf lassen kann, der Haß gegen diesen oder jenen – egal, wer benannt wird – an den Tag treten darf und endlich das große Abenteuer in Feindesland an die Stelle der Winklexistenz in Oldenburg tritt. Das ist der Anfang. Und dann beginnt die Maschinerie des Tötens – organisiert von den Offizieren, die man bislang verachtete,

aber deren verkommenster Vertreter den Frontsoldaten Hans Brauer im Urlaub ins Loch stecken darf, weil dieser den besoffenen Junker nicht begrüßt hat! Die Autorin entwickelt eine Ahnung davon, daß der Krieg, der 1914 ausbricht und im Grunde erst 1945 beendet ist, etwas anderes darstellt als das, was vorher als Krieg bezeichnet wurde: er wird für eine ganze Generation zur eigentlichen Existenzform, weil das Bürgertum sowohl in den Materialschlachten des Westens, als auch später in den Kesseln des Ostens und schließlich an der Selektionsrampe in Auschwitz gegen seine eigenen Phantasien kämpft – hier haben die Ludendorffs und anderen wildgewordenen Kleinbürger endlich den Feind vor der Flinte, der Deutschen nach der Existenz trachtet: die Juden, die Plutokraten, die Marxisten, die überstaatlichen Mächte, und sie alle müssen vernichtet werden – erschossen, ausgehungert, vergast, bis keiner mehr übriggeblieben ist, auch kein weißer Jude, kein Schwarzer, kein Homosexueller, keine Lesbe, keine Plattnase, kein Radfahrer – wenn nötig, wird die Atombombe ausgelöscht, was Angst macht, so daß der Bürger als der einzige aus dem Bunker steigt und alles sein Eigentum ist.

In dieser Welt erlebt die kleine Helene Brauer nun etwas ganz Merkwürdiges – Freiheit. Zwar läuft in ihrer Erziehung noch alles so ab, wie man es gewohnt war, aber sie spürt, daß die Eltern nicht mehr mit ihrer ganzen Kraft hinter den nötigen Dressurübungen stehen. Und später, als die Erziehung zur höheren Tochter abgeschlossen ist, scheint ihnen doch alles egal zu sein. Die Autorin deutet an, daß dies Verhalten nicht plötzlicher Einsicht zu danken ist – die Ansichten der Eltern sind wohl dieselben geblieben, aber die Kraft hat nachgelassen. Lange, bevor die Vermögen in der Inflation dahinschmolzen, hat der Zweifel das gute Gewissen des Kaufmanns Brauer zernagt. Was ist das für eine Welt, so mag er sich im stillen gesagt haben, in der man bis zu zehn Mark ehrlich ist? Denn das hatte er offenbar mitbekommen, daß man die kleine Dieberei an der Cäcilienstraße hart bestraft, während sich andere ganze Länder einsteckten, ohne daß sie dafür belangt wurden. Vielleicht war es dies. Möglicherweise hatte ihn die Anstrengung, sein Leben lang die Gefühle unterdrücken zu müssen, auch einfach müde gemacht – wir wissen es nicht, sicher ist: Meine Eltern ließen mich laufen! Und nicht nur sie: Der Großherzog vermittelte den Eindruck, daß er sein Amt nur noch sehr gleichgültig wahrnehme, wenn er ohne jeden Pomp, der ihm zukam, auftrat. Dies brachte ihn nicht dem Volk näher, sondern entfremdete ihn weiter, denn man wollte einen Fürsten, dem man bei passender Gelegenheit zujubeln konnte – nicht einen, der sich zu spät in den Saal mogelte, um nicht begrüßt zu werden, oder der überhaupt unsichtbar blieb.

Offensichtlich war die Zeit reif für ein Ende und einen neuen Anfang.

In einer solchen Zeit tritt der Bürger rein hervor – ohne sich mit „guten Gründen“ zu verkleiden und ohne Kulissen und Tapeten. Jetzt wird die Jagd nach dem Gewinn das einzige Motiv des Handelns – selbst Leichen werden verwertet, d. h., es wird berechnet, ob das Gold der Zähne und ähnliche Funde die Kosten der Ermordung und Beseitigung übersteigen. Die Staatsgewalt überläßt der Bürger immer noch anderen, aber nicht mehr den preußischen Junkern, die durch ihre Tradition viel zu gehemmt sind, sondern jener anderen Gruppe, die aus den Nachtasylen aufsteigt und konsequenter handelt – nur in einem ist ein Adolf Hitler mit einem Wilhelm Hohenzollern vergleichbar: Beide waren sie asozial. Mochten der Führer und seine Komplizen Juden vergasen – die IG-Farben lieferten nur das Gas und machten Gewinn. So einfach war das. Und weil dies bürgerlicher Wesensart entspricht, haben wir

Auschwitz nicht überwunden, denn wir haben das Bürgertum nicht überwunden. Möglich schien nur die Anpassung und die Verschleierung. Schauen wir uns in Oldenburg um: Da wohnt man in der August-Hinrichs-Straße; zwischen dem Kaufhaus Horten und einigen Banken finden wir den August-Hinrichs-Hof – mit einem krähenden Hahn als Anspielung auf eine „Komödie“ dieses Schriftstellers; die niederdeutsche Bühne heißt noch heute nach August Hinrichs, und zwar seit seinem 60. Geburtstag im Jahre 1939, den er dank der NSDAP ganz groß begehen durfte – mit Einladung zur Führerparade; und schließlich verwaltet die oldenburgische Landschaft noch eine August-Hinrichs-Stiftung. Habe ich etwas vergessen? Das wäre schon möglich, doch fragen wir lieber, wem gilt dieser Kult? Ich stoße mich eigentlich nicht daran, daß er Mitglied der NSDAP und Landesleiter der Reichsschrifttumskammer gewesen ist, ja, mich regt nicht einmal auf, daß er den Propagandaapparat der Nazis bis 1944 immer mit neuen Stücken versorgt hat – all dies wäre keiner Erwähnung wert, wenn das, wie im Falle von Hanns Johst oder Guido Kolbenheyer, seiner wirklichen Überzeugung entsprochen hätte, aber dies ist ja nicht der Fall, denn August Hinrichs kannte so etwas wie „Gesinnung“ nicht. Er war zu kaiserlichen Zeiten natürlich kaiserlich, oder alldeutsch, wie das in seinen Kreisen gefordert war; als in den zwanziger Jahren Liberalismus angesagt war, lobte Hinrichs sogar den Soldat Suhren von Georg von der Vring, aber mit der noch heute beliebten Swins-Komödie bekam er die Kurve – noch eben rechtzeitig – und landete dann mit seinen Stedingern richtig in den Armen der neuen Herren. Und nun wurde er „unser August Hinrichs“, aber der so sehr gefeierte Dichter war viel zu vorsichtig, um ein Hitler-Gedicht abzusondern, wie Hermann Claudius mit seinem unsäglich „Herrgott, steh dem Führer bei...“, und er äußerte sich auch nicht antisemitisch – und so konnte August Hinrichs nach 1945 ohne Punkt und Komma weitermachen, als ob nichts gewesen sei. Erstaunlicherweise setzt er sich auch jetzt nicht mit dem auseinander, was er erlebt und als Funktionär der Reichsschrifttumskammer im Dienste eines Goebbels immerhin auch mitgestaltet hat – und wozu auch? Sein einziges Problem war ja nur, daß er persönlich möglichst mit Gewinn, auf jeden Fall ungeschoren das Chaos überleben möge, und das hat er geschafft. Der einzige Nachteil, den August Hinrichs erlitten hat, bestand darin, daß in sein Haus zeitweilig britische Offiziere einzogen. Was feiert also die Oldenburgische Landschaft in August Hinrichs? Nicht den großen Schriftsteller, denn der war er nicht, auch nicht den aufrechten Demokraten, denn diese Qualität geht ihm gänzlich ab, und ganz sicher nicht den Nazi – wen oder was also? Natürlich: Sie feiert die Gesinnungslosigkeit als Prinzip. August Hinrichs hat es geschafft, in einer turbulenten Zeit, allen überflüssigen Ballast, den andere Gewissen nennen, abzuwerfen, um das eigene Schäfchen ins Trockene zu bringen. Diese Leistung ist in einer Gesellschaft, für die der Erfolg zählt, natürlich viel bewundernswürdiger als etwa die Tat der Geschwister Scholl, die ja ergebnislos bleiben mußte, von den Juden ganz zu schweigen, die sich widerstandslos durch die Oldenburger Straßen ins Konzentrationslager treiben ließen... So verstehe ich die Botschaft derjenigen, die noch heute einen August Hinrichs feiern. Aber dies ist ja nur der erste Teil. Wir müssen noch einen zweiten hinzufügen. Zu den zahlreichen Ehrungen, deren unser August Hinrichs teilhaftig wurde, gehörte ja auch, daß er im Auftrag der Ammerländer den damaligen Reichspräsidenten Hindenburg besuchen durfte, um dem alten Herrn Schinken zu bringen. Und damit sind wir bei dem anderen Namen, der ähnlich inflationär in Oldenburg auftaucht. Wir haben eine Hindenburg-Stra-

ße, eine Hindenburg-Schule, eine Hindenburg-Kaserne und schließlich hängt im Dienstzimmer des Kommandeurs der 11. Panzergrenadierdivision ein lebensgroßes Hindenburg-Bild. Und wieder fragen wir, wer denn der Mann war? Antwort: Hindenburg verlängerte den ersten Weltkrieg und zerstörte die Weimarer Republik; er ernannte Hitler zum Reichskanzler und legalisierte mit seiner Unterschrift den Naziterror. Wenn Oldenburg also an dem Kult um diesen Mann heute noch festhält, dann wollen die Herrschenden mir doch offenbar damit sagen, daß jene Zeit, die man mit August Hinrichs so beredt feiert, jederzeit wiederkommen kann, wenn wir nicht ganz schön artig sind. Hindenburg war einmal ein Alptraum – er ist heute eine Drohung!

Ausgerechnet Hindenburg?

Die Autorin entwirft von diesem Mann ein ganz anderes Bild. Er habe preussische Tugenden verkörpert, schreibt sie, und den von ihr verehrten Vater zur Løye vergleicht sie mit dem Generalfeldmarschall – und meint dies sehr positiv. Sie ordnet ihm Werte zu, die sie nicht mehr vorfindet, die ihr aber wichtiger sind als der materielle Erfolg. Und damit sind wir bei dem anderen bürgerlichen Traditionsstrang, der in diesen Memoiren immer dann zum Vorschein kommt, wenn Helene Brauer die Ereignisse ihrer Kindheit aus heutiger Sicht kommentiert. Um dies zu verstehen, müssen wir ihren weiteren Lebensweg skizzieren. Wir verlassen sie in Bonn, als sie im Begriff steht, Lehrein zu werden. Dies Ziel erreicht sie nicht, denn sie heiratet bald den damaligen Kandidaten der Theologie und späteren Pastor Günther Dede, der 1942 starb. Mit diesem zusammen beteiligte sie sich während der Nazizeit in einer sehr konsequenten Weise an dem Kampf der Bekennenden Kirche gegen die Parteigenossen eines August Hinrichs etwa – sie spielt an einer Stelle darauf an. In den letzten Kriegsjahren verwaltete sie die Kirchengemeinde Blexen unter schwierigsten Umständen, trat dann aber in den Schatten einer Pfarrwitwenexistenz zurück, aus dem sie bei zwei Gelegenheiten kurz wieder auftauchte: einmal als sie versuchte, Christen und Kommunisten in Nordenham zum Gespräch zusammenzuführen – ein Experiment, das letztendlich scheiterte; und dann wieder, als sie, das älteste Mitglied der CDU am Ort, sich an der Arbeit einer Gruppe beteiligte, die sich bemüht, die Dienstentlassung der Lehrerin Helga Lange abzuwehren. Sie wird von der niedersächsischen Landesregierung betrieben, weil Helga Lange auf der Liste der DKP für den Nordenhammer Stadtrat kandidiert hat – dagegen wendet sich die inzwischen 85jährige Helene Dede; geb. Brauer, soweit es ihre Kräfte zulassen. Wie ist das auf eine Reihe zu bringen?

Wir müssen auf den zentralen Begriff dieser Betrachtung zurückkommen: Das Bürgertum sucht nach Erlösung, so sagten wir. August Hinrichs hatte auf diese Frage keine Antwort mehr – und verhielt sich opportunistisch, aber das war nicht die einzige Fraktion, die möglich war. Helene Brauer, die unbewußt als Kind spürte, daß das Bürgertum sich bereits vor dem ersten Weltkrieg selbst aufgegeben hatte, erfuhr nach dem ersten Weltkrieg, daß eine ganz andere Antwort möglich war, und zwar aus dem Christentum heraus, dem sie so fern wie möglich stand. Hier muß der Name Karl Barth fallen. Von ihm erfuhren Helene Brauer, Günther Dede und alle anderen, die es wissen wollten, daß die lange gesuchte Antwort auf die Frage nach der Erlösung bereits gegeben war, und zwar für jedermann nachlesbar im Neuen Testament: Das, was der Bürger durch eigene Leistung in der Zukunft herzustellen suchte, war, so Barth, ohne sein Zutun bereits in der Vergangenheit geschehen – man brauchte dies nur anzunehmen. Gemeint war damit natürlich der

Kreuzestod Christi, der sich durch die Offenbarung, wie sie in der Bibel geschieht, erschließt.

Weil der Mensch, um in der Sprache Kanaans zu bleiben, bereits gerechtfertigt war, gewann er nun die Freiheit, sich die Welt so anzusehen wie sie war. Und das Bewußtsein der bereits geschehenen Erlösung gab den Mut, sich dem historischen Geschehen auszuliefern – es konnte ja nur der Wille Gottes geschehen, was sonst? Allerdings bedeutete dies nicht, daß man sich willenlos treiben ließ – sondern diesem Willen Gottes gemäß handelte. Nun wissen wir aus dem Neuen Testament von Jesus selbst, daß Gott kein Jurist ist und auch kein Kaufmann, der gute gegen böse Taten aufrechnet, bis das Konto ausgeglichen ist. In der christlichen Tradition hat man für die Motivation Gottes das Wort „Liebe“ eingesetzt – und was dies bedeutet, möge jeder für sich bei Paulus nachlesen, mit dem ich nicht wetteifern will. Jedenfalls tritt derjenige, der dies für sich annimmt, aus dem Markt aus – er befreit sich von bürgerlichen Zwängen. Ich will dies an Beispielen deutlich machen: Wir lernen aus den Memoiren, daß die Autorin den allgemeinen bürgerlichen Antisemitismus ihrer Zeit teilt, aber als die Nazis 1933 den Boykott jüdischer Geschäfte organisieren, fällt er ganz selbstverständlich von ihr ab; sie schweigt nicht zu dem, was geschieht, wie August Hinrichs, um sich nicht mit den Machthabern der Gegenwart zu verkrachen und sich keine zukünftigen Möglichkeiten zu verbauen, sondern sie protestiert lautstark sowohl 1933 als auch 1983, als die Hexenjagd die Gestalt der Berufsverbote annimmt. Oder: Natürlich gab es in unserem Elternhaus jenen subtilen Rassismus gegenüber schwarzhäutigen Menschen, etwa in der Form, daß man denen die höhere deutsche Kultur bringen müsse. Auch das verschwand wie von selbst, als die Autorin Afrikaner persönlich kennenlernte, und prompt empörte sie sich, als in einem deutschen Haus ein Missionar aus Südafrika sich weigerte, mit einem „Nigger“ auf einer Etage zu wohnen. Ich will damit sagen: Christlicher Glaube in dem von mir skizzierten Sinne bedeutet ja nicht, daß jemand aus seiner Klasse und seiner Tradition, damit auch aus seinen Vorurteilen, aussteigt, wohl aber, daß er sich selbst in Frage stellen kann und damit lernfähig, ja lernbegierig wird. Weil die Autorin sich diese Freiheit erworben hat, braucht sie sich nicht zu rechtfertigen, und sie benötigt auch nicht den äußeren Erfolg, der ja auch ausbleiben mußte, denn wer diesen Weg ging, verließ den Markt, löste sich so von seiner sozialen Basis und isolierte sich damit, denn die Schranke, die auch diesen Bürger von der Arbeiterklasse trennte, blieb unüberwindlich. Da hatten es August Hinrichs und Paul Hindenburg leichter – sie blieben in ihrer Klasse integriert, ja, nicht einmal der Nazigau-leiter und Reichsstatthalter Carl Röver wurde, wenigstens posthum, ausgeschlossen – oder wie soll man verstehen, daß sein Grabdenkmal samt originalem Hakenkreuz bis zum Frühjahr 1984 den Friedhof der Auferstehungskirche zierte. Nun, lassen wir diese Kreise, die nach wie vor maßgebend sind; es stehen ja genügend Fachleute zur Verfügung, die unter einem Feuerwerk von Fakten das Wesentliche verschleiern – wir wollen sie getrost der Oldenburgischen Landschaft zur ferneren Dienstleistung überlassen. Fragen wir lieber: Was ist wesentlich?

Ich meine eben dies: daß es nicht auf den Erfolg ankommt und schon gar nicht darauf, daß man immer rechtzeitig die Kurve gekriegt hat, sondern daß man das tut, was die Autorin vielleicht als Willen Gottes bezeichnet hätte, nämlich dort, wie die Nazis den Haß säten, für die Liebe zu wirken; wo Soldaten den Krieg vorbereiten, für den Frieden zu arbeiten; wo die Herrschenden auf den Zwang setzen, in Freiheit zu leben. Und dies gegen einen Hin-

denburg und auch gegen einen August Hinrichs getan zu haben, ist die Lebensleistung derjenigen, die heute von den lärmenden Medien vergessen sind: Heinz Kloppenburg, Hans Roth, das Ehepaar Spitta und wie sie alle heißen mögen.

Schließen will ich mit einer Botschaft, die noch heute auf dem Friedhof in Blexen nachzulesen ist. Wir finden sie auf dem Grabstein des Pastors Günther Dede. Als der im Frühjahr 1942 sein letztes Verhör bei der Geheimen Staatspolizei in Wilhelmshaven hatte, lag der „Schutzhaftbefehl“ auf dem Schreibtisch des Beamten, aber der ließ den Pfarrer noch einmal los, weil er sah, daß er zu krank war, um den Nazis zu schaden. Der Patient Dede wußte, als er im Krankenhaus lag, daß die grüne Minna der Gestapo am Ausgang auf ihn warten würde, falls er das Hospital gesund verließ – das war eine Situation, aus der kein Wunder mehr helfen konnte. Dennoch kämpfte er um das Weiterleben – und als dies aussichtslos wurde, bestimmte er seinen Grab-spruch. Er steht im Lobgesang des Simeon und lautet: „...denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“

Gisela Elsner

Die Beseitigung der Probleme der Menschheit durch die Beseitigung der Menschheit

Über Professor Ulrich Horstmanns Schrift: „Das Untier“ – Konturen einer Philosophie der Menschenflucht

Darüber, wie die Probleme der Menschheit zu lösen seien, haben sich im Lauf der verflochtenen Jahrtausende und Jahrhunderte nicht wenige luzide Geister mit mehr oder minder großem Erfolg die Köpfe zerbrochen. Niemand kann behaupten, daß ein Mangel an Sinndeutungen des menschlichen Daseins und an Konzepten zur Überwindung menschlichen Leids bestände. Es besteht auch kein Mangel an Widerlegungen philosophischer Sinndeutungen des menschlichen Daseins und an ökonomischen Konzepten zur Überwindung menschlichen Leids. Obwohl das gedankliche Material, das Philosophen, Ökonomen und Staatsmänner hinterlassen haben, Bibliotheken füllt, treten immer wieder Individuen ans Licht der Öffentlichkeit, die vorgeben, dieses gedankliche Material mit einem geistigen Gewaltstreich bewältigen und verwerfen zu können. Zu diesen Individuen zählt Ulrich Horstmann, der seit 1982 als Professor an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster tätig ist. Professor Horstmann hat unlängst im Medusa-Verlag eine nicht mehr als einhundertfünfzig Seiten umfassende Schrift mit dem Titel: „Das Untier“ und dem Untertitel: „Konturen einer Philosophie der Menschenflucht“ publiziert, in der er nicht nur die Hinterlassenschaften der humanistischen Denker, die die Menschheit hervorgebracht hat, vom Tisch zu fegen trachtet. Er ist bemüht, mehr zu bieten. Zur Lösung aller Probleme der Menschheit hat er ein Konzept parat, das in seiner Radikalität und in seiner Schlichtheit unüberbietbar ist.

Professor Horstmann sieht nur einen Weg, die menschlichen Probleme zu lösen: nämlich die Ausrottung der Menschheit durch das bereitstehende atomare Waffenarsenal. „Die Apokalypse steht ins Haus“, schreibt der Professor, „Wir wissen es längst, und wir wissen es alle. Hinter dem Parteiengestank, den Auf- und Abrüstungsdebatten, den Militärparaden und Anti-Kriegsmärschen, hinter der Fassade des Friedenswillens und der endlosen Waffenstillstände gibt es eine heimliche Übereinkunft, ein uneingestandes großes Einverständnis: daß wir ein Ende machen müssen mit uns und unseresgleichen, so bald und so gründlich wie möglich – ohne Pardon, ohne Skrupel und ohne Überlebende. Was sonst trüge das, was das Untier ‚Weltgeschichte‘ nennt, wenn nicht die Hoffnung auf die Katastrophe, den Untergang, das Auslöschen der Spuren.“

Zu seiner Erkenntnis, daß das Heil der Menschheit einzig und allein durch deren Selbstvernichtung zu erlangen sei, hat dem Professor die Fähigkeit „anthropofugal“ zu denken verholfen, worunter er ein „Auf-Distanz-Gehen“ zum Menschen versteht. Von seiner sogenannten anthropofugalen Warte aus erscheint ihm der Mensch als ein „Untier“, als ein Paria und Entarteter der Schöpfung, dessen Abschaffung die Korrektur eines Fehltritts der Schöpfung beinhalten würde. Im Vorhandensein eines atomaren Vernichtungspotentials, das die Menschheit mehrfach auslöschen könnte, sieht der Professor eine Chance, die nicht vertan werden darf. Der Atomkrieg ist für ihn nicht nur wünschbar. Er ist für ihn das „Unausweichliche“, um das die Menschheit

nicht herumkommen wird: Das Ziel der menschlichen Geschichte schlecht-hin.

Um sein Plädoyer für die Abschaffung der Menschheit zu untermauern, wartet der Professor mit menschlichen Greuelthaten und mit Kriegen auf. Daß er die menschlichen Errungenschaften und Aufbauleistungen verschweigt, ist wohl auf seine anthropofugale Perspektive zurückzuführen. Diese anthropofugale Perspektive veranlaßt ihn auch dazu, die ökonomischen Ursachen der Kriege zu ignorieren. Für ihn sind Kriege Ausdruck einer der Menschheit innewohnenden Zerstörungswut und eines der Menschheit innewohnenden Menschenhasses.

Seine These, daß das Ziel der menschlichen Geschichte die Vernichtung der Menschheit sei, sucht der Professor dadurch zu fundieren, daß er schon dem Urmenschen einen Hang zur Selbstvernichtung unterstellt. Etwaige Anhaltspunkte für diesen vermeintlichen Selbstvernichtungshang des Urmenschen, dessen Fertigung von Werkzeugen und Waffen von dem ungebrochenen Willen zu überleben zeugt, enthält der Verfasser der Schrift dem Leser vor. Die Schilderungen der Apokalypse in uralten Mythen sind für ihn nicht Zeugnisse einer durch Unwissenheit hervorgerufenen Todesfurcht, sondern vielmehr Zeugnisse einer Todessehnsucht des sogenannten Untiers, das sich angeblich von vornherein auf dem Planeten Erde fehl am Platz gefühlt haben soll. Dafür, daß der Todestrieb des Untiers im Lauf der Jahrtausende und Jahrhunderte verdrängt und verschüttet wurde, gibt Professor Horstmann dem Humanismus die Schuld. Als ein selbsternannter Wortführer der Menschheit, der anthropofugales Denken fremd ist, legt er es der Mitwelt nahe, „sich vom Humanismus freizumachen“ und die obsoleete „Gattungsloyalität“ aufzukündigen, die dem Überleben der Gattung Mensch lediglich Vorschub leistet. Der Professor, der sich damit brüstet, daß er sich vom Humanismus freige-macht hat, rät der Mitwelt, es ihm gleichzutun und ihren eigenen Untergang voranzutreiben. Er propagiert die Notwendigkeit, daß die Menschheit den Postulaten des Humanismus endlich entkomme, der ihr die Erkenntnis verwehrt, daß der „Sinn unserer Existenz“, wie es der Professor ausdrückt, „der Untergang eben des sinnenden Untiers“ sei. „Wir sind da, um uns zu vernichten“, schreibt er, „Wir haben zu guter Letzt erkannt, daß wir selbst der auserwählten Generation angehören, die die apokalyptischen Visionen der Mythen in die Wirklichkeit übersetzen wird und damit die uralte Sehnsucht der Gattung, nicht mehr sein zu müssen, in Erfüllung gehen läßt.“

In seiner Schrift veranstaltet Professor Horstmann eine Abrechnung mit dem Humanismus im Schnellverfahren. Er verwirft nicht nur den hellenistischen Anthropozentrismus, der den Menschen und dessen Geschick in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses rückte. Er kreidet der antiken Philosophie einen sogenannten „Gattungsnarzißismus“ an, der die „Urerfahrung der Unsinnigkeit und Absurdität der Gattungsexistenz durch eine Vernunft“ verdrängt habe, die den Kosmos nach eigenen Denkschablonen rekonstruierte und dem Menschen den Platz als Krone der Schöpfung einräumte. Auch am Christentum hat er auszusetzen, daß es den Primat des Humanen bewahrt hat. Am Denken der Renaissance wiederum mißfällt ihm die Verklärung menschlicher Züge nach dem antiken Vorbild. Er beklagt die Unfähigkeit der Philosophen, so zu denken, als gehöre man der Gattung, über die man nachdenkt, gar nicht an.

Die ganze abendländische Philosophie stellt er als eine Odyssee hin, die die Menschheit auf den Irrweg der Selbsterhaltung gebracht und den Prozeß ihrer Selbstaussmerzung hintertrieben und verzögert hat. Für den Professor ist

nicht nur das hellenistische Menschenbild ein Rückschritt, sondern auch die französische Aufklärung, die dem Untier Mensch unpassenderweise auch noch das Recht auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zusprach. In solchen Forderungen sieht Horstmann einen anthropozentrischen Revisionismus. Die einzigen Lichtpunkte innerhalb der philosophischen Odyssee sind für ihn die Schriften Schopenhauers und die Arbeiten von Eduard von Hartmann. Der Satz von Schopenhauer: „Als Zweck unseres Daseins ist in der Tat nichts anderes anzugeben, als die Erkenntnis, daß wir besser nicht da wären“, liefert Professor Horstmann den Ansatzpunkt für seine Vernichtungspropaganda. Er zeigt das größte Verständnis dafür, daß Schopenhauer, der in einem „präatomaren“ Zeitalter lebte, überfordert wurde, als es galt, eine globale Endlösung aufzuzeigen, mit deren Hilfe sich die leidvolle menschliche Existenz für immer auslöschen ließe. Als einen glücklichen Umstand empfindet es der Professor, daß er im Gegensatz zu Schopenhauer dank des atomaren Vernichtungspotentials in der Lage ist, der Menschheit präzisere Vorschläge im Hinblick auf ihren Untergang zu unterbreiten. „Wozu noch über... Methoden der kollektiven Stillelegung des Seins nachsinnen“, schreibt er, „wenn in den Bunkern, auf Startrampen und in U-Boote-Schächten seit Jahren weit verlässlichere... Instrumentarien zu Gebote stehen... umgeben von wohlgeordneten Arsenalen der Endlösung, im begründeten Vertrauen auf die aufgesparten Overkill-Kapazitäten... haben wir Letztgeborenen natürlich leicht kritisieren gegenüber den Denkern, die statt über unmittelbare Anschauung nur über deren metaphysische Surrogate... verfügen. Man soll es Schopenhauer und Eduard von Hartmann nachsehen, daß sie... zwar die Aufgabe definierten, das geeignete Bewältigungsverfahren aber noch nicht entdecken konnten.“

Die Kriege, Schlachten und Blutbäder, die von Minoritäten angezettelt worden sind, sind für Professor Horstmann nicht Entgleisungen, sondern Vorbereitungen für die endgültige Vernichtung der Menschheit. Um dies zu verdeutlichen, bezeichnet er den ersten und den zweiten Weltkrieg als Vorbereitungskriege. Er rechnet nach, daß in den verflossenen 3400 Jahren pro Jahr 2,6 Kriege stattgefunden haben. Daraus zieht er allerdings nicht die Schlußfolgerung, daß Kriege künftig zu verhindern seien. Vielmehr zweifelt er nicht daran, daß es, weil es schon immer Kriege gegeben hat, auch weiterhin Kriege geben wird.

Der Fortschritt der Menschheit liegt für ihn nicht in den Aufbauleistungen der Zivilisation, sondern in den Leistungen der Militärtechnologie, die er als Pioniersleistungen bezeichnet: „Wenn das Untier auch nur den geringsten Grund zum Stolz hätte, dann knüpfte er sich nicht an die Aufbauleistungen von Zivilisationen, sondern an den sprühenden Erfindungsreichtum bei der Entwicklung von Mitteln und Wegen zu ihrer nachhaltigen Beseitigung.“ Die Friedensforschung, die „das Ruder der Weltgeschichte im letzten Augenblick herumwerfen“ und das Untier „so um die Früchte eines Hunderte von Generationen während Ringens bringen“ will, ist dem Professor ein Dorn im Auge. Er bezichtigt sie eines „Zurückschreckens vor dem Unausweichlichen“, einer „Sabotage des anthropofugalen Willens zum Ende“. Allerdings räumt er ihr wenig Chancen ein, weil sie sich seiner Meinung nach in einem Kampf gegen sekundäre Erscheinungen wie Reaktorunfälle, Umweltschutz und Atomkraft verausgabt. Was ihm weitaus problematischer erscheint, ist die Tatsache, daß das sogenannte Untier nicht nur in Metropolen lebt, sondern über die Erde verstreut im ewigen Eis, in Wüsten und entlegenen Gebirgstälern. „Müßte man nicht“, fragt der Professor, „im Gegensatz zu dem

verantwortungslosen Gezeter der Konfliktforscher auf entschieden weitere Aufrüstung drängen, die allen Eventualitäten gerecht wird und verhindert, daß der kommende Waffengang, statt die erhsehnte Apokalypse zu bringen, zum dritten Vorbereitungskrieg degeneriert und damit für die Überlebenden einen nochmaligen qualvollen Anlauf notwendig macht?... Pfusch und Schluderei kann sich eine Menschheit, die zum letzten Gefecht gegen sich und die Natur angetreten ist, nicht leisten, geht es doch zum ersten Mal um mehr als den Sieg der einen und die Niederlage der anderen Partei oder Nation, nämlich um ein kollektives und totales Ausmerzen.“

Der Professor bedauert, daß das anthropofugale Denken nach wie vor in ein geistig-philosophisches Kuriositätenkabinett abgeschoben wird und somit eine Angelegenheit der Minoritäten bleiben wird. Er bedauert auch, daß die Mehrzahl der Menschen durch ein sogenanntes „humanistisches Narkotikum“ der apokalyptischen Zuversicht beraubt sei, von der er selbst beseelt zu sein scheint. „... diejenigen, die der letzten Wahrheit so lange entwöhnt waren, reagieren im allgemeinen mit heftigen Abwehrreaktionen, ja mit Panik... wenn man sie plötzlich und unvorbereitet mit ihrem wirklichen Daseinszweck konfrontiert“, schreibt der Professor. Für ihn sind Selbstmörder Pioniere, die mit ihrem „entseelten Leib ein Mahnmal gegen den humanistischen Überlebensdünkel“ errichten.

Man fragt sich, was den Professor daran hindert, ein weiteres Mahnmal gegen den besagten humanistischen Überlebensdünkel zu errichten, indem er sich selbst entleibt. Offenkundig fühlt er sich dazu berufen, der Menschheit ihren eigenen Untergang schmackhaft zu machen. Trotz seiner Erkenntnis, daß das anthropofugale Denken nie eine mehrheitsfähige Doktrin sein kann, verheißt er voller Eloquenz seinen Zeitgenossen nach deren Vernichtung das „Anbrechen des Himmelsreichs auf Erden“, an dem sie allerdings, ausgerottet und ausgemerzt, wie sie es seinem Wunschtraum gemäß sein werden, nicht werden teilhaben können: „Und dann wird dem Letzten das Sinn werden, was zuvor Absurdität war, und er wird die Hände aufheben über dem versengten Fleisch, es segnen und zu ihm sprechen: Seid getrost, die Last des Seins ist von euch genommen, und die Prüfung ist vorüber. Wir, wir alle, sind nie gewesen. Und er wird in Frieden sterben.“

Die Hoffnung des Professors richtet sich darauf, daß für die Realisation des Infernos, das er sich erträumt, keinerlei Kraftanstrengung vonnöten sein wird. Daß die Ausrottung der Menschheit durch einen Druck auf ein paar Knöpfe herbeizuführen ist, erfüllt ihn mit Zuversicht. Dem Untergang der Menschheit sieht er mit einem anthropofugalen Frohlocken entgegen. Von seiner anthropofugalen Satellitenperspektive aus müssen ihm seine menschlichen Brüder und Schwestern wie Viren oder andere winzige Krankheitserreger erscheinen, die man ohne Gewissensbisse ausmerzen kann. „Die Geschichte des Untiers ist erfüllt“, schreibt er, „und in Demut harret es des doppelten Todes – der physischen Vernichtung und des Auslöschs der Erinnerung an sich selbst. Kein Überlebender wird sein Gedächtnis bewahren... Über dem nackten Fels seiner Heimat aber wird Frieden sein, und auf den Steinen liegt der weiße Staub des Organischen wie Reif. Nacht für Nacht steigt der Mond über den Horizont und stellt uns in schroffer und makelloser Schönheit die irdische Nachgeschichte paradiesisch vor Augen. Ermannen wir uns! Vermenden wir unseren stoffwechsel-siechen Planeten! Denn nicht bevor Mond und Welt ununterscheidbar geworden sind und Quarzkristalle über den Abgrund einander zublinzeln im Sternenlicht, nicht bevor der letzte

Seufzer verklungen, der letzte Keim verdorrt ist, wird wieder Eden sein auf Erden.“

So endet die Schrift des Untergangspropagandisten in jener Harmonie, die nichts anderes ist als die Harmonie eines Massenfriedhofs, der derzeit noch Erde genannt wird. Die Vision jener makellosen, schroffen Schönheit, die uns der Mond nach unserem Untergang angeblich Nacht für Nacht vor Augen führen wird, ist dem Professor offensichtlich in seinem anthropofugalen Überschwang unterlaufen. Er übersieht, daß es nach der Vernichtung der Menschheit keine Augen mehr geben wird, die sich an der schroffen Schönheit des Anorganischen ergötzen können. Hier läßt den Verfasser der Schrift über das Untier das anthropofugale Denken im Stich, das er mit den Herren im Pentagon, mit gewissen Volksvertretern und mit den Rüstungsfabrikanten teilt, für deren von Skrupellosigkeit und Profitgier diktierte Produktion immer tödlicherer Massenvernichtungswaffen er in seiner Schrift eine moralische Rechtfertigung zu konstruieren trachtet. Dem unbefangenen Leser müssen bei der Lektüre dieser Schrift die Herren im Pentagon, die US-Regierung, die Natogeneräle, die Volksvertreter, die Atom-Raketen stationieren, als wahre Samariter erscheinen.

Professor Horstmanns Schrift ist nichts anders als eine philosophisch verbrämte Kriegstreiberei, die gegen das Grundgesetz verstößt. Daß die Behörden, die immer dann überaus rasch und effektiv einzugreifen pflegen, wenn es sich um Publikationen von Linken handelt, gegen die Verbreitung einer solchen Schrift bislang nicht eingeschritten sind, ist bezeichnend. Es ist auch bezeichnend, daß Professor Horstmann, der die Ausrottung der Menschheit, die andere in aller Stille und Verschwiegenheit vorbereiten, marktschreierisch propagiert, bislang noch nicht daran gehindert worden ist, seine Lehrtätigkeit an der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster auszuüben, während die Verbreitung humanistischen Gedankenguts an vielen Universitäten und Schulen von Staats wegen durch Berufsverbote unterbunden wird. Bei der Lektüre der Schrift über das sogenannte Untier, die anfänglich wie eine makabre Satire gegen das Wettrüsten anmutet, wird einem klar, daß Professor Horstmann einer von den Pseudophilosophen ist, die die sogenannte Wende dazu animiert hat, aus ihren Schlupflöchern zu kriechen.

Sergej Michalkow Rede in Kiel

Vor Jahren wurde ein internationaler Journalistenwettbewerb um die originellste Schlagzeile ausgeschrieben. Den ersten Preis erhielt die Zeitungsüberschrift: „In Sarajewo fiel kein Schuß. Der erste Weltkrieg war ein Versehen.“ Die Originalität der preisgekrönten Schlagzeile steht außer Zweifel, so daß wir uns dem Urteil der Jury durchaus anschließen können. Aber hinter dieser Überschrift steht mehr als nur Originalität. Sie enthüllt die Unaufrichtigkeit der Anlässe, aus denen Kriege vom Zaun gebrochen werden können. Angriffskriege kennen überhaupt keine Anlässe, sondern nur Vorwände, oben-drein immer verlogene. Lassen Sie uns einmal überlegen, welcher Anlaß oder vielmehr Vorwand einen dritten Weltkrieg, anders gesagt die Selbstvernichtung der Menschheit, rechtfertigen könnte. Und welche verhängnisvolle oder positive Rolle dabei die Weltliteratur und Publizistik in der heutigen Welt spielen.

Karl Marx schrieb in einer gegen Lord John Russell, den britischen Staatsmann, gerichteten Streitschrift:

„Kriegsenthusiasmus und Friedenssehnsucht – alles falsche Vorwände für Lord John Russell. Seine Meinungen hängen nie von der Realität der Tatsachen ab, sondern für ihn hängen die Tatsachen selbst von der Ordnung ab, worin er sie in Redensarten rangiert.“

Sie werden mir zustimmen: eine vernichtende Einschätzung! Aber trifft sie nicht auch auf die Handlungsweise mancher zeitgenössischer Politiker zu?

Wer erinnert sich nicht an die alte angelsächsische Devise: „Wenn es um unsere Interessen geht, kennen wir weder Freund noch Feind.“ Klar und konkret! Im Namen dieser und ähnlicher Interessen werden heute an verschiedenen Punkten des Erdballs skrupellos die moralischen, menschlichen und internationalen Bindungen und Beziehungen zwischen Ländern und Völkern mit Füßen getreten.

Ja, heutzutage ist die Welt so voller falscher Vorwände, daß sie daran zu erstickern droht. Die Administration des Weißen Hauses exportiert sie in allen möglichen Ausführungen, Spielarten und Mengen, selbstverständlich ohne den amerikanischen Binnenmarkt zu vergessen.

In den Vereinigten Staaten wissen sogar schon die Kinder, daß ihr Land Vorbereitungen trifft, die Russen für ihr „schlechtes Benehmen“ zu bestrafen. In den Straßen von Los Angeles verkauft man Plaketten mit der Aufschrift: „Schlag einen Russen tot!“ Drängt sich da nicht die Frage auf: Wofür sollen wir eigentlich totgeschlagen werden? Vielleicht dafür, daß wir so sind, wie wir von dem amerikanischen Journalisten Hendrik Smith, dem ehemaligen Korrespondenten der „New York Times“, in seinem Buch „Die Russen“ dargestellt werden? Oder von dem bundesdeutschen Erfolgsautor Heinz Konsalik, dem bekannten Verfasser vieler antisowjetischer und antirussischer Bücher, der unlängst in Frankfurt am Main von einer fortschrittlichen Gruppierung eine symbolische Auszeichnung erhielt, den „Kriegspreis“?! Wir könnten die Namen anderer Fachleute auf dem Gebiet pseudo-literarischer verleumderischer und böswilliger Veröffentlichungen anführen, die sich neben Herrn Konsalik als durchaus kriegspreiswürdig behaupten. Die Bücher dieser Autoren erscheinen in Massenaufagen und werden von jenen, die dieses schmierige Handwerk finanzieren, mit Pauken und Werbetrommeln, mit ausgebufften Marketingmethoden an den Kunden gebracht. Jawohl, es sind

nicht die besten und verlässlichsten Quellen, aus denen der amerikanische und der westeuropäische Durchschnittsleser sein Wissen um die multinationale Literatur und die Völker der Sowjetunion, insbesondere um das russische Volk und sein Schrifttum, gegenüber ergänzt. So werden Haß und Verachtung zu unserem Land und unserem Volk geschürt und hochgezüchtet. Ebenfalls nach dem Rezept falscher Vorwände.

Unlängst fragte ich einen bundesdeutschen Schuljungen, was ihm über den zweiten Weltkrieg bekannt sei. Er antwortete prompt: „Die Russen haben die Deutschen überfallen!“ Mein Versuch, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, war vergeblich. „Hitler mußte sich wehren!“, beharrte das gewissenhafte Erziehungsprodukt einer bundesdeutschen Schule. Ist das etwa nicht ein weiterer falscher Vorwand, der die Stationierung amerikanischer Raketen auf dem Boden der Bundesrepublik rechtfertigt?...

Das erste Opfer jedes der Menschheit aufgezwungenen Krieges war noch immer die *Wahrheit*. Jeder Krieg sucht sich als erstes Opfer die *Wahrheit*. Die Wahrheit der Tatsachen, die im Kampf gegen die falschen Vorwände das einzige zuverlässige Mittel im Ringen für den Frieden darstellt.

Inzwischen dürfte schon vielen klargeworden sein, daß die amerikanischen Flügelraketen und Pershing II im Ergebnis der von mir erwähnten falschen Vorwände auf dem Boden einiger europäischer Länder Fuß gefaßt haben, jener falschen Vorwände, deren Ziel es ist, die Stimmung der Europäer angesichts der Perspektive eines möglichen „begrenzten“ Atomkrieges zu heben. Was ist in Westeuropa geschehen? Wer sind die Freunde und wer die Feinde? Nur durch falsche Vorwände läßt sich die „väterliche“ Sorge der USA um die Schicksale der Menschen erklären, die in unmittelbarer Stationierungsnähe der Kernwaffen amerikanischer Produktion leben. Beachten Sie bitte, daß es angeblich um die Möglichkeit eines „begrenzten“ Atomkrieges geht. Was aber, wenn er sich in einen globalen verwandelt? Als verseuchte, ausgestorbene Ruine wird der Planet Erde in ewiger Kälte und Dunkelheit im Weltraum kreisen.

Unter welchem Vorwand könnte die globale Atomkatastrophe über uns hereinbrechen? Unter dem Vorwand der Vernichtung des „Reichs des Bösen“, gegen das Reagan unbesonnenenerweise zum „Kreuzzug“ aufruft. Er vertritt die Meinung: Gäbe es nicht dieses „Reich des Bösen“, würde die Menschheit ebenso geruhsam wie friedlich unter den hütenden Fittichen der amerikanischen Streitkräfte leben.

Was ist das nun eigentlich für ein „Reich des Bösen“? Als solches bezeichnet das Weiße Haus mein Land, wo zweihundertfünfzig Millionen Menschen, die über hundert Nationalitäten angehören, in Frieden und Eintracht leben, wo die kleinen Völkerschaften, die vor der Oktoberrevolution nicht einmal eine Schrift besaßen, heute stolz auf die Namen ihrer weltweit bekannten Dichter verweisen. Um nur einen von ihnen zu nennen: Tschingis Aitmatow.

Als „Reich des Bösen“ bezeichnet der Präsident der USA mein Land, in dem Pornographie und Kriegspropaganda gesetzlich verboten sind, in dem es keine Arbeitslosen, keine Obdachlosen und Hungernden gibt, in dem jeder das Recht auf Arbeit, Bildung und ein Dach über dem Kopf hat. Ein Land, in dem die Völker nach dem jahrhundertelangen mongolischen Joch, der Leibeigenschaft und der Knechtung durch die zaristische Selbstherrschaft das Gefühl der eigenen Würde erlangt haben, in dem die Angehörigen dieser Völker – Arbeiter, Bauern und Intellektuelle – unmittelbar an der Selbstverwaltung ihres sowjetischen Staates teilnehmen.

Tagtäglich wiederholen die Massenmedien der ganzen westlichen Welt die

Phrase von der „sowjetischen Bedrohung“. Fragen Sie jeden beliebigen Sowjetbürger, selbst ein Kind, und Sie werden die Antwort hören, daß die Sowjetunion niemanden bedroht; wir wollen mit der ganzen Welt in Frieden leben. Wir wollen keinen Krieg – weder mit Amerika, noch mit Luxemburg. Und wir beweisen das mit unserer ganzen Lebensweise, unserer Literatur, unserem friedlichen Aufbau, unseren friedlichen Zukunftsplänen.

Aber hat die *Wahrheit* je den Händlern von *Lüge* und *Verleumdung* gedient?

Die mit Tod und Verderben gespickten neuen Monstren eines tollwütigen Frankenstein stehen bereits auf den Startrampen in England, Italien und der Bundesrepublik Deutschland. Sie sind auf uns gerichtet!

Ich sehe Ihre Frage voraus: „Sind eure sowjetischen Raketen nicht die gleichen Monstren?“

Nein, das sind sie nicht! Sie sind nicht für den Erstschatz bestimmt, sondern – sollte das in dem für die ganze Menschheit furchterlichsten Augenblick notwendig werden – für den Antwortschatz. Die ganze Welt weiß, daß die Sowjetunion sich feierlich verpflichtet hat, nicht als erste Kernwaffen einzusetzen. Warum entziehen sich die USA einer ähnlichen Verpflichtung?

Können wir im Kampf um unsere gemeinsame Sicherheit auf die öffentliche Meinung bauen? Zweifellos! Viel, sehr viel hängt von unserem Standpunkt in der Öffentlichkeit ab, von dem persönlichen Gewissen als citoyen und der Tapferkeit des einzelnen, von unserer Unversöhnlichkeit falschen Vorwänden gegenüber, von unserem Widerstand gegen internationale Verleumdung in der Presse und gegen eine aggressive kriegspreisverdächtige Literatur.

Ich greife darauf zurück, womit ich begonnen habe. Unter welchen falschen Vorwänden immer ein Atomkrieg angezettelt werden sollte, die Sprengköpfe der Raketen werden echt sein. Falls sich nach diesem Krieg ein Mensch retten sollte, der obendrein noch imstande wäre, sich für einen neuen Wettbewerb eine originelle Schlagzeile einfallen zu lassen, so ist dennoch sehr fraglich, ob eine Jury vollzählig zusammentreten könnte, um über die Preisverleihung zu entscheiden. Ich bezweifle das.

Wolf Scheller
„Das graue Frankreich“

Paris und die Tage der Kollaboration

Klaus Barbie, der „Schlächter von Lyon“, wartet im Gefängnis seit Anfang vorigen Jahres auf seinen Prozeß, von dem noch niemand mit letzter Sicherheit sagen kann, ob er überhaupt stattfinden wird. Sein Verteidiger, der quirliche Maître Jacques Vergès, erklärt rundheraus: „Eine Verurteilung Barbies wäre ein nachträglicher Sieg Hitlers.“ Und in seinem jüngst veröffentlichten Buch „Pour en finir avec Ponce Pilate“ („Schluß mit Pontius Pilatus“) stellt Vergès die schockierende Behauptung auf: Jean Moulin, Held und Symbolfigur des französischen Widerstandes gegen die deutschen Besatzer im zweiten Weltkrieg, wurde im Jahre 1943 nicht etwa von den Schergen der Gestapo aufgespürt und zu Tode gefoltert, sondern von den eigenen Weggefährten verraten und von der Verzweiflung darüber in den Selbstmord getrieben. Einen schlüssigen Beweis für diese These vermag der Anwalt freilich nicht zu geben, aber auch dem Staatsanwalt dürfte es in einem Prozeß schwerfallen, Barbies unmittelbare Verantwortung für den Tod Moulins mit letzter Sicherheit zu belegen. Und überaus fraglich erscheint es in dem Zusammenhang, ob der französischen Öffentlichkeit, vornehmlich auch politisch maßgebenden Kreisen der großen Parteien, an einer Klärung der gegen Barbie erhobenen Vorwürfe überhaupt gelegen sein kann. Denn unweigerlich würde mit dem inzwischen auf 1985 hinausgeschobenen Prozeß, wenn er denn stattfindet, auch vielen Franzosen der ideologische Prozeß gemacht. Zu tief waren viele von ihnen während der Kriegs- und Besatzungsjahre in das düstere Geflecht der ideologischen Kollaboration mit den Nazis verstrickt. Und zu heftig könnten die Eruptionen ausfallen, wenn in aller Öffentlichkeit der Vorhang über dieser noch heute stark mythisierten Vergangenheit zerrissen würde. Das ist – merkwürdigerweise – unter dem Sozialisten Mitterrand nicht viel anders als unter seinen konservativen Vorgängern im Amt. Eher tritt diese Scheu vor dem „Offenbarungseid“ jetzt noch schärfer zutage. Denn wie will man den Attentismus eines Laval oder Daladier am Vorabend des Weltkriegs gegenüber den Deutschen heute überhaupt verständlich machen, angesichts einer sozialistischen Regierung, die sich diesseits des Rheins ihren bevorzugten Bündnispartner vor allem im konservativ-bürgerlichen Lager sucht? Wie erklärt sich für den staunenden Beobachter auf beiden Seiten die enge Allianz zwischen Bonn und Paris gerade in der Sicherheits- und Verteidigungspolitik? Müßte ein Frankreich unter dem Sozialisten und früheren Résistance-Kämpfer Mitterrand nicht eher Verständnis, ja Sympathie für den Kurs der deutschen Sozialdemokratie und für die Haltung der deutschen Friedensbewegung gerade in der Frage der Raketenstationierung haben? Auf diese Fragen gibt es verschiedene Antworten. Da ist zunächst ein im Naturell französischer Politik verwurzeltes cartesianisches Denkvermögen, das nach den strengen Gesetzen der Logik Gefühl und Politik auseinanderzuhalten versucht. Für viele Franzosen ist wegen der Erinnerung an das Münchner Abkommen und seine fatalen Folgen die Furcht vor einem unberechenbaren Deutschland außerordentlich virulent. Die deutsche Reaktion auf die Stationierung neuer Mittelstreckenwaffen wurde in Paris als Lackmus-Test bündnispolitischer Zuverlässigkeit angesehen. Dabei verloren die Franzosen ihre Interessenslage – nämlich: das Terrain der Bundesrepublik als vorgelagertes

Glacis einer möglichen kriegesischen Auseinandersetzung zu erhalten – nie aus den Augen. Da gibt es von de Gaulle bis Mitterrand eine ungebrochene Denktradition gegenüber den „incertitudes allemandes“. Ein weiteres kommt hinzu: Das in Frankreich weit verbreitete Mißtrauen gegenüber der politischen Kultur der Deutschen, die Angst vor einem gewissen Hang zum Extremismus. Ein Volk, das sich – trotz der nicht verarbeiteten Faschismuserfahrung – als Inbegriff des „juste milieu“ betrachtet, hatte sich dreißig Jahre lang daran gewöhnt, in der Bundesrepublik den eher merkantilen Partner zu sehen, dem es um kaum viel mehr als um Arrondierung materiellen Wohlstands ging. Das war manchmal ärgerlich, vor allem dann, wenn es zu den häufigen Friktionen im EG-Rahmen kam, aber man wußte ja, mit wem man es zu tun hatte.

Dann wurde die Vorstellung von einem durch und durch pragmatischen Nachbarn doch zusehends brüchiger. Die Franzosen entdeckten auf einmal einen stark idealistischen, zum Teil sogar mit religiösen Zügen ausgestatteten Protesteuphemismus in weiten Teilen der deutschen Bevölkerung. Man fühlte sich an die Romantizismen früherer Jahrzehnte vor dem Krieg erinnert, an diffuse Irrationalismen, die den einst stabilen Bündnispartner Bundesrepublik immer mehr in ein pazifistisches und neutralistisches Fahrwasser zu treiben schienen.

Da spricht man in Frankreich heute gerne vom deutschen „Nationalpazifismus“, ohne begreifen zu wollen, daß hierzulande in der Tat eine neue Generation herangewachsen ist, der das Sicherheitsdenken in nuklearen Dimensionen fremd und überflüssig erscheint. Mitterrands Vorgänger Giscard wird da gerne mit dem Ausspruch zitiert, Frankreich verteidige seine Existenz am Rhein, seine Freiheit aber an der Elbe. Aber was ist, wenn sich die Deutschen in der Bundesrepublik unter dem Atomschirm der „force de frappe“ ebenso unwohl fühlen wie unter dem ihres amerikanischen Verbündeten? Müßten hier beide Länder, ihre Staatsmänner, nicht zunächst darüber nachdenken, wie es zu diesem gegenseitigen Mißtrauen, dieser empfindlichen Störung der Balance überhaupt kommen konnte?

Die französische Politik hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie Sachwalter vor allem und nahezu ausschließlich eigener Bedürfnisse und Interessen ist. Es fehlt ihr zudem jegliche Ähnlichkeit mit der nach Washington schielenden Bonner Politik der gegenwärtigen deutschen Administration. Da fällt es in Paris schwer, plötzlich erkennen zu müssen, daß auch in der Bundesrepublik die Überzeugung immer stärker wird, deutsche Politik notwendigerweise vor allem unter dem Gesichtspunkt der eigenen Interessenslage zu betreiben. Irritationen im Verhältnis zwischen Franzosen und Deutschen haben den Weg beider Länder durch die Geschichte häufig belastet. Dreimal in den letzten 120 Jahren haben sich beide Staaten im Krieg gegenübergestellt. Und es gab hier wie dort das, was man unzureichend als „Sündenfall“ bezeichnet hat, den Faschismus ordinärster Ausprägung. In seinem Buch „Deutscher Faschismus und Kultur“ hat der Franzose Lionel Richard zu Recht bemerkt, daß vor allem diese Argumentation nach 1945 vielen dazu gedient habe, sich – je nach Standort – zu rehabilitieren, indem man auf das Vorhandensein faschistischer Elemente beim Nachbarn hinwies. Aber dieses sicherlich ärgerliche Moment ist nur ein Nebenaspekt. Es geht um das Phänomen der Verdrängung hier wie dort, das in Frankreich mit dem Reizwort „Kollaboration“ verbunden ist.

„Niemals waren wir freier als unter der deutschen Besatzung... Da das Nazigift bis in unser Denken eindrang, war jeder richtige Gedanke eine Eroberung.“

rung... da wir verfolgt wurden, hatte jede unserer Gesten das Gewicht eines Engagements..." Jean-Paul Sartre rechnet in seinem Aufsatz „La république du silence“, den die „Lettres françaises“ im September 1944 veröffentlichten, mit den gerade zurückliegenden Jahren ab, den „années noires“, der Zeit der Okkupation. Sein erster Roman, „La Nausée“, war sechs Jahre zuvor erschienen – Albert Camus hatte ebenfalls 1938 erste Notizen zu seinem „Etranger“ vorgelegt. Weihnachten 1938 heißt es in seinem Tagebuch: „Il n'y a qu'un cas où le désespoir soit pur. C'est celui d'un condamné à mort..."

Es war jene Zeit am Vorabend des „drôle de guerre“, in der die Pariser noch einmal, ein letztes Mal, unbeschwert in die Sommerferien hinausfuhren. Die Leidenschaften, die durch die Politik Berlins, vor allem aber durch den Bürgerkrieg in Spanien, aufgepeitscht worden waren, schienen sich beruhigt zu haben. Und dennoch herrschte eine merkwürdige innere Unruhe. Nach der Abdankung Léon Blums taten seine radikalen Nachfolger Chautemps und Daladier alles, um die muskelprotzerischen Ambitionen der faschistischen Achsenmächte Deutschland und Italien zu befriedigen. Proteste – wie etwa gegen die Annexion Österreichs oder die Zerschlagung der Rest-Tschechoslowakei – kamen über ihren platonischen Charakter kaum hinaus. Frankreich macht in diesen Tagen einen leicht nervösen und übermüdeten Eindruck – La France fatiguée. Man liest jetzt Kafka. Das Gespenst des „énnuï“, der Langeweile, ist schon bei Baudelaire vorgeformt. Die Franzosen warten darauf, daß etwas geschieht, obschon man ahnt, daß nichts geschieht. Der deutsche Aggressor scheint die Geschichte zu machen, man selbst fühlt sich ohnmächtig. Der Ekel, den Sartres Antoine Roquentin empfindet, hat seine Wurzeln in dieser Passivität.

Später, in den sechs Monaten des „drôle de guerre“, nach Hitlers Überfall auf Polen und der französischen Mobilmachung, erscheint die Nation wie gelähmt. Solange es nicht darum geht, einen Angreifer zurückzuschlagen, hat man die Neigung, sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Als Frankreich nach dem „Blitzkrieg“ niedergeworfen, in zwei Zonen geteilt und der Willkür der Sieger überlassen ist, setzen viele im Lande auf den Vitalismus und die schaurige Stärke des überlegenen Kriegsgegners. Von den knapp zwei Millionen, die Paris bis Mitte Juni vor den andringenden deutschen Truppen verlassen, kehren die meisten bald zurück. Man ist froh, daß die Sache vorbei ist. Sartre schreibt in „Paris unter der Besatzung“: „Paris war tot... Die Stadt war nur noch eine flache nutzlose Ortschaft, wo die Erinnerungen an ihre Größe spukten..." Doch ganz so gespenstisch war es denn doch nicht. Sogar Sartre räumt dies ein: „Jemand, den man danach fragte, was er unter dem Revolutionsterror gemacht habe, antwortete: ‚Ich habe gelebt.‘ Eine solche Antwort könnten wir heute alle geben.“

Man lebte übrigens nicht schlecht. Zumindest galt dies für jene, die bereit waren, sich mit den neuen Herren zu arrangieren. Für sie begannen „les beaux jours des collabes“, wie der Historiker Henri Amouroux eines seiner Bücher betitelt hat. Nahezu alle, die in Frankreich seit 1944 sprechen, schreiben, verwalten, regieren – so Amouroux – „haben immer noch ihre Wurzeln in diesen faszinierenden und verwirrenden Jahren“. Sie sind vom Krieg, so der frühere Außenminister Jean François-Poncet, „tief gezeichnet“, und haben, wie der Chefredakteur der kommunistischen „L'Humanité“, Andrieux, es formuliert, „die Demütigungen zwar verdrängen, nicht aber vergessen können“. In seinem Buch „Vichy France“ urteilt der amerikanische Historiker Robert Paxton, nach dem Waffenstillstand von 1940 seien die Franzosen wie nie zuvor bereit gewesen, Disziplin und Autorität hinzunehmen. Lediglich zwei

Prozent der Bevölkerung, allenfalls zehn Prozent, Sympathisanten oder gelegentliche Helfer hinzugezählt, seien tatsächlich in der Résistance aktiv gewesen. Nach Ansicht von Henri Amouroux sogar nur „höchstens einige tausend“.

Frankreich war bis zum November 1942 in zwei Zonen geteilt. Die nördliche, von den Deutschen besetzt, umfaßte etwa zwei Drittel des gesamten Territoriums. Am 17. Juni 1940 übernahm Philippe Pétain, „le Maréchal“ – der Sieger von Verdun – die Regierung. Der Kurort Vichy im Département Allier wurde zur Hauptstadt des „freien“ Frankreich. Pétain, 84 Jahre alt, genoß in der Bevölkerung eine große Popularität, ein „zeitloser Mann“, wie Amouroux ihn nennt. Nach der Befreiung zum Tode verurteilt, dann begnadigt, stirbt er sechs Jahre nach Hitler. Der katholische Schriftsteller René Benjamin, der zu den Anhängern des französischen Faschistenführers Jacques Doriot zählte, schreibt über Pétain: „Im Alter von 85 Jahren ist er aufrecht, nein, nicht wie ein junger Mann, er ist aufrecht wie sein Gewissen. Sein Schritt ist klar und sein Schnauz vom unbefleckten Weiß der Tugend.“ Und sogar Paul Valéry dichtet noch 1941: Pétain presse seinen Wein „wie alles, was er macht, mit Skrupeln und allergrößter Sorgfalt“.

Unter Pétains Bewunderern findet man jene Elemente, die von der Dritten Republik entweder bekämpft, beunruhigt oder enttäuscht worden waren: ehemalige Royalisten, Katholiken, Militärs, Unternehmer und Antidemokraten mit faschistischer Neigung auf der Rechten wie auf der Linken. Erst als Pétain Hitler in Montoire-sur-le-Loir trifft, dämmert es einigen, daß der Greis vielleicht doch nicht der richtige Mann sei, um die Deutschen überlisten zu können. Später erinnerte sich Pétain an diese folgenschwere Begegnung: „Der Kanzler Hitler hat mich gefragt, ob ich kollaborieren wolle... Ich will ja gern, nur muß man mir sagen, was das bedeutet..."

Die Nationalsozialisten hatten mit Frankreich Besonderes im Sinn. Sie schlossen mit dem unterlegenen „Erbfeind“ nicht nur einen formellen Waffenstillstand, sondern beließen es auch bei einem schein-souveränen Etat français. Ein Protektorat soll das Land nicht werden. Berlin ist daran interessiert, jene Kräfte in Frankreich zu fördern, die Hitlers Traum vom „neuen Europa“, von der „Herrschaft der Eliten“ ideell unterstützen. Im Sommer 1940 kommt Otto Abetz nach Paris, der als Hitlers Botschafter die wichtige Aufgabe übernimmt, die Kollaboration in all ihren Bereichen zu organisieren. Abetz war hierfür der richtige Mann. Bereits in den dreißiger Jahren hatte er deutsch-französische Jugendtreffen veranstaltet. Er gehörte dem Sohlberg-Kreis an, war mit einer Französin verheiratet und galt als frankophile, leicht schwärmerische Natur. Am 17. August 1940 erklärt er: „In jedem Fall... muß von deutscher Seite alles getan werden, um die innere Uneinigkeit und damit die Schwäche Frankreichs zu fördern.“

Die innere Zerrissenheit im Lande war jedem Kenner seit langem bekannt. Die „entre-guerres“-Zeit hatte bei vielen Intellektuellen und Künstlern ein Gefühl besonderer Gemeinsamkeit mit dem deutschen Nachbarn entstehen lassen. Hinzu kam, daß einer großen Mehrheit der Franzosen quer durch alle Schichten die antisemitische Komponente der Nazis ein weiteres Indiz für die Notwendigkeit lieferte, mit den Deutschen zusammenzugehen. Es war ein Antisemitismus chauvinistischer Prägung, dabei längst nicht nur ein Monopol der Rechten. Von Fouriers Beschreibung des Juden „Ischariot“ (aus dem Jahre 1808) bis zu Giraudoux' Darstellung der „hunderttausend Aschkénasim“ (1939) war die französische Literatur voll von antisemitischen Ausfällen und Pamphleten.

Doch blieb dieser Antisemitismus unter der Decke bürgerlicher Wohlanständigkeit. Er hatte bis in die dreißiger Jahre noch kein Ventil. Dafür sorgte erst der Faschismus. „Sie wußten nicht, sie werden wissen“, schrieb der Schriftsteller Louis-Ferdinand Céline, offenbar der einzige Antisemit, der die Radikalität der neuen politischen Waffe begriffen hatte. Die Fakten sprechen dafür sich. 1943 wurden rund 35 000 Franzosen von den Deutschen inhaftiert, Franzosen mit dem Judenstern auf der Brust werden von Franzosen in Polizeiuniform zum Transport nach Deutschland eskortiert. Rund 45 000 Franzosen melden sich zur berüchtigten Vichy-Miliz und zu Sondereinheiten, die französische Partisanen bekämpfen. Das autoritäre Vichy-Regime übernimmt immer häufiger die Praktiken der Nazis: willkürliche Verhaftungen und Inquisition durch die Polizei, Ausnahmegerichte und Judenverfolgung. Einer der sogenannten „Neuen Philosophen“ aus den späten siebziger Jahren, Bernard-Henri Lévy, hat in seinem Bestseller „L'Idéologie française“ das Bild zerstört, das die Franzosen noch heute von sich gerne sehen. Nach Lévy sind für die Mehrzahl der Franzosen nicht die im Namen von Aufklärung und Demokratie angezettelten Revolutionen typisch, sondern eben die „frisch-fröhliche Revolution“ von Vichy: „La France, la patrie des droits de l'homme, est, en un sens, la propre patrie du nationalsocialisme en général.“ Am Anfang dieser Entwicklung stand die Affäre Dreyfuß. Sie war für die Rechte, für die nationalistische „Action française“ ebenso wie später für die Faschisten eine Art Dolchstoßlegende, der Pfahl im Fleisch. Typisch hierfür der Ausspruch des 76jährigen Schriftstellers Charles Maurras, der 1945 wegen seines Engagements für die Kollaboration vor dem Revolutionsgericht der Résistance von Lyon angeklagt ist: „C'est la revanche de Dreyfus.“ Die Niederlage von 1940 war für die Royalisten der „Action française“ wie für die Faschisten von „Je Suis Partout“ vor allem das Ende der verhaßten Republik; Jean-Paul Sartre: „Die Mehrheit der Kollaborateure ist aus dem erwachsen, was man die ‚Rechtsanarchisten‘ genannt hat. Sie haben die Ordnung, welche die deutsche Macht ihnen darzustellen schien, der nationalen Wirklichkeit vorgezogen...“

Doch die „schönen Tage der Kollaboration“ dauerten nicht allzu lange. Als de Gaulle in das befreite Paris einzieht, ist das Fest aus, und siegestrunken läuten seitdem alljährlich die Glocken von Paris, wenn die Patrioten der Befreiung von der Schmach der Besatzung gedenken. Dumpfer Trommelwirbel am Grabmal des Unbekannten Soldaten unter dem Arc de Triomphe, ein Präsident Mitterrand, der ergriffen das Haupt neigt, das Schmettern der Clairs und die ordenübersäte Brust weißhaariger Partisanen erinnern an den fortwährenden Selbstbetrug, den die Geschichtsbücher und offiziellen Annalen seit 1944 verkünden: daß Frankreich, im Felde zwar besiegt, in der Heimat aber der Hort der Résistance, das Volk des Widerstandes gewesen sei. Bis heute wiederholt sich hier die Akrobatik der Verdrängung wie ein Lehrstück aus den frühen Tagen der Psychoanalyse. Doch die Diskussion über die Jahre der Kollaboration kommt mehr und mehr in Gang. Wie konnte das geschehen?, fragen sich viele Franzosen heute. Noch im April 1944 jubelte eine riesige Menschenmenge Pétain in Paris zu. Nur wenige Monate später die gleichen Menschenmassen wieder an den Straßen. Dieses Mal war de Gaulle der Retter des Vaterlandes. Die „Levée en masse“ war total. Doch da gab es noch die vielen Intellektuellen, die eigentlichen Wortführer der Kollaboration, mit denen die Wut des Volkes rasch fertig werden mußte. Die Revolutionskomitees der Résistance verhafteten und exekutierten ziemlich wahl- und planlos. Der Schriftsteller Robert Brasillach wurde erschossen, Drieu La

Rochelle verübte Selbstmord, Céline floh nach Dänemark und wurde in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

Wie es während der Besatzungszeit in Paris tatsächlich zugegangen ist, erfahren die meisten Franzosen erst heute durch eine Flut von Büchern und Filmen. Dabei wußten Eingeweihte schon lange, daß der Faschismus in Frankreich vor allem unter kulturellem Vorzeichen blühte. Die Begeisterung war durchaus von ambivalentem Charakter. Hier Ernst Jünger und Friedrich Sieburg im besetzten Paris, dort Drieu La Rochelle und Brasillach in Weimar und Nürnberg. Banal gesprochen: Die einen genossen den Käse und das Flair französischer Clarté, während sich die anderen schon vor dem Krieg am todessüchtigen Gepränge der Naziparteitage berauschten. Und damit beides zusammen sich fügte, gedieh die Kollaboration im Zeichen einer künstlichen kulturellen Entente zum orgiastischen Fest. In der Pariser Orangerie drängelt sich im Mai 1942 die Crème der literarischen und künstlerischen Avantgarde beider Länder zu Füßen des Nazibildhauers Arno Breker. Man spielt Beethoven und Chopin, die Landser der Wehrmacht feiern im „Casino de Paris“ Maurice Chevalier, während nebenan im Vel-d'Hiv-Radrennstadion die Juden zur Deportation in die Gaskammern von Treblinka, Auschwitz und Majdanek zusammengetrieben werden. Das ist die Wirklichkeit der „schwarzen Jahre“.

Die führenden Kollaborateure auf französischer Seite sind neben Céline, Drieu La Rochelle und Robert Brasillach die Schriftsteller Lucien Rebatet, Alphonse de Chateaubriand und Jacques Chardonne. Der Literaturhistoriker Hermann Hofer: „...sie leben und verklären den Faschismus in Räuschen und Träumen..., sie gefallen sich in der Pose pathetischer und ungehörter Außenseiter..., ihre pubertären Orgasmusschreie erschütterten Frankreich nicht. Nach der Niederlage aber kam für sie die Stunde der politischen Tat...“

Céline zum Beispiel tat so, als ob die gesamte französische Gegenwartsliteratur durch jüdische Tradition geprägt sei und nur die Werke jüdischer Autoren übersetzt würden. In „Bagatelles pour un massacre“ – das Pamphlet erschien 1938 auch auf Deutsch unter dem Titel „Die Judenverschwörung in Frankreich“ – schreibt Céline: „Der arme kleine französische Buchmarkt, der schon so geschrumpft in den letzten Zügen liegt, findet sich nun noch mehr erdrückt, beinahe vernichtet durch die Romane und Feuilletons von Herrn und Frau Lehmann, Rosamunde, Virginia Woolf, Vicki Baum, Herrn Ludwig, Herrn Cohn, Herrn Davis, Fräulein ‚Fischende Katze‘, alles, alles Juden und Jüdinnen...“

Diese grobe Verzerrung konnte jeder, der es wissen wollte, widerlegen. Die Deutschen hatten bereits 1933 damit begonnen, mit viel Geld und guten Worten bei den französischen Intellektuellen um Gunst und Einfluß zu werben. Der Schriftsteller Paul Léautaud notierte in sein „Literarisches Tagebuch“ im September 1940: „Die Deutschen haben den Krieg nicht nur militärisch, politisch und wirtschaftlich, sondern sozusagen auch geistig vorbereitet... Sie sind auch, und zwar mit Beweisen in der Hand, über alles auf dem laufenden, was seit zwanzig Jahren in Frankreich für oder gegen sie geschrieben worden ist...“

Der Mann, der diese These durch sein Wirken am Besten belegte, war Gerhard Heller, der literarische Zensor der Besatzungsmacht. Er kannte in Frankreich fast alle wichtigen Künstler und Schriftsteller persönlich, hatte Eingang bei Picasso, Braque und Fautrier und nannte den Schriftsteller Jean Paulhan seinen Lehrmeister, einen Mitbegründer der Résistance. Heller ver-

stand sich wie viele andere nach Paris geeilte Deutsche als Mittler zwischen den Kulturen beider Länder. Er sah zwar das „Meer von Schmutz und Blut“, das der Naziterror in Frankreich ausbreitete, aber: „Wir konnten es nicht gänzlich vermeiden, uns mit dieser repressiven Macht einzulassen. Jeder von uns hat diese Ambivalenz, diese Widersprüche am eigenen Leibe erlebt...“ Andere wie Sieburg, der sich in seiner berichtigten Ansprache vor der „Groupe Collaboration“ im März 1941 zum Nationalsozialismus bekannte, wandten sich später, angewidert von diesem Treiben in der besetzten Metropole ab und kehrten nach Deutschland zurück. Diese Möglichkeit indes hatte Heller nicht: „Am liebsten hätte man die Augen verschlossen, wäre irgendwo hingefahren, um zu vergessen, um sich loszusagen, aber das war nicht möglich...“

Rudolf Schleir, der für die Pressezensur verantwortlich war, hat in einem Verhör nach dem Krieg erklärt, Abetz hätte für die kulturelle Propaganda eine Milliarde Franc ausgeben können. Die Kulturpolitik war wesentlicher Bestandteil der Taktik gegenüber dem besiegten Land. Das erkannte auch Sartre frühzeitig: „...die Theateraufführungen, die Rennen, die elenden und makabren Feste hatten lediglich den Zweck, der Welt zu zeigen, daß Frankreich heil sei, daß Paris lebe...“ Und die Pianistin Lucienne Delforge: „Die Kollaboration, das ist Mozart in Paris.“

Das künstlerische Leben an der Seine blühte tatsächlich in diesen Jahren. Theater, Kinos und Konzerte waren zumeist ausverkauft. Ernst Jünger speiste mit Sacha Guitry, General Speidel mit Jean Cocteau. Serge Lifar, der neue Intendant der Pariser Opéra, begrüßt am 23. Juni 1940 Adolf Hitler und führt ihn durch sein Haus. Der große Krieg schien fern, jedenfalls störte sich das kulturelle Leben kaum an ihm. Chanson und Kabarett strahlen im alten Glanz vor sich hin. Man macht seine professionellen Witze – natürlich nicht auf Kosten der Besatzer. Daß die Gestapo währenddessen im Verein mit der Pariser Polizei Jagd auf die Widerstandskämpfer der Résistance macht – Pierre Melville hat dies in seinem Film „Armee im Schatten“ dargestellt –, war ebenso bekannt wie die Tatsache, daß die Züge nach Deutschland mit Juden aus Frankreich vollgepfert sind. Karajan, Kempff und Mengelberg, Winfried Wagner und Arno Breker – alle eilen sie in diesen Wonnemonaten der Kollaboration an die Seine – und werden vom französischen Publikum bejubelt.

Doch es war eine trügerische kulturelle Vielfalt – besonders im Verlags- und Pressewesen. Die Deutschen hatten bei etlichen Tageszeitungen und Wochenschriften wesentliche Aktienanteile erworben oder ganze Blätter aufgekauft. Die führende Literaturzeitschrift, die „Nouvelle Revue Française“, entwickelte sich unter Leitung von Drieu la Rochelle zum wichtigsten Organ der „collaboration idéologique“. Drieu hatte seinem Freund Abetz die Gründung eines „Parti fasciste-socialiste français“ vorgeschlagen, scheiterte jedoch ebenso wie Céline, der sich den Deutschen als „Berater“ für die „Endlösung der Judenfrage“ empfohlen hatte. Es bedurfte keines besonderen Drucks, um das Vichy-Regime dazu zu bewegen, antijüdische Gesetze zu erlassen. Und es war Vichys eigener Entschluß, im März 1941 ein „Commissariat général aux questions juives“ einzurichten, mit dessen Leitung der Antisemit Xavier Vallat betraut wurde. Mit den Protagonisten der „Collaboration idéologique“ hatte Vichy nichts zu tun. Bernard-Henri Lévy: „Vichy, contrairement à la légende, ce n'est ni Drieu, ni Brasillach, ni Rebatet...“

Erstaunlicherweise wurde auch in der Phase der Kollaboration die Kontinuität des literarischen Schaffens in Frankreich keineswegs unterbrochen. Un-

ter den Augen Pétains und seiner deutschen Freunde entwickelte sich die neue philosophisch-literarische Bewegung des Existentialismus. 1942 erschienen „Der Fremde“ von Camus und „Die Fliegen“ von Sartre, ein Jahr später sogar Sartres Hauptwerk „Das Sein und das Nichts“. François Mauriac legte dem deutschen Zensor Gerhard Heller die Erstausgabe von „Pharisienne“ vor – mit handschriftlicher Widmung: „Für Leutnant Heller, der sich sehr für das Schicksal der ‚Pharisienne‘ interessiert hat, in Dankbarkeit: François Mauriac“.

Die literarische Produktion der Okkupationsjahre konnte sich also durchaus sehen lassen. Es publizierten mit dem Segen des Zensors nicht nur Sartre, Camus und Mauriac, die alle drei der Résistance verbunden waren. Es erschienen auch Werke von Simone de Beauvoir und der Colette, von Aragon und seiner Frau Elsa Triolet. Andere Autoren wie Henri Barbusse, Léon Lemonnier oder Paul Nizan wurden wegen ihrer eindeutigen Zuordnung zur Vorkriegslinken nicht mehr aufgelegt. Mit den Buchverlagen, von denen 90 Prozent ihren Sitz in Paris hatten, wurden die Deutschen rasch „handelseinig“. Die jüdischen Verlagshäuser wie Fernand Nathan oder Calman-Lévy wurden enteignet, bei anderen wurden die Besatzer Kapitaleigner. Gewalttätige Eingriffe unterblieben in der Regel, die Regulierung der Papierzuteilung war als Druckmittel wirksam genug. Im übrigen hatten die französischen Verleger bereits 1938 auf dem Leipziger Verlegerkongreß ihren Kotau vor den Nazis gemacht. Sie unterschrieben ein Grußtelegramm an Goebbels und nannten ihn „den aufgeklärten Förderer aller kulturellen Werte“.

Das machte es für die Nazis später leicht, sich mit diesen Verlagen zu arrangieren. Die Autoren der „faschistischen Generation“ in Frankreich haben für die Teilhabe an der Kollaboration oft bitter zahlen müssen, während andere nach längerem publizistischen Wegtauchen ungerührt wieder ihre Manuskripte drucken ließen. La vie vit toujours – das Leben geht weiter. Diesen unerschütterlichen Optimismus verinnerlichten viele Franzosen gerade während der Kollaboration, und dieses Dilemma bestimmt noch heute ihre historische Erinnerung. Illusionen über die Beteiligung der französischen Polizei an der nationalsozialistischen Judenverfolgung kann es nicht mehr geben – und gibt es doch, wie das Entsetzen über den Fall Bortie und das heute bei den Rechtsradikalen in Frankreich grassierende Unwort von der „Auschwitzlüge“ beweisen. Eine Nation, die ihren politischen Neuanfang auf der Seite der Sieger begann, mußte sich ihr gutes Gewissen konstruieren. Da halfen nur Verdrängung und de Gaulles Vision vom „unbesiegt Frankreich“. Hinzu kam der existentialistische Mythos der Résistance bei der Weigerung, nachträglich ein Bewußtsein von Schuld zu akzeptieren. Die viel komplexere historische Wirklichkeit wird heute nur mit großer Mühe unter diesen langsam zerbröckelnden Mythen freigeschaufelt. Der zwischen rechts und links oszillierende französische Faschismus der dreißiger und vierziger Jahre führt in direkter Linie zur Niederlage von 1940, zu Vichy, Pétains Nationaler Revolution und schließlich zur Kollaboration. Die Verantwortung der Intellektuellen läßt sich nicht leugnen, aber auch nicht ihre Gegenposition. Drieu la Rochelle bekannte kurz vor seinem Selbstmord, daß die Kollaboration nichts anderes als „Betrug“ gewesen sei. Viele mochten nach der Befreiung ähnlich denken. Pierre Seghers, Schriftsteller und Verleger, stellte damals rückblickend auf die Kollaboration fest: „Wir waren Wächter, Echos, Rufe; und jeder sollte handeln wie es ihm gemäß war. Und das ist dem Hitlerschen System wohl vor allem anderen vorzuwerfen: daß es den Menschen, was immer

er war, in allen Ländern und in seinem Innersten zutiefst entstellt hat, ihn erniedrigt, beleidigt, an Körper und Seele gefoltert, wenn nicht getötet hat.“ „Sie wußten nicht – sie werden wissen“ – Célines prophetische Worte sind in Erfüllung gegangen. Und doch ist das Ausmaß dessen, was unter dem Signum der Kollaboration tatsächlich an Ungeheuerlichkeiten geschah, für viele Franzosen heute noch unbegreifbar. Es ist noch nicht lange her, daß die Darsteller eines Films wie „Lacombe Lucien“ von Louis Malle sich in der Provinz nicht sehen lassen konnten, ohne Gefahr zu laufen, von ihren aufgebrachten Landsleuten gelyncht zu werden. Noch für Giscard d'Estaing war das Thema „Kollaboration“ eine Sache, an die lieber nicht gerührt werden sollte, weil sie zu viele alte Wunden aufreißen könne. Die Auseinandersetzung um den Fall Barbie indes hat bewirkt, daß man jetzt die Augen vor den Geschehnissen im „grauen Frankreich“ nicht mehr verschließt. Sartres Wort „Die Hölle – das sind die anderen“ kann zur Apologie nicht mehr benutzt werden.

Pierre Durand Frankreich, der Antikommunismus, die Besatzung und die Intellektuellen

Die Leichtfertigkeit, mit der die „Denker“ à la mode das Leben in Frankreich unter der Hitler-Besatzung abhandeln, ist verblüffend.¹ Und man müßte schon sehr naiv sein, darin nicht Manipulationen zu erkennen, die alles andere als harmlos sind. Selbst wenn einige sich nicht darüber im klaren sind, daß sie ihre „Informationen“ aus den Abfalleimern der Propagandastaffel beziehen, so ist doch nicht zu übersehen, daß die Schatten der Goebbels und Otto Abetz vor Freude Luftsprünge machen würden. Ach war die Kultur doch schön unter der Besatzung und wie schade, daß die Franzosen diesen Weg nicht fortgeführt haben, den ihnen die Wehrmacht und die SS vereint zum Besten „Europas“ vorgezeichnet hatten –, so hieß das damals, und manche denken noch heute so. Mit Lorbeerkränzen überhäufen sie einige Schriftsteller, die in den Salons der Besatzer ein- und ausgingen, und vergessen darüber, daß einen, Robert Brasillach, die rechtmäßige Justiz ihres Landes erschießen ließ, nicht weil er Romane geschrieben hat, sondern viel einfacher und viel tragischer, weil er ein Denunziant war, weil er höchst offiziell in der Presse des Feindes zur Ermordung von Juden, Kommunisten und anderen Demokraten aufgerufen hatte. Daß es andere gab, die sich damit begnügten, „zu leben“, indem sie sich ganz klein machten – das wird niemanden überraschen. Feigheit ist an der Tagesordnung in Zeiten der Gefahr. Aber daß man vergißt, von all den anderen zu sprechen, von allen jenen Intellektuellen, die die Ehre Frankreichs gerettet haben und noch heute die Ehre Frankreichs und des weltweiten Humanismus sind, das geht zu weit und verdient einige Erläuterungen.

+ + +

Will man auf dem Boden der Tatsachen bleiben, dann muß man sich zunächst klarmachen, daß die „Kollaboration“ nicht die Folge eines zufälligen militärischen Spaziergangs gewesen ist. Sie entsprach einem vorgefaßten Plan oder zumindest dem Wunsch eines beachtlichen Teils der französischen

Großbourgeoisie. Angesichts der Existenz der Sowjetunion auf der internationalen und der Fortschritte sozialistischer Ideen auf der innenpolitischen Ebene – es war die Zeit der „Volksfront“ – lautete die Devise im Milieu der Führungskräfte: „Lieber Hitler als die Volksfront“. Diese Losung ist keine Erfindung. Sie war in den Zeitungen zu lesen und wurde von Politikern proklamiert. Heute gibt es keinen ernst zu nehmenden Historiker mehr, der diese Tatsache und ihre Konsequenzen bezweifelt. Ebenso eindeutig ist mit offiziellen Dokumenten belegt, daß der „Drôle de Guerre“ (der seltsame Krieg) eine Art Pause war, in der Paris den Angriff auf die Sowjetunion über Syrien und das Schwarze Meer im Süden, über Murmansk von Finnland aus im Norden vorbereitete, während man noch auf ein Abkommen mit Hitler hoffte. Auf französischer Seite bereitete sich im Hinterland Pétain vor, ein alter ehrgeiziger Reaktionsär, Antisemit und allem feindlich gesonnen, was an die Republik erinnerte. Die faschistischen Parteien drehten, von Hitler und Mussolini unterstützt, an dem Ding. Das „Comité Frankreich – Deutschland“ von Herrn Abetz und seine Gefolgschaft rechter Schriftsteller ließen sich von Goebbels und Ribbentrop die Taschen mit Geld vollstopfen. Für alle diese Leute gab es nur einen Feind: den Kommunismus. Auf Seiten der USA, nicht zu reden von England – man vergißt das bisweilen –, hatten die offiziellen Vertreter Washingtons oder Londons in Frankreich die gleiche Panik und die gleichen Phantastereien. Das alles bildete einen Bodensatz, in dem langsam aber sicher die Bazillen der braunen Pest wachsen konnten.

Vier Bücher, die gerade in Frankreich erschienen sind und deren Autoren weit davon entfernt sind, Sympathisanten der Kommunisten zu sein, geben eine Vorstellung von diesem Klima: [1] Herbert R. Lottmann, Pétain, Paris 1984; [2] Nerin Gun, Les secrets des archives américaines, Paris 1983; [3] Dominique Veillon, La collaboration, Paris 1984; [4] Philippe Aziz, Le livre noir de la trahison-Histoire de la Gestapo en France, Paris 1984. Werfen wir einen Blick hinein, bevor wir weitergehen.

+ + +

Mit der Sorgfalt im Detail, die oft die amerikanische Geschichtsschreibung kennzeichnet, hat Herbert R. Lottmann in etwa alle Bücher über Pétain und die ihn betreffenden Archive ausgewertet, die von nun an den Forschern zur Verfügung stehen. Das Ergebnis seiner Arbeit ist beeindruckend, selbst wenn wir nichts wirklich Neues über die Person und ihr politisches Leben erfahren. Der ehemalige Marschall erscheint eben als ein hartnäckiger Egozentriker, ein sittenloses Etwas, von heuchlerischer Klugheit, der seinen eine Zeitlang im verborgenen gehaltenen Ehrgeiz schließlich nicht ohne Zynismus zugibt. Wir greifen eine bisher unveröffentlichte Aussage heraus, deren Quelle unanfechtbar ist. Es handelt sich um die Notizen, die der junge Dr. Ménétrel, seit eh und je ein Freund Pétains und später in Vichy dessen Leibarzt, am Abend des 20. Juni 1936 gemacht hat. Ménétrel hatte gerade ein langes Gespräch mit dem Marschall: „Pétain war der Ansicht“, notiert Ménétrel, „daß die Franzosen noch nicht genügend gelitten haben, noch nicht ‚tief genug‘ gefallen waren; sie mußten Angst haben, beunruhigt sein. Frankreich braucht einen Bannerträger, aber er würde das nicht sein. Und gleichwohl denkt er daran“, fügt der junge Arzt hinzu, „denn Pétain zitiert die Beispiele von Mussolini mit seinem König, um ihn zu unterstützen, von Primo de Rivera mit dem seinen, von Hitler mit Hindenburg, um ihn ‚moralisch‘ zu unterstützen. Frankreich hingegen hatte Jacques Doriot; Pétain konnte ihm helfen.“ Bekanntlich hat Doriot eine faschistische Partei gegründet und ist in Nazi-Uniform gestorben.

„Der Kern seines Denkens“, so wie Ménétreel ihn an jenem Abend in Metz sah, wo diese Unterhaltung stattfand, war: „eine Hand voll Männer zu finden, die unter seinem Befehl marschieren.“ Er fand sie dank des Einmarschs der deutschen Truppen in Frankreich. Ansonsten brauchte seine Ideologie sich nicht um ein Jota zu ändern: Antikommunismus und Antisowjetismus zum einen, Haß auf alles, was zu den Traditionen der Demokratie gehört, und schließlich virulenter Antisemitismus. Verständlich, daß Hitler auf diesen ehrgeizigen Greis setzte, der von 1936 an erklärt hatte, zum Regieren brauche man weder den Präsidenten der Republik noch die Verfassung. Anzumerken ist noch, daß Pétain Mitglied der Académie Française war – ein „Intellektueller“ also.

+ + +

Die gleiche antisowjetische und antikommunistische Absicht beflügelte in jener Zeit und während des „Drôle de Guerre“ einen großen Teil der US-Politiker. Auch da sind die jetzt zugänglichen Archive aufschlußreich. In seinem Buch „Die Geheimnisse der amerikanischen Archive“ berichtet der Journalist Nerin Gun – leider fehlt es ihm an Schärfe und an Kenntnis des politischen Lebens in Frankreich –, daß z. B. der US-Botschafter in Paris, William Bullitt, „die Russen haßte“.

Am 25. Januar 1940 erklärte diese Figur ihrem Minister Cordell Hull, daß seiner Meinung nach „das Projekt, Baku vom Meer aus anzugreifen, um Rußland von seinen Erdölvorkommen abzuschneiden, sehr lobenswert ist . . . Das Gespenst des Europa hinwegfegenden Bolschewismus ist endlich durch die Hoffnung auf ein Europa ersetzt, das sich des Bolschewismus entledigt.“ Als sich die Deutschen Paris näherten, bereitete sich Bullitt auf den Kampf gegen die Kommunisten vor. Er forderte dazu „ein Dutzend Maschinengewehre vom Typ Thompson“ an, die ihm übrigens über Lissabon geliefert wurden. Mit solchen Beratern konnte Franklin D. Roosevelt begreiflicherweise lange Illusionen über Vichy im allgemeinen und Pétain im besonderen aufrechterhalten.

Der Antikommunismus und eine panische Angst vor der Sowjetunion erscheinen so als Grundlage einer Politik, deren Aspekte sowohl international wie innenpolitisch im Hinblick auf die Aktivitäten der französischen Rechten und ihrer Verbündeten unter der „falschen Linken“, wie man heute sagen würde, vielfältig sind. In einer Dokumentation über die Kollaboration stellte der Historiker Dominique Veillon dies unumwunden fest.

Von 1936 an, schreibt er, „ist Hitler nicht mehr die Gefahr Nummer 1. Wie ist eine solche Wende anders zu erklären als aus Angst vor dem Kommunismus? Um einen Krieg zu vermeiden, der, dachten sie, den Fortgang der bolschewistischen Revolution auf Kosten der Bourgeoisie begünstigen würde, zogen es manche Franzosen vor, sich den Nazis gegenüber versöhnlich zu zeigen und die Remilitarisierung des Rheinlandes zu akzeptieren. Die Richtung der Konfrontation muß umgebogen werden, Deutschland muß die Hände im Osten frei haben und Hitler als Pfeiler der christlichen Zivilisation dargestellt werden. Allmählich läßt sich ein Teil der traditionell rechts eingestuften französischen Öffentlichkeit von einer faschistischen Geistesverfassung anstecken, die von einer machtvollen, bisweilen aus dem Ausland finanzierten Propaganda unterstützt wird.“

In gleicher Weise „gehört der Antikommunismus schon zum Wortvorrat der Vichy-Regierung und der Kollaborateure, bevor im Juni 1941 der deutsch-russische Krieg losgeht“.

+ + +

Philippe Aziz veröffentlicht in der „Geschichte der Gestapo in Frankreich“ – sein Verdienst ist es, an die großen Verratsfälle zu erinnern, die den Widerstand erschütterten –, eine Reihe von Texten aus den Polizei- und Gegenspionagediensten der Nazis, die zeigen, wie es gemacht wurde.

In einem (unveröffentlichten) Bericht beschreibt der Nazi Roland Nozek, der damit beauftragt war, eine „französische“ Gestapo aufzubauen, seine Methoden der Rekrutierung. Agenten zu finden, war nicht schwierig. Es genügte, sich an nur an Geld interessierte Abenteurer oder an Parteien der extremen Rechten zu wenden. „In Frankreich schickt Nozek mehrere seiner Mitarbeiter nach Lille, Arras, Calais, Dünkirchen mit dem Auftrag, mit Aktivisten der PPF (Populäre Volkspartei von Doriot), der ‚Frankistischen Partei‘ von Marcel Bucard oder der ‚Französischen Liga‘ von Pierre Costantini in Verbindung zu treten. Der Letztgenannte wird gegen entsprechende finanzielle Mittel – ihm fehlte es stets an Geld – seine wenigen Mitglieder dazu ermutigen, den schwarzen Ledermantel der Gestapo anzuziehen.“

Philippe Aziz hat in den Archiven der Gestapo „die Namen von Dutzenden von Mitgliedern der ‚Französischen Liga‘ gefunden, ihre Mitgliedsnummern, ihre zahlreichen Decknamen, ihre traurigen Leistungen gegen die Widerstandskämpfer. Eine schreckliche Dokumentation.“ Nicht alle diese Folterknechte waren eingeschriebene Faschisten. Echte Pétain-Anhänger, vor allem in der Polizei, jagten die Patrioten mit Begeisterung. So jener Kommissar R., der nach der Befreiung verhaftet wurde. Zu seiner Verteidigung sagte er, daß seine Taten rein antikommunistisch waren und daß er nie den „nationalen Widerstand“ angegriffen hat: „Ich hätte mich über die Gaullisten und die anderen nationalen Widerstandskämpfer hermachen können. Ich kannte sie, und dennoch habe ich es nicht getan.“

+ + +

Das reicht noch nicht? Hier noch einige Bausteine zu dieser Konstruktion. Jean-Baptiste Duroselle, Professor an der Sorbonne und am Politischen Institut von Paris – eine sichere Bürgschaft – und weltweit anerkannter Spezialist der Zeitgeschichte, hat kürzlich seine große Untersuchung zur Politik Frankreichs zwischen 1939 und 1945 abgeschlossen. Er weist darin nach, daß die Politik der Regierung Daladier 1939 vom „Antikommunismus beherrscht war“, daß er gegen die Kommunisten eine „fürchterliche Verfolgungsjagd“ ausgelöst hat und daß er wie die die französische Armee kommandierenden Generale Gamelin, Weygand und Admiral Darlan (zukünftiger Kronprinz von Pétain) nur davon träumte, Krieg gegen die Sowjetunion zu führen. General Bergeret sah ein Zangenmanöver vor: „Die aus Skandinavien und aus Finnland kommenden Kräfte werden der Armee von Weygand vorausgehen, die, von Syrien aus, Richtung Baku, nach Norden marschieren und mit ihm in Moskau zusammentreffen wird.“

+ + +

Hier noch eine weitere wichtige Zeugenaussage. Sie stammt von Charles Rist, einem der großen Finanzmänner der französischen Regierungen zwischen 1920 und 1939, Mitglied der Verwaltungsräte zahlreicher Banken und einer der Leiter der Banque de France. Er ist ein Mann der französischen Großbourgeoisie. Was sagt Rist in seinen während des Krieges geschriebenen und erst jetzt veröffentlichten Erinnerungen?

„Was man in Zukunft wahrscheinlich nicht wissen wird und deshalb festhalten muß, das ist die gewaltige Rolle, die der gesellschaftliche Konservatismus, die Angst vor dem Kommunismus und vor dem Bolschewismus in der Außenpolitik dieser Jahre in Frankreich und England gespielt haben. Diese Angst vernebelt Hunderten von Personen das Gehirn und macht sie unfähig, die Ereignisse anders als durch diese entstellende Brille zu begreifen. Von daher kommt es zu verborgenen, aber eindeutigen Sympathien für Hitler selbst und seine Methoden, seine Gewalttätigkeit. Die Leute glauben nicht mehr, daß eine demokratische Regierung in Frankreich stark genug ist, sie zu schützen. Das Schauspiel der bewahrten Ordnung, das Fehlen eines wirklichen sozialen Krieges beruhigt sie nicht. Sie brauchen das außenpolitische Spektakel einer Polizeimacht so wie sie das Bild eines gewalttätigen Kommunismus brauchen; und deshalb schrecken sie nicht vor Attentaten zurück, die sie selbst begangen haben und für die sie die Kommunisten verantwortlich machen (CSAR-Anspielung auf die von der geheimen rechtsextremistischen Organisation „La Cagoule“ im September 1937 begangenen Attentate in Paris gegen den Sitz von zwei Unternehmerorganisationen, Anm. d. A.). Der Beweggrund des Verrats ist eine zutiefst sitzende Angst dem Portemonnaie gegenüber und eine vollständige Ignoranz der tatsächlichen politischen und gesellschaftlichen Schwierigkeiten.“ Für diese Leute „ist die Armee vor allem eine Polizei mit dem Auftrag, sie gegen die Kommunisten zu verteidigen ... Die ausschließliche Sorge der ‚guten Bourgeoisie‘ gilt dem Problem, ob es eine Volksbewegung gegen sie geben wird oder nicht. Diese gleichen Leute, die die Regierung jahrelang mit dem verleumderischsten Mißkredit überhäuft haben, zum Bürgerkrieg gedrängt haben usw., träumen heute nur von einer Regierung, die die Unzufriedenheit des Volkes ersticken und ihren Besitz verteidigen wird. Sie haben wirklich keine anderen Sorgen. Daneben erscheint ihnen die Erniedrigung Frankreichs als Lappalie.“

Über den Chefredakteur des „Bulletin du comité des Forges“, des Unternehmerorgans der Metallindustrie, schreibt Rist: „Das einzige, was er weiß, ist, daß die Deutschen (im Fall ihres Sieges, Anm. d. A.) ihn von der Angst vor dem Kommunismus befreien werden, die große Angst, die sie alle seit 15 Jahren erdrückt ...“. Und auf der folgenden Seite diese im Sinne einer bürgerlichen Begründung weitgehende Überlegung: „Man könnte heute das Buch von Marx über die Klassenkämpfe von 1848 und 1851 neu schreiben. Alle Ereignisse waren dort aus der Angst der Bourgeoisie vor dem Proletariat interpretiert. Heute ist das immer noch der große Motor. Sie liegt allen politischen Haltungen zugrunde und angesichts des Feindes wird sie zum Dauerzustand.“

+ + +

Das alles scheint etwas ernsthafter zu sein als die Hirngespinnste der Bernard-Henri Lévi und anderer Salonlöwen, bei denen man neuerdings wieder Kommunisten zu jeder Mahlzeit verspeist.³ Damit ist der Rahmen abgesteckt, in dem sich die von einer unvorstellbaren Niederlage verstörten Franzosen herumschlagen werden, abgestumpft von einer Katastrophe, deren Ursachen den meisten von ihnen unverständlich sind, eingeschlafert durch eine phantastische Propaganda, in der sich von nun an die Stimmen aus Berlin, aus dem besetzten Paris und aus Vichy zu einem einzigen Konzert zusammenfinden werden. Man muß schon jeglichen realistischen Sinnes bar sein, um anzunehmen, daß unter diesen Bedingungen in einigen Wochen oder Monaten wie mit einem Zauberstab sofort ein massiver Widerstand organisiert werden

konnte – nicht nur gegen den Feind aus dem Ausland, sondern gegen seine Komplizen in Frankreich. Man hätte eher einen langen Schlaf, eine dauerhafte und hoffnungslose Unterdrückung des nationalen Gedankens erwartet. Nun, es ist anders gekommen. Bekanntlich trägt der Appell General de Gaulles aus London das Datum des 18. Juni 1940 (zum gleichen Zeitpunkt kapitulierte Pétain und lieferte Frankreich aus). Weniger bekannt ist, daß die verbotene Kommunistische Partei, deren verfolgte Führungskräfte zum größten Teil im Gefängnis saßen, am 6. Juni der französischen Regierung eine Massenerhebung zur Verteidigung des Vaterlands vorgeschlagen hat. Sorgfältig wird unterschlagen, daß die Kommunistische Partei am 10. Juli ein langes Dokument mit einer politischen Analyse veröffentlicht hat, deren Perspektive Frankreichs Befreiung war. Verschwiegen wird die grundlegende Tatsache, daß die Kommunistische Partei seit diesen ersten Wochen der Besatzung einen aktiven Widerstand in verschiedenen Regionen organisiert und bereits Waffen und Munition gesammelt hat für noch nicht mögliche Aktionen, in der Überzeugung, daß sie bald das Schicksal des allmählich erwachenden Landes bestimmen würden.

+ + +

Aber kommen wir, ohne den hier in Erinnerung gerufenen grundlegenden Klassenkampf zu vergessen, zu den Intellektuellen. Einer der größten unter ihnen, Max-Pol Fouchet, Dichter, Schriftsteller, Kunstkritiker, Gründer einer Zeitschrift mit dem Titel „Fontaine“ (Quelle), die vom Juli 1940 an in der südlichen Zone erschien, hat geschrieben:

„Leider haben sich einige Künstler, Schriftsteller in zahlreichen Ländern vom Faschismus verführen lassen. Hofften sie in den großen, von der Führermythik provozierten Massenbewegungen ein Heilmittel gegen die Einsamkeit zu finden, die das Schicksal des schöpferischen Menschen ist? Vielleicht ... Sie waren irregeführt und sich nicht darüber im klaren, daß sie ihren Hals den Vernichtern des Denkens hinhielten. Hingegen welche Massenerhebung der französischen Intellektuellen gegen die Nazi-Besetzer. Die größten, die würdigsten weigerten sich, in den Publikationen der Kollaboration zu schreiben, und schrieben in der Untergrundpresse, in den „Lettres Françaises“, zum Beispiel. Der intellektuelle Widerstand diente der Befreiung wie der bewaffnete Widerstand. Trotz der Wachsamkeit der den Deutschen ergebenden Zensur drückten Literaturzeitschriften in den Texten ihre Ablehnung der Besatzung und des Faschismus aus. Die Autoren bedienten sich der Anspielung, der Umschreibung, des Bildes, um das zu sagen, was auszusprechen verboten war. Nennen wir jene, die sich in diesem Kampf engagierten, der gefährlicher war als manch einer denkt: ‚Confluences‘ von René Tavernier, ‚Poésie‘ von Pierre Seghers, ‚Cahiers du Sud‘ von Jean Ballart und ‚Fontaine‘, die wir zuletzt anführen, weil sie vom Verfasser dieser Zeilen geleitet wurde und die als erste im Juli 1940 in einem Leitartikel erklärte: ‚Wir sind nicht besiegt‘ und diese grundlegende Behauptung mit diesen Zeilen rechtfertigte, die wir uns zu zitieren erlauben: ‚Die Geschichte Frankreichs hört nicht mit dem Sommer 1940 auf. Seit dem Beginn des Jahrhunderts hat kein Land wie unseres den Menschen größere Reichtümer geschenkt. Die französische Intelligenz hatte eine so starke Ausstrahlung, daß die Geschichte zweifellos diese Zeit festhalten wird als die der intellektuellen Überlegenheit unseres Vaterlandes ... Manchen gefällt es, Länder zu erobern, aber die Länder bestehen aus Sand, in dem die Schritte zerrinnen. Die glücklichsten unter den Eroberern sind letztlich nur tragische Anekdoten; was bleibt, über Alexander, Caesar

oder sogar Napoléon hinaus, sind Plato, Virgil, Racine. Unsere Epoche – seien wir uns darüber im klaren – wird die von Bergson, Paul Valéry, von Claudel und Gide und vielen anderen sein. Das wird bleiben . . . Die Dichter standen in der vordersten Reihe dieses geschriebenen Widerstandes, der gleichzeitig offen war, denn man konnte sich ihre Texte in den Buchhandlungen des Untergrunds besorgen, und verborgen, denn er prangerte das Unannehmliche an, indem er sich ihrer verhältnismäßigen Dunkelheit bediente: Dichtung war Widerstand unter freiem Himmel und eben deshalb der großen Menge dargeboten. Wir würden Seiten brauchen, wollten wir von den Dichtern des Widerstands sprechen. Wir können aus Platzmangel nicht alle nennen, die erwähnt werden müßten. Als Beispiel führe ich den tiefen Eindruck an, den ein Gedicht von Aragon ‚Richard II 40‘ machte, das diesen Vers enthielt:

Meine Heimat ist wie eine Barke
die ihre Ruderer verlassen haben . . .

oder diesen Anfang eines Gedichts von Pierre-Jean Jouve:

Die Verräter und Caesar, die Gräber, die Wolken
haben sich des Tages dieser Erde bemächtigt . . .

Im Juni 1942 begann die Zeitschrift ‚Fontaine‘, nachdem sie die Zensur überlistet hatte, mit einem Gedicht von Paul Eluard als Leitartikel:

Ich bin geboren, dich zu kennen
Dich zu nennen, Freiheit . . .

Dieses Gedicht war einer der Gesänge des Widerstands. Mögen die anderen Dichter mir verzeihen, daß ich sie nicht erwähne. Ihre Verse bildeten, um den Titel eines Buches des großen chilenischen Dichters Pablo Neruda aufzugreifen, einen ‚Canto General‘ (Großen Gesang), und ich vergesse nicht die Männer der Feder, die auch Männer der Tat waren: André Malraux, René Char, Robert Desnos, die patriotischen Schriftsteller, die demokratischen Schriftsteller, die kommunistischen Schriftsteller. Die Liste wäre riesig. Ich stelle sie unter den Schutz jener, die die Nazis gefoltert, hingerichtet haben, wie Jacques Decour, Jean Prévost, Saint-Paul Roux, Max Jacob, und die im Martyrium an die Seite der Wissenschaftler und der einfachen Helden des gegen die Unterdrückung kämpfenden Volkes traten.“⁴

Max-Pol Fouchet erinnert hier gleichzeitig an jene, die „legal“ schrieben, indem sie alle Arten von Zensur überlisteten, und jene, die in den Untergrundpublikationen Frankreich und den Antifaschismus besangen: Aragon, Eluard und so viele andere. Man könnte Filmregisseure hinzufügen, deren Filme, wie z. B. „Poncarral“, des Inhalts waren, daß sie den Platteiten der Nazizensur entgingen und den Geist des Widerstands verherrlichten. Oder das eine oder andere Werk von Picasso, von denen jene nichts verstanden und das etwas Wirkliches, den Schrei des Schmerzes und der Hoffnung des vergewaltigten Frankreich, darstellte.

So sieht die Wahrheit aus, und die begeisterten Zusammenfassungen in der „Pariser Zeitung“ des Besatzers angesichts der Reihen von Reichen in langen Roben und Gewändern, die an der Seite der SS-Führer Oberg und Knochen paradierten, diesen großen Intellektuellen der Krematorien und der Gaskammern, geben ebenso eine Vorstellung von dem tatsächlichen Frankreich, wie es ein Potemkinsches Dorf vom Rußland des 18. Jahrhunderts gab.

Es geht nicht darum, zu behaupten, die Franzosen seien alle Helden, alle Widerstandskämpfer, alle „Patrioten“ ohne Angst und ohne Makel und ihre Vertreter in der Welt der Kultur vom Heiligen Geist gesegnet gewesen. Aber die Geschichte wird nicht die Schändlichkeit, die Feigheit oder den Verrat

der wenigen festhalten, und wäre er noch so groß, sondern die wirkliche Wiedergeburt der Kultur in Schmerzen und um den Preis des Blutes, einer Kultur, die nur groß zu sein vermag, wenn sie national ist, und die nicht wirklich national sein kann, wenn sie nicht für die gesamte Menschheit gilt.

+ + +

Es sei mir gestattet, zum Schluß hier an das Schicksal des jungen Philosophen, des französischen Kommunisten Georges Politzer zu erinnern, und mit ihm an Jacques Decour und Jacques Solomon, der erste Deutschlehrer, der zweite ein bekannter Physiker, alle beide ebenfalls Kommunisten, Gründer der Untergrundzeitschrift „La Pensée libre“, die von Ende 1940 an erschien und später die große Untergrundzeitung „Les Lettres Françaises“ wurde. Sie wurden alle drei am 19. Februar 1942 verhaftet und am 23. Mai des gleichen Jahres auf dem Mont Valérien bei Paris erschossen. Politzer war 39 Jahre alt. Im Februar 1941 hatte die Kommunistische Partei eine Untergrundbroschüre veröffentlicht, die Georges Politzer Ende 1940 geschrieben haben muß. Sie hieß: „Revolution und Konterrevolution im 20. Jahrhundert – Antwort auf Gold und Blut von Herrn Rosenberg“.

Am 28. November 1940 hatte der Chefideologe der Nazis, Alfred Rosenberg, einen Vortrag in der ehemaligen Abgeordnetenkammer vor der Pariser Schickleria der Kollaboration gehalten. Am Tag darauf veröffentlichte die Presse der Besatzer daraus lange Auszüge unter den Schlagzeilen auf der ersten Seite. „Le Matin“ z. B. brachte als Überschrift: „Herr Rosenberg verherrlicht die nationalsozialistische Revolution, die wirkliche Weltrevolution des 20. Jahrhunderts“ und präziserte: „Blut und Gold – Abrechnung mit den Ideen von 1789“.

„Machen wir uns klar“, schreibt der Historiker Roger Bourderon, „worum es am Anfang der Besatzung geht, als alle Rechte und Freiheiten abgeschafft sind und die Nazis in Frankreich eine Operation Charme starten, die dazu bestimmt ist, ihre ökonomische Ausplünderung zu vertuschen, ihre Anwesenheit durchzusetzen und den ideologischen Nebel zu verstärken, der die tatsächlichen Ziele des Nazismus verschleiern sollte. Der Nazismus als wahrer Sozialismus: das ist eines der beliebig aufgegriffenen Themen; der Kampf der Rassen als wahre Lösung der sozialen Frage: Blut gegen Gold. Die Anwesenheit Rosenbergs in der Abgeordnetenkammer hat in dieser Hinsicht Symbolcharakter. Durch die Wahl des Ortes: es ist der Ort eines gescheiterten Systems, das Gold statt Blut gewählt hatte. Durch die Wahl des Mannes: als Verantwortlicher für die Bildungs- und ideologische Erziehungsarbeit der Nazi-partei wird er als der große Theoretiker des Rassenkampfes präsentiert, des nationalen Rassismus, des Antisemitismus. ‚Der Mythos des 20. Jahrhunderts‘, den er 1930 geschrieben hat, wurde in den Rang eines wirklichen philosophischen, wissenschaftlichen und gewissermaßen definitiven Werkes erhoben. Sein Vortrag beabsichtigt, den Nazismus in die allgemeine Emanzipationsbewegung der Völker gegen die Geldherrschaft einzuordnen. Er zielt darauf, die anfängliche Volksbewegung zu vereinnahmen, die die Revolution von 1789 ausgelöst hatte, um alle Ideen von 1789 besser als Werk der Freimaurer und Juden zerschlagen zu können, deren Finanzen seit jeher die Gesamtheit des Lebens in Frankreich beherrscht hätten. So sehr, daß ‚Deutschland durch seinen militärischen Sieg von 1940 das französische Volk von seinen Parasiten befreit hat, derer es sich nicht mit eigenen Mitteln entledigen könnte‘ (Le Matin – 29. 11. 1940). Genau genommen sind diese mit Aufwand und Feierlichkeit von dem Naziideologen entwickelten Themen der Kolla-

borationspresse vertraut. Aber ihre Darstellung durch einen hohen Vertreter Hitlers, die Publizität, die diese Initiative fand, zeigen die Bedeutung, die die Nazis der ideologischen Integration eines stark von einer mächtigen revolutionären Bewegung gekennzeichneten Landes beimaßen, Hauptsorge des Besatzers seit dem Sommer 1940, wie es die deutschen Militär- und Polizeiarchive bezeugen. Im übrigen ist bekannt, daß die antikommunistische Unterdrückung vom Herbst 1940 an wiederaufgenommen und von den Vichy-Behörden zielstrebig mit Zustimmung der deutschen Behörden durchgeführt worden ist.⁵

Die Kommunistische Partei war damals die einzige nationale politische Kraft, die die Niederlage überlebt hat. Ihre ganze – selbstverständlich illegale – Propaganda ist von der Entlarvung der Vichy-Regierung bestimmt, von der Sorge um die nationale Unabhängigkeit, um die Infragestellung des Besatzers, um die Verteidigung der nationalen, demokratischen und revolutionären Traditionen.

Politzer hatte die Idee, Rosenberg zu antworten; er schlug sie Jacques Duclos vor, einem der Führer der FKP im Inland, der sofort einverstanden war. Politzer, dessen philosophische Arbeiten, besonders „Kritik der Grundlagen der Psychologie“ (1928) und „Das Ende einer philosophischen Parade: der Bergsonismus“ (1929), schon vor dem Krieg Aufmerksamkeit gefunden hatten, begann sofort mit der Arbeit und nahm mit Schwung und Begabung den Irrationalismus der verquollenen Theorien von Rosenberg auseinander und entlarvte rücksichtslos den Rassismus und die „Mythen“ des Pseudodenkers der Nazis. Diese Broschüre wurde in einer Auflage von 10000 Stück gedruckt. Sie kam schnell unter den Intellektuellen in Umlauf, zunächst in Paris, dann in der Provinz. Ein Wochenbericht der Gestapo vom 24. März 1941 erwähnt die Beschlagnahme einiger Exemplare dieser Broschüre, deren Inhalt ausführlich analysiert wird, – was beweist, welche Bedeutung die Besatzer ihr beimaßen.

Die Broschüre von Politzer wurde ins Deutsche übersetzt – wohl von Jacques Decour⁶ – und im Untergrund von der Gruppe „Deutsche Arbeit“, einer Organisation der FKP, in bestimmten Kreisen der Besatzungsmacht vertrieben. Vielleicht kann auch diese „kleine“ Tatsache zu einem besseren Verständnis des intellektuellen Frankreich in dieser Zeit beitragen...

Anmerkungen:

- 1 Der Verfasser spielt mit der Bezeichnung „Denker à la mode“ auf Berufsphilosophen wie Glücksmann an, auf Zufallsstars der Politik wie Yves Montand oder sogar hochangesehene Historiker wie Henri Amouroux. (Anm. d. Red.)
- 2 Charles Rist. Une saison gâtée. Paris 1984.
- 3 Mit „Salonlöwen“ meint der Verfasser hier u. a. Louis Pauwels, Direktor des „Figaro-Magazine“.
- 4 Aus dem Vorwort von Max-Pol Fouchet zu: Pierre Durand. Vivre debout la Résistance. Paris 1974/1982.
- 5 Aus dem Vorwort zu: Politzer contre le Nazisme. Paris 1984.
- 6 Jacques Decour war Germanist und Deutschlehrer; ein besonderes Anliegen war ihm bis zu seiner Ermordung durch die deutschen Faschisten, die Kenntnis des deutschen Humanismus zu verbreiten und zu vertiefen.

Emigranten – Dissidenten? Ein streitbarer Briefwechsel

Stockholm, 1. 3. 84

Sehr geehrte Redaktion,
ich bin schlichtweg entsetzt über Gisela Elsners Beitrag „Der Dissident oder Das Opfer eines Unrechtsstaates“ in Nr. 1/84 (*kürbiskern*). Gott sei Dank sind ja die Zeiten des *Schwarzen Korps* und des *Stürmers* lange vorbei – mit umgekehrten Vorzeichen hätte Elsners Elaborat gut in solchen Kloaken erscheinen können; man muß „Dissident“ nur gegen (jüdische) Emigranten oder Flüchtlinge aus Nazideutschland auswechseln. Sonst aber ist der miese Pogromton in Elsners Artikel unverwechselbar. Vom Dasein eines Dissidenten hat sie offenbar keine Ahnung.

Ich habe vor einer Reihe von Jahren ein paar Bücher der Elsner gelesen und klassifizierte sie damals als eine begabte junge Autorin. Was sie sich aber in dem *kürbiskern*-Beitrag an Häme und falschverstandener Satire (die auf Krücken geht) geleistet hat, ist reinweg unwahrscheinlich. Ihr Elaborat erinnert auch in schrecklicher Weise an Gottfried Benns „Antwort an die Emigranten“ (es handelte sich damals um geflüchtete oder emigrierte liberale Autoren und Linksintellektuelle), die er im Sommer 1933 zu publizieren die Frechheit hatte, als der gestandene Nihilist (einmal Mitarbeiter und Autor der Pfemfertschen *Die Aktion*) nach Hitlers Machtantritt plötzlich eine Art von begrüßenswerter Kulturrevolution zu entdecken glaubte – allerdings nur für kurze Zeit. Klaus Mann hat ihm damals geantwortet.

Nach der Darstellung der Elsner lebt also ein Dissident in Saus und Braus (vgl. Benn) (*kürbiskern* S. 42), dazu ist er noch Sodomit oder sonstwie abartig (wie im *Stürmer*, als es gegen die Juden ging), er ist aus reinem Karrierismus auf Ausbürgerung erpicht, er hat sie gar „angezettelt“ – als wäre Ausbürgerung, welcher Staat sie auch verfügt, nicht die scheußlichste Form der Beförderung eines „andersdenkenden“ Menschen zur Unperson. Ein Dissident nimmt natürlich an einer „gegen die Regierung seines Heimatlandes gerichteten Diffamierungskampagne“ teil (S. 41). (Wieso übrigens Heimatland? Man hat ihn ja, normalerweise, herausgeschmissen.) Im Fluchland findet er natürlich sofort Gönner und Förderer, laut Elsner, die ihm ein feines Leben sichern usw.

Nein, die speicheltriefende, haßhysterische „Satire“ der Elsner trifft ja nicht einmal auf Ludek Pachman zu.

Von der Existenz eines Dissidenten, der ja immerhin ein Ausgestoßener, ein Flüchtling ist, hat die Elsner auch nicht den Schimmer einer blassen Ahnung, so, wenn sie treuherzig schreibt: „Weil Sühnlchen in seinem Heimatland als Staatsfeind galt, war er hierzulande als Freiheitskämpfer gefeiert worden“ (S. 41). Trotz ihrer offenbar totalen politischen Unbedarftheit und Ahnungslosigkeit sollte sie doch, bevor sie die Feder spitzt, erst mal gründlich untersuchen, wie das mit dem „Staatsfeind“ (ein Epitet *aller* totalitären Staaten) zusammenhängt.

Die Elsner ist sogar so geschmacklos, daß sie den von einem Doktor Goebels erfundenen nazideutschen Ausdruck „Greuelmärchen“ verwendet (S. 42). Daß sich hinter diesem Lügenbegriff alle blutigen Greuel der Konzentrationslager verstecken, hat sie offenbar nie begriffen. (Kann ein Autor eigentlich so saudumm sein – oder so niederträchtig?) Daß „Dissident Sühn-

chen“ auch noch beleibt und krummbeinig ist, und, wie gesagt, abartig (S. 43), gehört ja ganz zum Repertoire des „Stürmer“-Stils. Wie ein Autor 40 Jahre nach der Nazizeit eine solche „Satire“ schreiben kann, und dann noch gedruckt bekommt statt in den Papierkorb, ist mir unfassbar.

Ich habe selbst bereits am 17. März 1933 als politischer Flüchtling (jüdischen Glaubens oder Unglaubens, ich bin Agnostiker) Nazi-Deutschland verlassen. Nachdem ich den Artikel der Elsner gelesen hatte, wurde mir speiübel, und ich mußte daran denken, was nach Zeugenberichten der Maler Max Liebermann geäußert hat, nachdem er, nahe seiner Wohnung, am 30. Januar 1933 die braunen Horden durchs Brandenburger Tor in Berlin hatte marschieren sehen: – Einem kann gar nicht so viel schlecht sein, wie man kotzen möchte. Vergessen Sie nicht, verehrte *kürbiskern*-Redaktion, daß es Rosa Luxemburg war, die geschrieben hat: – Freiheit muß immer auch bedeuten: Freiheit für Andersdenkende.

Ich habe mich darüber gefreut, daß der *kürbiskern* meinen Aufsatz über Klabund publiziert hat. Aber ich möchte fürder nicht mehr auf der Arena des *kürbiskern* auftreten.

Mit (dennoch) freundlichen Grüßen

Günter Dallmann, Journalist und Publizist

Wolfratshausen, 12. April 1984

Sehr geehrter Günter Dallmann,

Ihr Brief vom 1. März 1984 kann uns nicht gleichgültig lassen. Sie erheben darin gegenüber Gisela Elsner und unserer Redaktion massive Vorwürfe. Die Art der Vorwürfe deckt sich mit denen, die uns seit langem als die schlimmste Demagogie der Nachkriegszeit geläufig sind und wonach links gleich rechts, Kommunismus und Sozialismus gleich Faschismus zu gelten haben. Da das wohl nicht in Ihrer Absicht liegt, schmerzt das um so mehr. Ihr Entsetzen kommt aus tiefer, persönlicher Betroffenheit. Erlauben Sie mir deshalb, Ihnen ausführlich zu antworten. Ich verbinde damit die Hoffnung, daß wir uns vielleicht dann besser verstehen. (Mein Brief erfolgt in Kenntnis und Übereinstimmung mit den Redaktionskollegen Oskar Neumann und Klaus Konjatzky.)

Jeder Jahrgang der Zeitschrift *kürbiskern* enthält Beiträge zu dem Thema, das 1945 in den Gelöbnissen von Buchenwald, Dachau, Sachsenhausen zum Ausdruck kam: Nie wieder Faschismus, nie wieder Krieg. Wie wir das tun, da mag es schon Differenzen geben; daß wir uns anstrengen, muß nicht immer von anderen, die ähnliches anstreben, eingesehen werden. Aber es bleibt – gegenwärtig mehr denn je – der wichtigste Maßstab unseres Denkens und Tuns.

Sie werden auch keinen einzigen Roman oder Essay, keine literarische oder politische Äußerung von Gisela Elsner nennen können, die nicht im Kern vom Entsetzen über den Faschismus und seine Folgen ausgehen, die nicht vom Bestreben bestimmt sind, allem auf die Spur zu kommen, was auch nur entfernt zu den Ursachen des Faschismus – insbesondere in seiner nazistischen Gestalt – hinführt oder hinführen könnte. Gisela Elsner zeigte dies bereits in ihrem ersten großen Roman „Die Riesenzwerge“, worin schon wesentliche Merkmale ihrer literarischen Eigenart zum Ausdruck kamen: Gesellschaftliche und individuelle Schwächen im Leben unseres Landes, in Ge-

genwart und Geschichte, so zu überzeichnen, daß sie nicht übersehen werden können. Ihre Identität für das Groteske und die Satire ist kein Spiel, sie entwickelt dabei eine Meisterschaft beim Entlarven von Masken und Rollen, seien diese auch noch so vorteilhaft dargeboten. Wer so überzeichnet, will treffen. Einem solchen Blick entgeht kaum etwas, was sich in der Gesellschaft heuchlerisch und selbstgerecht gibt. Suchen Sie darin nach Mitleid oder Verständnis, Sie werden sich vergeblich abmühen. Dem Blick für die verschleierte Bösartigkeit von Zuständen, die als bislang höchste Errungenschaft der deutschen Geschichte ausgegeben werden – sie wird als freiheitlich-demokratische Grundordnung so beweihräuchert wie einst das gottgelobte wilhelminische Kaiserreich –, kann auch nicht das entgehen, was seit geraumer Zeit unter dem Etikett „Dissident“ vermarktet wird und was sogenannte Dissidenten geradezu vergötzen. Und wer treffen will, der zerfetzt etliche liebgewonnene Bewertungen.

Gewiß hat jeder von uns seine Lesart der Elsnerschen Prosa, also auch des Romanauszugs mit der Überschrift „Der Dissident“, auf den Sie sich beziehen. Im Grundsätzlichen stehen wir noch immer zu der Entscheidung, diesen Auszug zu veröffentlichen. In bestimmter Weise haben Sie uns gezwungen, noch genauer darüber nachzudenken, warum selbst das isoliert dastehende Prosastück aus dem Roman „Die Zählung“, der vor kurzem bei Rowohlt erschienen ist, so gelesen werden kann, wie das viele Leser des Romans tun, nämlich als eine glanzvolle Satire über bestimmte Zustände im gegenwärtigen Leben unseres Landes. (Auch der bekannte Kritiker Heinrich Vormweg wertet das so in der Rezension, die ich in der heutigen „Süddeutschen Zeitung“ gelesen habe und die ich Ihnen mitschicke; schließlich gehört Vormweg zu den entschiedenen Kritikern der real-sozialistischen Länder, ohne die Elsners Prototyp des Dissidenten nicht denkbar gewesen wäre, „der aus seinem wirkungsvoll gehätschelten Antikommunismus ein einträgliches Geschäft gemacht hat“, wie Vormweg bestätigt.) Sie aber vergleichen Elsners Sprache mit der in Gottfried Benns Schmähchrift der Emigranten, ja mit der von Goebbels. Sie gehen sogar so weit zu unterstellen, daß „Elsners Elaborat gut in solchen Kloaken“ wie die des *Stürmers* oder des *Schwarzen Korps* hätte erscheinen können, weil Sie offenbar, aus der Betroffenheit heraus, an die Stelle von „Dissident“ die Bezeichnungen „jüdische Emigranten oder Flüchtlinge aus Deutschland“ setzen. Die Unterstellung ist auch nicht abgeschwächt, wenn Sie von umgekehrten Vorzeichen sprechen.

Die Berufung auf das „Wörterbuch des Unmenschen“ hat uns nach dem Krieg ständig daran erinnert, wieviel Sorgfalt und Genauigkeit wir aufbringen müssen, wenn wir mit Sprache bewerten, und Sprache ohne Bewertung gibt es nicht. Andererseits genügt es nicht zu sagen, die Verwendung von gleichen oder ähnlichen Wörtern sei identisch mit der Gesinnung der Unmenschlichkeit. Schließlich sollt ihr sie nicht nur an den Worten sondern vor allem an den Taten erkennen, und Worte haben damals wie heute dazu gedient, die Handlungen und die Ziele von Handlungen zu verschleiern.

Die Zusammenhänge und die Tatsachen entscheiden darüber, ob ein Wort das gleiche meint. So ist „Greuelmärchen“ viel älter als Goebbels; das gilt für alle Beispiele, die Sie nennen. Von Spezialisten der psychologischen Kriegführung wurden „Greuelmärchen“ im ersten Weltkrieg in Umlauf gebracht, als sich die imperialistischen Kriegsparteien gegenseitig der unsinnigsten Greuel bezichtigten, um auf diese Weise Millionen von Zivilisten und Soldaten gegeneinander aufzuheizen und aufeinanderzuhetzen. Das hat Goebbels – wie so vieles andere – nicht erfunden, sondern dank neuer Techniken der

Information und Desinformation perfektioniert. Vor allem gelang es ihm in Deutschland, tatsächlich Greuel als Märchen zu denunzieren, er funktionierte die alten Lügen der imperialistischen Kriegsparteien um, so daß viele gar nichts mehr glaubten.

Wenn Sie Gottfried Benns Ansprache an die Emigranten heranziehen, weil Sie darin ein Muster der Sprache bei Gisela Elsner zu entdecken glauben, übersehen Sie da nicht ebenfalls einen wesentlichen politischen und stilistischen Unterschied? Ich weiche nicht auf Formalismus aus, denn ich will selbstverständlich auf die Emigranten zu sprechen kommen, die Sie da wie dort als Angegriffene sehen – also auf die höchst aktuelle Frage, ob die Emigranten aus dem Deutschland der Nazis etwa mit dem Aus- und Umsiedlern der sozialistischen Staaten gleichzusetzen sind. Genauer gesagt, ob aus dieser angeblichen Gleichheit der Rückschluß gezogen werden soll, wonach die sozialistischen Staaten mit Nazi-Deutschland gleichgesetzt werden. Das war und bleibt die Ideologie des Kalten Krieges, die mit Hilfe der Demagogie vom Totalitarismus die alten Rollen neu verteilt und wo dem Antikommunismus die Funktion des Antifaschismus zugewiesen wird. Natürlich samt und sonders im Namen der Befreiung. Die Deutschen, die gegen Sowjetrußland in den Krieg zogen, glaubten übrigens auch an eine Mission der Befreiung. Benns Rede vor den Mikrofonen des reichsdeutschen Rundfunks strotzt vor Heuchelei. Der Dichter, der sonst so penibel beim Gebrauch seiner Stilmittel war und der viel lieber „Stil über alles“ als „Deutschland über alles“ gerufen hatte, diente sich Goebbels mit einer Rede an, die erkennen läßt, daß der Verfasser log, bewußt log – über das Leben in der Emigration und über die Zustände im Reich, wo damals, da Benn so redete, die ersten Konzentrationslager eingerichtet wurden – auch für die von ihm Verhöhnerten, denn er wußte wohl, daß man sie dort eingeliefert hätte, wären sie seinen Lockrufen gefolgt. Elsners Prosastück ist weder eine Rede der Lüge noch eine Geste des Gefallens. Die können Sie täglich in den Medien lesen und hören: Für Heuchelei wird man heute so belohnt wie damals Benn belohnt worden ist. Benn war bequem. Elsner ist unbequem. Ihre Sprache läuft den Klischees zuwider, sie ist voller Satire und böser, bitterer Klage. Ihr „Dissident“ ist überzeichnet wie die Gesellschaft, in der er verkehrt. Was ist das für eine Gesellschaft? Doch wohl eine Gesellschaft, in der Betrug und Geschäftemacherei mit jedem und allem an der Tagesordnung sind und hoch dotiert werden. Sühnehmens Perversion ist ein Spiegel von Perversion. Der Held, ein hausgemachter Autor mit hochfliegenden Plänen, wird von seiner ehrgeizigen Ehefrau ruiniert, sie macht ihn lächerlich und entmannt ihn. Er wird ihr gefügig wie ein Neutrum. Das paßt doch überhaupt in keines der gängigen Klischees.

Und doch spiegelt sich darin etwas Allgemeines. Der Ruin des einen wird zum Triumph des anderen. Glück und Genugtuung gibt es nur als Ausbeutung. Und dies alles im Verhältnis, das sonst als der sicherste Hort des Familienministers Geißler und anderer zynischer Sonntagsredner ausgegeben wird. Alle Figuren werden von einem über ihnen und zwischen ihnen herrschenden Zwang um Einfluß und Geld geprägt, weil es sich unter solchen Zuständen offenbar nicht anders leben und überleben läßt. In diesem Kontext eines Lebens, wo alles doppelt verläuft, vom Doppelbeschluß bis zum Doppelbeschluß, steht der „Dissident“, der sich den Regeln geschickt anpaßt, er kann sich ihnen genauso wenig entziehen wie die anderen; er nutzt seine Masche, Maske und Rolle in dem ihm zugewiesenen Part.

Ändert sich dieses Bild, wenn man lediglich den Auszug kennt, den wir veröffentlichten und auf den Sie sich berufen? Verlassen wir den Schauplatz des

Romans und fragen also nach den Bezügen der Geschichte, die Sie herstellen; fragen wir nach den von Ihnen gezogenen Parallelen zwischen den Emigranten aus Nazideutschland und den sogenannten Dissidenten. Warum sogenannte Dissidenten? Mich ärgert der Begriff seit langem, wie jeder Begriff, unter dem man sich beliebige Personen, Meinungen und Sachen vorstellen kann. Der Begriff eignet sich vorzüglich zum Verschleiern von Personen, Gruppen und Meinungen.

Der Begriff ist alt. Eingeführt beim Warschauer Religionsfrieden von 1573 (Pax dissidentium) sollte er den Frieden zwischen Katholiken auf der einen, Lutheranern, Reformierten und Böhmisches Brüdern auf der anderen Seite garantieren. Das meinte also im Grunde das Gegenteil von dem, was heute Dissidenten anstellen sollen. Damals galt es, Kriege zwischen den Anhängern der Reformation und denen der Papisten zu verhindern – durch Anerkennung der Andersgläubigen. (Daß dies nicht funktionierte, ist ein anderes Kapitel, das weniger mit Glauben als mit Interessen zu tun hat.) Heute werden die „Andersdenkenden“ zum Anheizen der Konfrontation gegen die sozialistischen Länder benutzt. Auch die Nazis hatten ihre Dissidenten, in Gestalt von Verbündeten und Feinden. (Auf die Verbündeten komme ich später zurück.) Wer keiner Konfession angehörte und sich weigerte, die „neue Weltanschauung“ als seinen „Glauben“ anzugeben, mußte in den dafür vorgesehenen Spalten amtlicher Formulare die Bezeichnung „Dissident“ eintragen – das war wie der Winkel auf dem Drillich von KZ-Häftlingen. Jeder Beamte wußte sofort, daß es sich hier um einen „Feind“ handelte.

Eine Neuauflage erfuhr das Wort vor etwa fünfzehn Jahren in den Propagandazentralen von Washington, die unentwegt daran arbeiten, die Totalitarismasmusmasche zu bedienen und damit – unter Verwendung neuer Rezepte – an die alte Stoßrichtung des Faschismus anknüpfen. Geprägt als Etikett für „Andersdenkende“, sollte nun der Dissident im Osten etwas Negatives und im Westen etwas Positives sein. Angestiftet als Sammelbegriff für Personen und Gruppen, die unter Umständen gar nichts miteinander zu tun haben oder zu tun haben wollen, verpaßt man auf diese Weise Kritikern und Oppositionellen des Sozialismus den Namen und die Identität. Mit einem ungeheuren Aufwand an Publizität gelang es, schon in den 70er Jahren, die positiven Entwicklungen der Entspannungspolitik in den Hintergrund zu drängen und statt dessen die „Verfolgung der Andersdenkenden“ in den Vordergrund der veröffentlichten Meinung zu rücken. Die Verschwommenheit des Wortes hatte mehrere Vorteile. Sie beförderte eine bequeme Position der bloßen Nonkonformität unter der Intelligenz, was häufig zu einer völligen Verkennung der politischen und weltanschaulichen Positionen sogenannter Dissidenten führte. Zugleich behinderte das auch die kritische Auseinandersetzung zur Verbesserung des Sozialismus, wo sich Bürokraten nötigen Veränderungen sperren. Und wenn dann der eine oder andere Linke bei uns, meist aus begreiflichem Zorn über die blauäugige Bewunderung des Westens, das Wort „Dissi“ wie einen Fluch gebrauchte, so kann das leicht auf ihn selbst zurückgeschlagen: Es ist dann nur ein kleiner Schritt bis zum Unwillen gegenüber wirksamer Selbstkritik, ohne die jede demokratische Bewegung verkrustet. Welche schlimmen Folgen das haben kann, dafür gibt es in der Geschichte der gesamten Arbeiterbewegung genug Beispiele.

Vielleicht sind Sie jetzt schon ungeduldig, aber ich denke, wir werden uns nicht verstehen können, wenn wir es versäumen, präzise zu klären, worauf wir uns berufen, wenn wir von so verschwommenen Etikettierungen wie „Dissident“ reden.

Lassen Sie mich das an dieser Stelle noch mit einem Zitat verdeutlichen, das älteren Datums ist. Es handelt sich um eine Äußerung des sowjetischen Schriftstellers Konstantin Simonow in dem bekannten Brief „Offenheit gegen Offenheit“, mit dem er Alfred Andersch auf dessen „öffentlichen Brief an einen sowjetischen Schriftsteller, das Überholte betreffend“ geantwortet hat. (Ich habe den Briefwechsel angeregt und in dem Band „Es gibt kein fremdes Leid. Briefe und Essays zu Krieg und Frieden“, Schwiftinger Galerie-Verlag 1981, herausgegeben.) In beiden Briefen, die 1976 und 1977 entstanden sind, ist über „Dissidenten“ nachzulesen. Beide Verfasser relativierten das Etikett ziemlich gelassen. Alfred Andersch unterstrich – was selbstverständlich sein müßte –, daß derartige Verallgemeinerungen wenig besagen: „Auch einige andere Werke jenes Kreises, den wir im Westen uns angewöhnt haben, die Literatur der Dissidenten zu nennen, scheinen mir von hohem Rang zu sein; die Bücher der Tschukowskaja etwa. Sie sind kritisch, aber nichts in ihnen schadet – in meinen Augen – jenem abstrakten Wert, den vielleicht manche Leute bei Ihnen als das ‚Ansehen der Sowjetunion‘ bezeichnen.“

Natürlich bringt uns das sofort auf die Frage, woran es liegt, daß manche, fürs Veröffentlichen von Werken zuständige Instanzen in den sozialistischen Staaten kritische Schriftsteller nur zögerlich an heikle Themen heranlassen und oft verspätet die Darstellung bestimmter Stoffe und Themen hinnahmen, bisweilen erst dann, wenn die Gegner des Sozialismus die Wiesen schon abgegrast hatten. Vielleicht liegt auf diesem Gebiet der Tabuisierung, zu allem Überfluß noch im Namen der guten Sache, mit ein Grund fürs Entstehen von sogenanntem Dissidententum. Woran liegt das? An der, auch vom Sozialismus nur teilweise zurückgedrängten Neigung, die eigenen Fehler und Schwächen zu bagatellisieren oder gar zu verbergen? Ruft das nicht das Dilemma hervor, öffentlich anders zu reden als privat? Und so beginnt dann der Streit um die Spielräume. Der eigenen veröffentlichten Meinung glaubt man immer weniger und man fragt, wo man mehr lügen müsse, um zu leben oder überleben zu können usw. Die Beschäftigung erinnert an Dostojewskis Mann „im Untergrund“. In wie viele Sackgassen verrennen sich dann Leute von drüben, die in ihren Untergründen tatsächlich glauben, die kapitalistische Konkurrenz würde mehr Freiheit erlauben – und so vergessen sie darüber die Sache, die Simonow in seiner Antwort an Andersch so beschrieb:

„Was nun die sogenannten Dissidenten betrifft, so bin ich mit Ihnen einverstanden. Selbstverständlich kann man nicht alle Menschen über einen Kamm scheren, wie man auch nicht alle Schuhe auf einen Leisten spannt. Unter ihnen gibt es verschiedene Menschen, augenscheinlich auch solche, die nicht sofort und bis ins letzte darüber im klaren sind, wem sie dienen. Doch soviel ich bemerken konnte, geht der Prozeß dieser Erkenntnis in den letzten Jahren gewöhnlich ziemlich schnell vonstatten. In jedem Fall nimmt das politische Strip-tease, das Solschenizyn eröffnet hat, in der letzten Zeit einen immer hektischeren Charakter an. Und ich denke, daß das nicht schlecht ist: In der Wahrheit, auch wenn es eine schmählische, doch dabei nackte Wahrheit ist, liegt eben die endgültige Gewißheit, die früher oder später einem immer größeren Kreis nüchtern denkender Menschen im Westen hilft, für jene, die diesen Strip-tease veranstalten, das Wort zu finden, das ihre Beschäftigung genauer definiert als das Wort Dissident.“

Das Wesentliche an diesem ganzen Strip-tease, was völlige Bestimmtheit in der Beurteilung erfordert, ist das Bestreben, einen Zusammenstoß zwischen unserem Land und dem Westen herbeizuführen, und dies mit allen Mitteln

und zu jedem Preis, selbst um den schrecklichen Preis, wie es die direkte Drohung mit Gewalt und letzten Endes mit Waffengewalt darstellt.“

Solschenizyn hat sich dieser Tage wieder zu Wort gemeldet und daran erinnert, was für ihn das Wichtigste ist. Als er noch in Moskau lebte, haben die meisten weggehört; er galt ja als „Dissident“, als „Andersdenkender“, als „Opfer“. Schon damals lobte er aber den Krieg gegen Vietnam und den Putsch gegen die Regierung Allende in Chile. Jetzt beklatschte er aus seinem Haus in Vermont die Besetzung Grenadas und verhöhnt im nachhinein John F. Kennedy, der „das hätte tun sollen, als Castro in Kuba an die Macht drängte...“ Also Krieg. Für den späten Schwarzhundertschaftler Solschenizyn – so hießen die Vorläufer des Faschismus im Rußland Gorkis, die Organisatoren der antisozialistischen und antisemitischen Pogrome, aus deren Mitte die berühmte Fälschung von der „Verschwörung der Weisen von Zion“ stammte, auf die dann Hitler Anfang der 20er Jahre zurückgriff, – für den großwahnwitzigen Schwarzhundertschaftler Solschenizyn ist alles recht, was den Sozialismus ausrottet. Muß man sich nicht wundern, warum bis heute sein großzügiger deutscher Förderer – Heinrich Böll – dazu schweigt?

Dagegen ist der deutsche Typus, den Gisela Elsner dargestellt hat, vergleichsweise harmlos. Als Prototyp teilt er indessen mit Solschenizyn die Grundlage seiner Existenz: Geschäftemachen um jeden Preis. Vielleicht erfährt einmal die Öffentlichkeit, was in der Schweiz schon die Spatzen von den Dächern der Züricher und Basler Anwaltskanzleien pfeifen, wie A.S. von Moskau aus die Aktienpakete anhäufte – Karikaturen von George Grosz erscheinen dagegen als Idylle. Er hielt es ja auch nicht lange bei den Eidgenossen aus.

Es gibt gegenwärtig Leute bei uns, die den äußeren Status Emigrant beanspruchen, die jedoch gar nichts mit den Emigranten zu tun haben, die damals aus Deutschland fliehen mußten, um ihr Leben in Sicherheit zu bringen; oder die dann in unserer Zeit aus Chile, aus Uruguay, aus Paraguay, aus Südafrika und der Türkei entkommen oder freigekämpft werden konnten. Jene Leute haben eher Gemeinsamkeiten mit den Immigranten, die nach der Oktoberrevolution nach Deutschland kamen, um von dort aus gegen den ersten sozialistischen Staat, gegen Sozialismus und Kommunismus zu kämpfen. Das waren nicht wenige, sie hätten Ihnen und anderen keinen Schutz gewährt. In deren Augen war das „kommunistische Gesindel“... Die letzte Etappe war dann schon die von 1941, als unter den Armeen, mit denen Hitlerdeutschland die UdSSR überfiel, keine europäische Nation fehlte, die nicht ihre freiwilligen Einheiten gestellt hätte. Jahrelang wurde das vorbereitet, denn bekanntlich muß erst der Kopf schießen, bevor einer Hand anlegt.

Unter den damaligen Immigranten gab es gewiß welche, die das später bereuten und sich furchtbar getäuscht sahen. Es war dann leider schon zu spät. Mein erster Doktorvater gehörte zu ihnen – der Philosoph und Publizist Fedor Stepun, dem Anatoli Lunatscharski Anfang der 20er Jahre vorgeschlagen hatte, die geistesgeschichtlichen Reden gegen den Bolschewismus in Deutschland zu halten...

In die furchtbarste Lage gerieten allerdings nicht so brillante Aristokraten und Geistesgeschichtler wie Stepun, sondern Kommunisten und Sozialisten, die der Verfolgung durch die Nazis entkommen konnten, um dann in die Repressionsmaschine der Stalinschen „Säuberungen“ zu geraten und gegebenenfalls sogar an Nazideutschland ausgeliefert zu werden. Bis heute gehört meine größte Bewunderung der charakterlichen und politischen Standfestigkeit jener Menschen, die sich dann nicht von Haß leiten ließen und ihren Prinzi-

pian treublieben. Ist das heute, wo es keine Repressalien à la Stalin gibt, anders zu sehen?

Es gab doch auch damals den Typus, der alles beklatschte, was der Ausrottung des Sozialismus diene. Es gab den General Wlassow, der noch in der Winterschlacht von Moskau eine sowjetische Division befehligte. Und es gab die zahllosen Mitarbeiter und Angehörigen der SS, des Propagandaministeriums von Goebbels, der Fremden Heere Ost, die in den 30er Jahren mit dem Status des damaligen Dissidententums – nunmehr schon als Verbündete – begonnen hatten.

Diesen Typus gibt es wieder – seit Truman. Und verstärkt gibt es ihn seit Reagan. Solche Figuren weigern sich nicht nur, gegen den menschenheitsgefährdenden Kriegskurs der Reagan-Administration zu protestieren, sie bejubeln das und bedienen die Propagandamaschine des Hasses und der Illusion, es gäbe einen gewinnbaren und begrenzten Atomkrieg. Sie betreiben das, was man von ihnen erwartet, bis man sie wegwirft. Kein Geringerer als George F. Kennan hat davor in seinen Memoiren so nachhaltig gewarnt.

Gisela Elsner trifft mit ihrem Dissidenten keineswegs die ins Unglück Geratenen. Sie kann sie auch nicht verhöhnen. Sie verhöhnen die linke Opposition in unserem Land und auch das Los der deutschen Emigranten nach 1933. Die deutschen Emigranten waren in ihrer Heimat mit dem Leben bedroht. Sie erwartete keine Springer-Presse, wohin sie flüchteten. Sie wurden häufig interniert und erst dann freigelassen, als die Wende bei Stalingrad eintrat. Sie wurden auch nicht mit Preisen überschüttet wie manche „Dissidenten-Stars“. Nennen wir doch Namen: Reiner Kunze. Zu der Zeit, da bundesdeutsche Schriftsteller als „Ratten und Schmeißfliegen“ diffamiert worden sind, da zierte sich Herr Kunze mit vier Preisen und den entsprechenden Empfängen bei der CSU. Preise und Anerkennung seien ihm wahrlich gönnt, doch warum kam nicht ein Wort der Solidarität mit den Diffamierten? Im Gegensatz dazu hatte er diese Solidarität etwa von Bernt Engelmann und anderen erhalten, als er noch drüben war. Und wo setzt sich denn Herr Kopelew für die bedrängten Schriftsteller unserer Republik ein? Nein, da ist ein Doppelspiel im Gange. Drüben spielt man den Unbequemen, weil man sich der gesamten Medienmafia im Westen sicher ist, die jeden Ton vervielfältigt. Man umgibt sich mit dem Heiligenschein der ewig Opponierenden gegen jedwede Macht. Kaum angekommen, bedienen sie untertänigst die Mächtigen dieses Landes.

Es gibt noch einen Unterschied zu den antifaschistischen Emigranten. Heinrich Mann und Bert Brecht wären in Deutschland nicht nur umgebracht worden, im reichen Amerika, das sie aufnahm, hungerten sie und waren meist arbeitslos, während die Liste reichlich mittelmäßiger Autoren lang ist, die sich mit dem Etikett Dissident andienen. Aus diesem Grund und aus keinem anderen verteidigte Stephan Hermlin zu Recht den Anspruch der Antifaschisten auf das, was Brecht in den „Flüchtlingsgesprächen“ schildert. Daran hat sich nichts geändert. Und wer die Situation in der Türkei und Polen, in Chile und Kuba, in Südafrika und der Sowjetunion gleichsetzt, der will offenbar den Unterschied nicht sehen – auch in der Verletzung von Bürger- und Menschenrechten.

Nein, wir dürfen alle nie aufhören, genau hinzusehen. Der Markt hierzulande ist hart und erbarmungslos. Er zwingt zu einer Konkurrenz, die ein Verhalten hervorruft, das dem Verhalten von Elsners Figur Sühnchen beängstigend nahekommt. Das betrifft auch die Verzweifelten, die von drüben mit einem Sack voller Illusionen hierherkommen und vielleicht glauben, sie kämen

in den Genuß der wenigen, die es tatsächlich noch schaffen. Für die meisten ist das wie beim Lotto: Man spielt und spielt und gerät am Ende in eine lange Schlange, wo das Elend und kein Preis wartet. Das ist furchtbar, denn auch Illusionen sind grausam. Schon aus diesem Grund ist es verdienstvoll, den antikommunistischen Geschäftemacher der Lächerlichkeit preiszugeben und damit die längst fällige Entlarvung der Dissidenten-Larmoyanz anzufangen. Genau das leistet Gisela Elsner mit Sühnchen.

Keine Emigration ist schön, das ist wahr. Sie mögen verlangen, daß auch zu verstehen sei, warum sich Menschen so verkaufen und andienen.

Vielleicht könnten wir die Frage eher beurteilen, wenn die sozialistischen Staaten ebensoviel Preise und Publicity für die hiesigen „Dissidenten“ bereitstellten, was sie nicht tun oder nicht tun können. Doch schon hier zögere ich, den Faden weiterzuspinnen. Wer sich bei uns in der Friedensbewegung zusammengefunden hat und als von Moskau gesteuert verleumdet wird, wollte das gar nicht haben. Und wo der Sozialismus den Opportunismus und die Karrieresucht fördert, hört er bald auf, Sozialismus zu sein.

Zu fragen wäre noch nach den Ursachen des Elends, das mit den Emigrationen und Migrationen im 20. Jahrhundert zusammenhängt. Das betrifft in viel härterem Maß die „Gastarbeiter“, die Emigranten aus der Türkei, aus Griechenland, Italien und Jugoslawien, aus Spanien und Portugal – aus Ländern mit Massenarbeitslosigkeit. Doch nicht einmal dieses Elend bewegt den Dissidenten-Star, wie ihn Elsner schildert. Sie werden vergeblich bei ihm nach Äußerungen der Solidarität mit Arbeitslosen oder Asylanten suchen. Wer sich daran beteiligt, macht nicht viel Aufhebens wie etwa Paul Schuster, der Rumänendeutsche, der es unter dem Conducator nicht mehr ausgehalten hat, aber nicht in den Genuß der großen Publicity geriet, weil er das so nicht wollte. Und was geschieht dann mit der Literatur? Sie findet kaum Aufmerksamkeit. Oder haben Sie von der fesselnden Familiensaga „5 Liter Zuika“ gehört, die Schuster geschrieben hat (Edition der 2, 1975)?

Wann haben je Fehler und Rückschläge den zügellosen Haß rechtfertigen können? Und den Zynismus, der darin besteht, das zu sagen, was man von einem erwartet, damit man ja im Geschäft bleibt? (Den es leider nicht nur im Kapitalismus gab und gibt.) Daß nur eine Handvoll zur Million des Mister-Gospodin Solschenizyn kommt und sich immer noch genug Leute um die ersten Plätze von Springers Gnaden und anderer bewerben, die sie locken und verführen, macht die Sache sinister und grotesk. Das muß doch zur Satire herausfordern, nicht zuletzt im Namen derer, die sich verrennen und, erst verblendet, ins Elend stürzen. Ist es deshalb nicht höchste Zeit, zwischen den Ausbeutern und Ausgebeuteten zu unterscheiden, gleich, woher sie kommen? Wir müssen Schluß machen mit den Vorstellungen vom Schlaraffenland „Bunzrepublik“. Die Literatur kann da nur einen Teil der Aufklärung bringen, doch Aufklärung und nicht das Gejammer falschen Mitleids verhilft vielleicht noch manchem, der glaubt, er fände hier alles, was ihm anderswo fehlt. Die Vorstellung, die in den sozialistischen Staaten vom Leben in der „Bundes“ kursieren, erinnern mich an die Träumereien vieler Deutscher von Amerika in den ersten Nachkriegsjahren. Die Folge davon war und bleibt das traurige Lied der Ernüchterung und der ungezählten kleinen Tragödien. Man verliert den Blick für die realen Probleme des eigenen Landes und der Welt. Eine der schonungslosesten Darstellungen darüber fand ich in dem Buch des in New York gestrandeten ehemaligen Stiljaga und späteren Dissidenten Edward Limonow, das 1982 bei Scherz unter dem Titel „Fuck off, Amerika“ erschienen ist. Das Buch wurde hier kaum beachtet, es paßte auch nicht in gän-

gige Klischees des Literaturbetriebs. Die aufregendste Reaktion kam, wie mir schien, aus Moskau – von Jewtuschenko, in seinem Poem „Mutter und die Neutronenbombe“. Lesen Sie die beiden Werke, die Beichte in Prosa von Edik Limonow und die Warnung an die Welt im Poem von Shenja Jewtuschenko, dann können Sie das Zeug vergessen, das – mit Ausnahme der Elsner – bei uns zum Thema „Dissidenten“ erschienen ist.

Wir würden uns freuen, wenn Sie, lieber Günter Dallmann, Ihr erstes Entsetzen verlören und die Zeichen der Gleichheit zwischen den Emigranten aus Nazideutschland und den heutigen Dissidenten aufheben könnten. Wir halten eine Differenzierung für nötig und wollen deshalb beide Briefe im nächsten *kürbiskern* veröffentlichen. Lassen Sie uns also versuchen, das Gespräch fortzusetzen.

Mit freundlichen Grüßen und guten Wünschen von Ihrem
Friedrich Hitzer

Stockholm, 4. 5. 1984

Sehr geehrter Dr. Hitzer,
es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie meinem Brief vom 1. März eine so ausführliche Antwort gewidmet haben – ein ganzes historisches Exposé. Aber ich fürchte, bei Ihren Auffassungen von Sozialismus und Sowjetunion wird es schwer halten, *on speaking terms* zu kommen. Sie gehen auch kaum auf meinen Vorwurf ein, daß der im *kürbiskern* abgedruckte Auszug aus Gisela Elsners Roman nicht nur ein pogromistischer Schlag unter die Gürtellinie und politisch abgrundtief dumm, sondern auch literarisch talentlos ist. Auch die Besprechung von Heinrich Vormweg in der *SZ* hat mich nicht vom Gegenteil überzeugen können. Er paßt allerdings in die Landschaft des *kürbiskern*.

Von welchem Sozialismus, welcher Sowjetunion sprechen Sie eigentlich? Den und die man mal erträumt hat? Sind nicht seit 1917 bald siebzig Jahre verflossen? Sie scheinen damit zufrieden zu sein, daß Stalin tot ist. Aber der Stalinismus ist kein abgeschlossenes Kapitel. Haben Sie etwa das Buch von Michael S. Voslensky: *Nomenklatura* nicht gelesen? Dann haben Sie einen Nachholbedarf. Wo sind die Sowjets in der SU? Durch die Nomenklatura ersetzt. Was ist das für ein die Menschen- und Bürgerrechte verachtender „Sozialismus“, der im gesamten Ostblock installiert ist? Wie steht es mit dem Fall Sacharow? Usw.

Wie wäre es, wenn der *kürbiskern* mal eine Kampagne zur sofortigen Freilassung der zigtausend in der SU inhaftierten politischen Gefangenen inkl. der in den psychiatrischen Kliniken Zwangsbehandelten in Gang setzen würde? Die Andersdenkenden, vor denen Sie offenbar ebenso wenig Achtung haben wie die unbedarfte Gisela Elsner, werden in der SU zu Arbeitslager „mit strengem Regime“ verurteilt; als wäre schon ein mildes Regime mit dem Sozialismus vereinbar. Der sadistische Zusatz „mit strengem Regime“ erinnert mich an die Praxis eines Freislers beim „Volksgerichtshof“. Es gibt nämlich sehr wohl Affinitäten zwischen Ns. und dem im Ostblock praktizierten „Sozialismus“.

Arbeiterbewegung und Sozialismus sind für mich keine angelernten Begriffe; ich habe dort vom jugendlichen Alter an gedient – inzwischen allerdings meine Illusionen verloren und zweifle auch an den Möglichkeiten eines „Demo-

kratischen Sozialismus“. (Über den Abweg von Solschenizyn und die USA-Katastrophe, die unter dem Namen Reagan wirkt, sind wir uns einig. Zur „Bunzrepublik“ habe ich ein kritisches Verhältnis, aber dort kann der *kürbiskern* unzensuriert erscheinen, sie ist „das kleinere Übel“.)

A propos Elsners Elaborat im *kürbiskern*: es ist auch nicht so, daß ich für Satire kein Verständnis hätte. (Ich bin übrigens dankenswerterweise in dem 1981 im Röderberg-Verlag Frankfurt a. M. erschienenen Band 5 von „Kunst und Literatur im antifaschistischen Exil 1933 bis 1945“ als Satiriker notiert.) Aber Elsners Dissidentenschmus ist keine Satire, das ist Totschlag an der Satire.

Sie schreiben mir, daß der *kürbiskern* meinen Brief und Ihre Antwort publizieren wird. Das soll mir recht sein. Ich setze voraus, daß Sie mir das betreffende Heft schicken werden, da ich es ja hier nicht erwerben kann.

Ich habe mir erlaubt, Ihnen in einer gesonderten Sendung zwei Sie vielleicht interessierende Arbeiten, publiziert in der West-Berliner Zeitschrift *europäische Ideen* und in der Stockholmer Fachzeitschrift (Vierteljahresschrift) „*Moderna Språk*“, zuzuschicken. Sie ersehen daraus vielleicht, daß mir Politik und Arbeiterbewegung nicht ganz fremd sind. Wenn der *kürbiskern* Lust hat, kann er ja den Aufsatz über Franz Pfemfert und *Die Aktion* nachdrucken.

Mit guten Grüßen

Ihr

Günter Dallmann

Wolftratshausen, 15. Mai 1984

Sehr geehrter Günter Dallmann,
für Ihre deutliche und entschiedene Antwort möchte ich mich bestens bedanken. Ob ich auf den Vorwurf gegenüber Gisela Elsner nicht eingegangen bin, soll der Leser entscheiden, der nun – dank Ihrer freundlichen Genehmigung für den Abdruck unseres Briefes – sich selbst ein Urteil bilden kann. Sie halten es für schwer, *on speaking terms* zu kommen und führen das auf meine Auffassungen von Sozialismus und Sowjetunion zurück. Ich denke, auch die Ihrigen stehen zur Disposition. Sie äußern den Gedanken, ich könnte mich nach Lektüre von Voslenskys Auslassungen zur „Nomenklatur“ vielleicht eines Besseren belehren lassen. Mir ist das und manches andere, wozu sich dieser Herr, der sich angeblich einmal Towaritsch nannte, bekannt.

Als Ihre Antwort kam, las ich in der *Literaturnaja Gaseta* vom April 1984 ein Interview, das Konstantin Simonow mit General Lukin gemacht hatte. Lukin war 1941 wie General Wlassow in deutsche Gefangenschaft geraten. Da ich Simonow zitierte und Wlassow erwähnte, möchte ich doch noch aus dem Dialog zitieren, der – laut Lukin – mit Wlassow in einem deutschen KZ stattfand. Der „freie“ Wlassow war zum „unfreien“ Lukin gekommen: „Lukin, du bist der ältere General. Deshalb schlage ich vor, dieses Papier zu unterschreiben. Machst du mit, werden viele folgen.“ (Die zuständigen Deutschen unter Hitler hatten die Angewohnheit, sowjetische Soldaten und Offiziere in KZs zu stecken und erst dann mit den massenhaften Erschießungen aufzuhören, als genug Offiziere und Soldaten der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS in sowjetische Gefangenschaft geraten waren.) Lukin antwortete Wlassow: „Wie kann dich nur die Erde aushalten, du faschistischer Lakai. Unser Volk wird dich verfluchen.“ Das Papier besagte, daß sie „für den richtigen Sozia-

lismus, für die Freiheit Rußlands vom Bolschewismus“ kämpfen sollten. Was das tatsächlich bedeutete, wird immer noch nicht ernstgenommen. Anders kann ich mir die versuchten Wiederholungen seit 1945 nicht vorstellen, und die Worte, Reagan wäre heute Hitlers bester Verbündeter, gehören immerhin einem bekannten amerikanischen Journalisten im Gespräch mit dem sowjetischen Publizisten und Deutschlandkenner Wladimir Lomejko.

Das ist der Hauptgrund, weshalb ich den Streit über den richtigen Sozialismus für fruchtlos halte – angesichts der realen Bedrohung des Weltfriedens durch den Faschismus und Imperialismus, die sich heute ins Unvorstellbare gesteigert hat, kann uns das alle an den Punkt treiben lassen, von dem es keine Rückkehr mehr gibt. Mir geht es außerdem um Menschen, denen ich einiges verdanke, Frauen und Männern, die in Leningrad, Stalingrad, am Kursker Bogen, vor Berlin 1945 ihr Leben riskierten. (Natürlich will ich die anderen, aus allen Ländern und Völkern nicht ausschließen, aber ich halte das immer für etwas Bitteres, Millionen Menschen unter abstrakten Ideen oder enttäuschten Idealen zusammenzufassen oder sie eben so zu beurteilen, wie es den Ideen gefällt.)

Zum Nachholbedarf. Ich habe über das schwere Thema Deutsche in diesem Jahrhundert, vor allem Deutsche und Russen einiges veröffentlicht. In der Sache, die Mr. Voslensky bearbeitet, brauche ich weder Überläufer noch Renegaten. Gottlob hatte ich die Chance, einigermaßen fließend englisch und russisch lesen und sprechen zu lernen. Das gibt ein Gefühl der Freiheit gegenüber den verängstigten und hinterlistigen Medienkings in der BRD. Erlauben Sie mir auch einen Buchtip. Ein älterer, schon toter Landsmann von mir – Karl Albrecht alis Löw aus Wiblingen bei Ulm – Spartakist, Kommunist und dann Renegat – veröffentlichte in den Monaten vor 1941 den Bestseller „Der verratene Sozialismus. Zehn Jahre als hoher Staatsbeamter in der Sowjetunion.“ Nein, Voslensky ist ebensowenig originell wie Solschenizyn. Und blinder Haß verteilt sich bekanntlich unter den Nationen ziemlich gleichmäßig.

Im letzten Weltkrieg kostete der Antisowjetismus etwa 55 Millionen Menschen das Leben, davon allein 20 Millionen Sowjetmenschen. Nicht alle waren Sozialisten und Kommunisten, besonders fatal scheint mir heute, daß Antifaschisten aus diesem Dilemma letztlich abstrakter Erörterungen nicht herauskommen. Im Rahmen der Anti-Hitler-Koalition waren es doch vor allem diese Völker, denen es Europa und die Welt verdanken, daß eine neue Sklavenhalterordnung zerschlagen worden ist. Peter Weiss, mit dem ich auf dem Mamaj-Hügel in Stalingrad war, erzählte mir dort, daß die schwedische Regierung ihn und seine Familie – wie auch andere deutsche Emigranten – erst nach der Schlacht an der Wolga aus den Internierungslagern entlassen haben. Ist das alles Vergangenheit? Wer soll denn Reagan und Weinberger und die weltweite Mafia des Imperialismus in Schranken halten? Die verschiedenen Sorten des geringeren Übels? Etwa die BRD? Welche Bundesrepublik Deutschland? Die Raketenstationierer, die genau wissen, was sie riskieren und zu den letzten Totengräbern Europas gehören? Ihre Quellen, die Sie hinsichtlich der Gefangenen in der UdSSR benutzen, trennen uns ebenso wie alle anderen Quellen. Da wird jeder Straftäter zum politischen Gefangenen. Und warum schweigen denn alle – auch die liberalen – Medien im Westen, wenn die „Opfer“ der psychiatrischen Kliniken im Westen sind – und sich ebenda befinden, weil sie psychisch krank sind, während sie dort noch als Objekte der psychologischen Kriegführung mißbraucht worden sind. Enttäuschend finde ich, daß Sie eine Sprache ideologisch interpretieren, oh-

ne sie zu kennen; das muß ich annehmen, wenn Sie den Terminus „strogi reshim“ mit „strengem Regime“ übersetzen und gleich wieder die sattem bekannte Gleichsetzung zu Freisler herleiten. „Reshim“ entspricht unter anderem dem deutschen „Anordnung“, „Ablauf“ – „reshim dnja“ heißt zum Beispiel nicht „Tagesregime“ sondern einfach „Tagesablauf“. Es wäre doch angemessener, erst nachzuprüfen, wie die Regelungen des Strafvollzugs hier wie dort aussehen, aber nein: Rußland und die Sowjetunion müssen zuallererst dafür herhalten, eine hundertjährige Geschichte von absurdesten Vorurteilen zementieren zu lassen und dabei die wirklichen Widersprüche und Tragödien auszusparen. Dostojewski schrieb einmal, der gebildete Westeuropäer weiß über Rußland weniger als über den Fixstern Sirius. Wenn ich heute in Artikeln sowjetischer Kollegen, denen aus eigener Anschauung die Borniertheiten des Westens zum Überdruß geläufig sind, lese, manche Leute im Westen hätten gegenüber der Sowjetunion die intellektuelle Kapazität von Amöben, so ist das fast schon ein Kompliment. Es geht, sehr geehrter Günter Dallmann, nicht um ein richtiges oder falsches Verständnis von Sozialismus und Sowjetunion – es geht vor allem um die Befähigung zu realistischer Wahrnehmung. Warum werden denn seit Jahren in nahezu allen Verlagen und tonangebenden Zeitungen und elektronischen Medien die sogenannten Dissidenten, die zu differenzieren ich vorgeschlagen habe, gefördert? Unter bewußtem, absichtsvollen Ausschluß jeder anderen Informationsquelle? Das gehört zur Vorbereitung des Krieges, das wissen die Verantwortlichen ganz genau. Sie wissen es, wie sie Überläufer zu locken und dann einzusetzen haben, die ihren Haß austoben dürfen, um weiß Gott nicht welche alten Rechnungen zu begleichen. Haben Sie sich schon einmal überlegt, wie es denn wäre, wenn die Massenmedien der UdSSR die Haßpotentiale des Westens so massiert einsetzen würden?

Wenn wir uns davon beeindrucken lassen, können wir aus lauter Verzweiflung und Enttäuschung nicht mehr handeln. Und dann kommt es wieder, wie schon jetzt, zu den hochtrabenden Theorien von der Gattung Mensch, die nichts Besseres verdient als den Untergang, verfolgen wir die Spuren von Nietzsche über Spengler bis zu dem spießigen Ulrich Horstmann, der „Das Untier“ Mensch so beschreibt wie die Untergangsphilosophen vor dem letzten Weltkrieg es taten.

Und all das vier Jahrzehnte nach der Befreiung Europas vom Faschismus und den Monaten, wo die meisten, weil sie wußten, wen sie hassen sollten, beschworen, sie hätten von nichts gewußt.

Wir werden, so fürchte ich, in eine eisige Zeit kommen. Deshalb schrieb ich auf, was Sie als Exposé bezeichnen. Es geht ja längst nicht mehr um die bloßen Gesprächsbedingungen...

Freundliche Grüße und gute Wünsche von Ihrem *Friedrich Hitzer*

PS. Nachdrucke aus deutschsprachigen Publikationen machen wir fast nie. Schade, den Artikel über Pfemferts *Aktion* hätten wir gern gehabt.

Sibylle Cramer Legende von der in der Kunst sitzenden Hoffnung

Peter Handkes Antwort auf die negative Metaphysik des Botho Strauß

Ostern bei Botho Strauß: „Das Bild. Es ist darauf nichts anderes zu sehen, als was unten im Wirtshausgarten tatsächlich vor sich geht: Osterfeiertag. Der Maler steht weder stolz noch erschöpft neben seinem Werk. Er steht überhaupt nicht neben ihm. Sondern soweit wie möglich von ihm entfernt. Das Meisterwerk erscheint als etwas Liegegebliebenes, Verlorenes, Ausgeschiedenes. Gleichgültige Hinterlassenschaft, Kot. Etwas, das man selbst nicht mehr wegräumen kann. Pirosmanni ist wieder frei und geht müde davon. Er schüttelt den Kopf, da man ihn auffordert, nun am Fest teilzunehmen. Er verzieht sich in seinen Verschlag, sein Zuhause. Er legt sich auf den Boden, Bett und Tisch besitzt er nicht. Da kommt ein Offizieller in einer Kutsche aus der Stadt herbeigefahren. Er öffnet den Verschlag und fragt den Maler: Was machst du da auf dem Boden? Der Maler sagt: Ich sterbe. Der Offizielle sagt: Heute ist Ostern. Christus ist auferstanden. Komm mit. Wir wollen feiern. Der Maler muß fürs erste das Sterben verschieben. Er muß wieder aufstehen, in die Kutsche steigen und mit dem Offiziellen davonfahren. Zum Osterfest...“

So endet die Osterlegende, die Peter, der Schriftsteller, in der „Trilogie des Wiedersehens“ erzählt. Er bezieht sich auf einen Film über einen georgischen Maler namens Pirosmannaschwili, der am Karfreitag zum Malen in die Tenne einer Gastwirtschaft eingesperrt wird. Die Wirtshausgesellschaft zwingt den alten müden Mann, noch einmal eines seiner Bilder zu malen, die so beliebt sind, Abschilderungen der Welt, wie sie ist. Pirosmanni malt noch einmal, was ist: Osterfeiertag im Wirtshausgarten, ein von jeder religiösen Bedeutung abgeschnittenes Ereignis. Pirosmanni Realismus bildet eine Welt ab, in der Gott in Form seiner Abwesenheit vorhanden ist. Die Kunst kann den toten Gott nicht lebendig machen. Pirosmanni Karfreitag mündet in ein Ostern, das als Fortsetzung einer Passion erscheint. In der Kunst sitzt keine Hoffnung.

Botho Strauß' Erzähler gehört zu einer Gesellschaft von Kunstfreunden, die versammelt sind, um Bilder zu betrachten. Alle außer dem Schriftsteller glauben an die Kunst als ästhetische Offenbarung. Durch Bilder sehe man, „wie aus einem Fenster“. Die in ihr „Museum der Leidenschaften“ Eingesperrten suchen mit Hilfe der Kunst nach Öffnungen aus einem Innenraum, aus dem kein Weg hinausführt. Der Ausbruchversuch von Moritz und Ruth endet dort, wo er begann, in der geschlossenen, auf die Kunst als Erlösung hoffenden Gesellschaft. „In Erwartung“: das ist ihre Haltung auf der Bühne. Wenn sie von der „Leere“ in ihrem Rücken sprechen, dem leeren, gefährlichen Sitz, der an den fehlenden Judas und den Geist Banquos erinnere, so werden sie zu Betrachtern und Objekten einer ewigen, absurden Kunstaussstellung. Aus der leeren Erwartung dieser unendlichen Reihe von Betrachtern führt keine Dialektik heraus. Der Rest ist bei Strauß Theater, eine mit Hilfe ihres Spielmechanismus verzweifelt überlebende Kunst. Die Ausgänge, deren „Taufe“ heilsgeschichtliche Begriffe travestiert, sind verkehrte Gebilde. Die heil- und heilungsuchende Therapiegruppe in „Kalldewey Farce“ bleibt in einem Korridor stecken, einem leeren Zwischen-, einem Schwellenraum.

Auf diesen metaphysischen Nihilismus antwortet Peter Handke mit einer Osterlegende, die gelegentlich „Schwellengeschichte“ genannt wird. Die Ge-

schichte seines Ich-Erzählers Andreas Loser ist eine innerweltliche Heilsgeschichte. Auf Losers Karfreitag folgt ein Ostern der Auferstehung und Erlösung. Es geht um den theologischen Aspekt von poetischer Erfahrung. Theologie und Poesie werden in ihrem Verhältnis reflektiert. Handke behauptet die Fähigkeit des Kunstwerks, transzendente Erfahrungen sinnlich darzustellen. Das aber ist eine positive Antwort auf die Frage, ob die Welt sinnvoll erfahren werden kann. Handkes Erlösungsformel lautet: Liebe.

Im Mittelstück seines Erzähl-Triptychons taucht bei einem Tarockspiel in geistiger Höhenluft ein Maler auf, der so klein ist, daß er eben mit dem Kopf über die Tischkante reicht. Seine Augen liegen tief in den Höhlen, so daß sie etwas von „Larvenöffnungen“ haben. Von seinen Bildern heißt es, sie schienen „Hervorbringungen der Mauer selber zu sein: ein Rostbraun, ein Salpetergrau, ein Schimmelsilber, ein Ziegelrot, ein Harzgelb. Anders als sonst Gemälde, zogen sie den Blick in keinen Raum, sondern gaben ihm sofort die Farben zurück“. Botho Strauß' Schriftsteller formuliert das eleganter: „Wo ein Bild ist, hat die Wirklichkeit ein Loch. Wo ein Zeichen herrscht, hat das bezeichnete Ding nicht auch noch Platz.“

Der Maler mit dem niedrigen Horizont ist Handkes advocatus diaboli. Auf dem Weg aus spielerischen Geistesgegenden in die Niederungen geschichtlicher Verbindlichkeit verkündet er in einer Art „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab“ das Ende der Kunst. Was er totsagt, ist die idealistische Ästhetik.

Ihre Gültigkeit gehört innerhalb Losers Geschichte der Vergangenheit an. Sie wird von Loser als Kindheitserinnerung beschworen, als Erinnerung an eine Tarockpartie zu Kinderzeiten, in deren Verlauf sich die Farben, die Geräusche, ja die Sprache der Karten dehnten, bis auch der Horizont in ihren Farben „spielte“. Es ist das arkadische Motiv der Übereinstimmung von innen und außen, einer Natur, die sich in ein Artefakt verwandelt. Die Regeln dieses Spiels freilich gelten längst nicht mehr. Der dem Zustand der Unschuld entwachsene, der schuldig gewordene Loser, der dem menschheitsgeschichtlichen Augenblick nach dem Sündenfall des Faschismus angehört, nach dem Glauben an den geschichtlichen Prozeß als Entwicklung der zu sich selbst findenden Subjektivität, nach dem Glauben an die Perfektibilität des Ich, dieser Loser erlebt als erwachsener Tarockspieler den Augenblick der Harmonie als Überwindung einer Phase des falschen Spielens: „Und solches Falschspielen hieß: nur noch zu spielen, daß man spielte. Dabei kam über die Gesellschaft eine allgemeine Verlorenheit.“ Das Glück, in dem sie sich schließlich auflöst, ist ein soziales Ereignis. Ein Märchen der Gemeinsamkeit, das freilich nur unter geistlichem Beistand, dem einigenden Gedanken an das bevorstehende Osterfest, möglich ist. Was da stattfindet, eine Einheit des Fühlens und Denkens ist als Funktion des Mythos festgestellt worden. Handke beschreibt den mythischen Augenblick als Zurücknahme des Subjekts, als Unterordnung seines Einzelinteresses, als seine Eingliederung in eine Gemeinschaft. Das Ostermotiv stellt klar, daß es sich um das spielerische Modell der Heilsgeschichte Losers handelt.

Der Abstieg vom Mönchsberg nach Salzburg, aus der Gebirgsnatur in die städtischen Zivilisationsgegenden ist ein Stück kritischen Anschauungsunterrichts, eine ins Geographisch-Räumliche übersetzte Kritik der bürgerlichen Subjektivität und ihrer ästhetischen Autonomie. Der Maler konstatiert angesichts der mißglückten Architektur dieses Kunstraums Salzburg, angesichts seines ruinierten Verhältnisses zur umgebenden Natur das Scheitern einer Ästhetik, die sich als Versöhnungsparadigma von Geist und Natur versteht,

das Scheitern einer Subjektivität, deren Freiheit aus ihrem Naturverhältnis abgeleitet wird. Die Wirklichkeit, die da besichtigt wird, ist ein im Zentrum leeres Inferno, ein lockendes Festspiel- und Kunstparadies mit den Umkehrzeichen des Hades an seinem Eingang. Handke spart nicht mit Anspielungen an den untersten Ort der Hölle, den Ort der Falschheit. Das betrunkene Leben in dieser Ödnis spielt sich in Wirtshäusern ab. Der Geist dieser Gesellschaft, der aus sich selbst heraus die Werke der Kunst schaffen sollte, weht mit einer Alkoholfahne. Handkes Stichwort heißt: Herzlosigkeit.

Losers Trotzrede über die Dialektik von draußen und drinnen, die Dialektik einer Subjektivität, deren Freiheitsbegriff die Entfremdung zwischen Individuum und Gesellschaft produziert, entwirft das Bild einer Welt, deren leeres verdinglichtes gesellschaftliches Zentrum bezogen ist auf ein Draußen, in dem „Fülle“ herrscht. Loser spricht von einer aus dem Zentrum der Gesellschaft an ihre Ränder ausgewanderten Ästhetik und Metaphysik, die von dort her die Entgegensetzung von Subjektivität und Objektivität aufhebt. Loser rekapituliert Hegel.

Sein Heimweg ins Leopoldskroner Moos, an den Rand der Stadt, ist eine Kreuzwegstrecke quer durch die unglückliche Geschichte des entfremdeten Bewußtseins. Handke übersetzt sie in Raumbilder. Loser als Passant in einer Welt, in der er ein Fremder ist. Das ist die Austreibung aus dem historischen Spielraum, durch den er sich im ersten Teil des Triptychons bewegte, die Austreibung aus einer alten, aus vergangenen Jahrhunderten herüberzitierten Welt, in der sich Natur und Zivilisation noch zu einem ebenso schönen wie dissonanten Form- und Farbensemble zusammenschlossen, darinnen Loser im klassischen Kostüm des arkadischen Müßiggängers, in weiter, kontemplativer Entfernung von dem Leben ringsum.

Jetzt, im Mittelstück des Triptychons, als Ausgetriebener, der vom Apfel der Erkenntnis gegessen hat, kommt er dort an, wo Botho Strauß' Figuren stehen. Loser freilich will weiter: „Etwas stand aus, ohne das jede Wendung an gleich was für ein Ding eine bloße Voreiligkeit war. Voreilig, wurde die Wendung aber gegenstandslos: Das Ding hörte auf, Ding der Welt zu sein. „Etwas steht aus“ hieß: Es war Platz in mir, doch dieser blieb leer. Ich erwartete das Ausständige nicht: Ich konnte es nicht erwarten – ich sollte es nicht erwarten. Es gab nur den leeren Platz in mir – und sein Nicht-ausgefüllt-Sein hieß Kummer.“

„Aber was ist denn dieses nicht zu Erwartende? Ein Baumrauschen, das zur Stimme wird? Ein sich im Felsen auftuender Quell? Ein brennender Dornbusch? – So sag doch einmal, daß dir die Liebe fehlt!“

Spätestens Losers Auferstehung aus den nihilistischen Denkgegenden des Botho Strauß, die im dritten Teil unter österlichem Glockengeläut stattfindet, macht den typologischen Bezug seiner Geschichte offenkundig. Loser ist die Figur eines Erzähltriptychons, das die europäische Geistesgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts als Passionsgeschichte abbildet. Der Loser des ersten Teils, der den Konflikt zwischen arkadischer und geschichtlicher Existenz noch vor sich hat, verwandelt sich im Mittelstück in einen „Eingreifer“, dessen wütender Mord an einem Neofaschisten zu einer Teilnahme gehört, die ihn erst sterblich zu machen scheint. Dieser Loser, der nach einer Niederfahrt in die Salzburger Kunsthölle in einen totenähnlichen Zustand verfällt, von dem er am Ostersonntag aufersteht, ist ein anderer Schmerzensmann, der aus weiter, aus intellektueller Entfernung kommend sich auf ein gesellschaftliches Zentrum zubewegt, dorthin, wo er „Chinesische des Schmerzes“ genannt werden kann, einer also, der ganz fremd ist und zugleich elementar beteiligt.

Sein Glückserlebnis mit der geradewegs aus dem Himmel eingeschwebten Frau im Flughafenhotel lese ich als Kontrafaktur der Bahnhofhotel-Episode in Botho Strauß' „Trilogie“, der mißglückten Flucht von Moritz und Ruth. Loser feiert seine Menschwerdung mit einer Taufe, die er in Pietole vollzieht, dem Geburtsort Vergils, Verfasser der „Georgica“, der Stammschrift der europäischen Landliteratur. Mit der literarischen Geburt, die da stattfindet, holt die Erzählung sich selber ein, verwandelt sich in Erzähltes. Die langsame Heimkehr des Andreas Loser nämlich endet in seinem „Lehrerhaus“, in einem häuslichen Glück, das mythisch-idyllische Züge trägt. Bilder einer idealen natürlichen Zivilisation. Die Poesie, die da in Gestalt Losers durch ihre eigene Bewußtseinsgeschichte unterwegs war, kehrt in ihre alte Rolle als Lehrerin der Menschheit zurück: Loser, der seine Selberlebensgeschichte, seine „Schwellengeschichte“ seinem Sohn erzählt, ihr „Zukunft“ sichernd. Wenn er sich zum Erzählen zurechtsetzt und Luft holt, blickt er „über die Schulter inständig ins Leere, als erwarte er jemanden, oder erinnere sich an ihn“. Wenn mich nicht alles täuscht, sind das Botho Strauß' Kunstfiguren, die Loser hier überholt.

Was da stattfindet, ist eine Objektivierung der poetischen Subjektivität im Zeichen des Mythos. Handkes Mythos ist seine eigene theoretische Darstellung, ist eine ästhetische Konstruktion. „Der Erzähler ist die Schwelle“, träumt Loser nach getanem Werk. Wie die „Neue Mythologie“ der Romantiker versteht sich Handkes Poesie als Lehrerin der Menschheit. Sie besinnt sich auf ihre soziale Funktion. Ihre Verkörperung ist der unauffällige „Brückensteher“, alias „der Wachhabende“, oder „der Volkszähler“, der im „Epilog“ an der Brücke zwischen der Peripherie und dem Zentrum der Stadt Posto faßt und die Passanten aus naher Distanz beobachtet. Das ist Handkes Bild einer aus weiter gesellschaftsferner Position heimgekehrten, in ihre Vermittlungsfunktion zurückgekehrten Literatur. Die literarische „Brücke“ hat ihre Entsprechung im Kirchenportal der Innenstadt. Der Außenraum aber, dem die Aufmerksamkeit des Betrachters gilt, ist nicht mehr der Befindlichkeit des wahrnehmenden Bewußtseins zugeordnet. Die Dinge teilen sich scheinbar selbst mit. Der Betrachter folgt den Raumsignalen als ein Gegenüber, dessen Leere Bedingung seiner Wahrnehmungsfähigkeit ist. Eine Art organischer Schreibsubstanz mit fotomechanischen Eigenschaften. Handke spricht in seinem parallelen Arbeitsjournal „Phantasien der Wiederholung“ von „göttlich-menschlichen Jedermannern“ und ihrer „mächtigen Leere“.

Handkes Epilog ist ein Text, aus dem der Name Loser verschwunden ist. Anwesend ist nur noch der „Betrachter“, der von Anfang an zwischen der Figur des Loser und den Autor geschaltet war. Dieser Betrachter ist literarisches Fleisch vom Fleische Losers und zugleich seine objektivere Façon, die übrig bleibt, wenn Loser seinen Ich-Bericht abgeschlossen hat. Mit einem Wort: Handkes Subjektivitätskritik führt zur Abschaffung einer die Außenwelt verschlingenden Innerlichkeit, die im Roman seit Joyce und Proust federführend ist. Handkes Romanlehre liquidiert den Bewußtseinsroman. Damit gelangt Handke dorthin, wo Schriftsteller wie Heiner Müller (der, viel radikaler, von der Liquidation des Autors spricht) längst eingetroffen sind. Die Handke-Kritik, die, die sich am Offenbarungsgestus und Legendenton seiner Sprache entzündet, übersieht, meine ich, die Wagnisse seiner Prosa.

Der neue Mythologe Handke, dem diese Taktik gilt, kann für sich in Anspruch nehmen, das Thema Nationalsozialismus nicht ausgeklammert zu haben. In gewisser Weise entwickelt er seinen Mythos aus dem Widerstand gegen den Faschismus. Die mythische Räumlichkeit freilich, das Lehrerhaus, in

dem sein Loser verschwindet, ist ein Idylle von gestern. Da strahlen die Mädchen den „Glanz von Bräuten aus, die, so anspruchsvoll wie bescheiden, so geduldig wie zukunftsicher, den Bräutigam erwarten“. Da ist es der Sohn, dem Loser sein geistiges Vermächtnis übergibt. Unüberhörbar schließlich die patriotischen Töne Losers. „O verjüngte Welt“, jubelt der Heimkehrer und meint ein altes Genrebild.

Werner Jung Bemerkungen zu Dieter Wellershoffs neuem Roman „Der Sieger nimmt alles“

Als Weihnachtsgabe auf einem fremden Gabentisch erspähte ich das Buch, überflog sein kurzes einleitendes Kapitel, biß mich nach wenigen Seiten fest und war dann im Nu in der spannenden Romanhandlung gefangen. Eilig entlieh ich das Buch dem damit Beschenkten, trug es nach Hause und las es in einem Zug durch. Und, um dies gleich vorweg zu sagen, mir hat Wellershoffs Roman „Der Sieger nimmt alles“ ausgezeichnet gefallen.

Die Geschichte des Ulrich Vogtmann, des zu Geld, Reichtum und Macht aufgestiegenen Kleinbürgersohns und westdeutschen Kapitalisten, ist auch die Geschichte der bundesrepublikanischen Restauration eben dieses Kapitalismus, seines Anfangs und geradlinigen Aufschwungs während der fünfziger Jahre, seiner Stagnation Mitte der sechziger Jahre und schließlich Agonie am Ausgang der siebziger Jahre, nach außen sichtbar im Tod des Hauptakteurs. Es ist darüber hinaus noch die Geschichte eines isolierten einzelnen, keines großen problematischen Individuums von Lukács'schem Zuschnitt, sondern einer durch und durch mittelmäßigen Gestalt, die repräsentative Züge jener heute wieder den Jüngeren als vorbildlich hingestellten Aufbau- und Trümmergeneration trägt. Diese eint das Vergessen und die Hoffnung auf einen Neubeginn. Wenn sich deshalb Vogtmann nicht mehr an seine Kindheit zu erinnern vermag, dann sind über alle persönlichen Momente hinweg symptomatische kollektive Verdrängungsmechanismen am Werk. „Irgendwo war die Zeit in seinem Gedächtnis gelöscht worden, ausgetilgt wie eine Unwahrheit. Seitdem fühlte er sich, als käme er nirgendwoher“ (S. 249). Weil der Blick immer nach vorne gerichtet ist, in eine bessere Zukunft, spielt die vergangene Zeit keine Rolle mehr. Anpacken, zupacken, aufbauen! Damit es uns demnächst besser geht. Doch anders als die meisten seiner Generation, die sich grundsätzlich mit dem politischen Status quo, den Versprechungen der Politiker und dem Glück allein im trauten (Eigen-)Heim zufriedengeben, strebt Vogtmanns Sinn nach Höherem, in erster Linie nach Geld. Was er wirklich will, wird ihm schon schnell, zunächst in der Negation, klar, „kein schäbiges und kein dumpfes Leben führen“ (S. 80), kein bescheidenes Kleinbürgertum mit Sonn-, Fast- und Feiertagen und einem unendlich lange währenden Alltag aushalten müssen. In der Person Elisabeths, der ältesten Tochter aus dem Hause einer rheinischen Unternehmerfamilie mit Tradition, bietet sich Vogtmann die Chance seines Lebens, und er ergreift sie ohne zu zögern. Aus dem kurzfristigen Ferienjob, der den Studenten der Wirtschaftswissenschaften, Ulrich Vogtmann, in die Firma des alten Pattberg geführt hat, ist eine Lebensstellung geworden, nachdem er auf das offenkundige Interesse Elisabeths an seiner Person mit einem prompten Heiratsantrag reagiert hat. Weder Gefühle von Zärtlichkeit noch gar Liebe spielen dabei irgendeine Rolle. Vogtmanns nüchtern kalkulierender Verstand zählt schon vor der Heirat das Kapital, das ihn erwartet, und überdenkt fernere Möglichkeiten, was man damit noch anfangen kann. Was Elisabeth zunächst nicht glauben kann, für Liebe hält und erst allmählich und nur zögernd begreifen lernt, daß Ulrichs Zuneigung allem anderen nur nicht ihr gilt, hat für ihn von Anfang an festgestanden. Der erste Liebesbeweis ist deshalb die erste voreheliche Vergewaltigung; sie ist Mittel zum Zweck, freilich weniger um ein sexuelles Bedürfnis als vielmehr um die obszöne Lust am greifbar nahen Reichtum zu befriedi-

gen. Wellershoffs Wortwahl bei der Beschreibung dieser Vergewaltigungsszene entlarvt darüber hinaus das Ressentiment und den Haß des Kleinbürgers auf die Reichen und ihr ererbtes Vermögen aus dem Gefühl der eigenen Minderwertigkeit. „Nun lagen sie umschlagen da, sie mit hochgerutschtem Rock und geschlossenen Augen, sich an ihn drängend, in blinder Selbstpreisgabe, und er fast betäubt von seiner vorwärtsdrängenden Gier. Gleich würde er sie haben, sie und alles, was sie war. Die Millionen, die man nicht von der Bettkante stieß. Sie, das Falsche und das Richtige, und alles, was ihr anhing, was dazu gehörte. Nein, er wollte sie nicht ausziehen. Er wollte sie hier auf der Matratze in ihren teuren Kleidern ficken“ (S. 86). Der Akt der Vergewaltigung ist in zweifachem Sinne ein Akt der Besitzergreifung, der Frau und ihres Vermögens nämlich. Beides reißt sich Ulrich Vogtmann, Liebe heuchelnd, unter den Nagel, und Elisabeth fällt darauf herein, einmal, immer wieder und viel zu lange, um den unaufhaltsamen Aufstieg wie später den um so rapiden Niedergang des ganzen Imperiums aufhalten oder steuern zu können. Das Szenario ihrer ersten Zusammenkunft präludiert so die gesamte weitere Entwicklung. Nach wenigen Jahren schon hat Vogtmann den alten Pattberg ausgebootet und kann nun unumschränkt über die Firma und das Eigentum wie über die Familie regieren. Dank seiner Cleverness hat er Erfolg, der wiederum in steigenden Umsätzen und Gewinnen zu Buche schlägt; sein richtiges Händchen und die goldene Nase, um im günstigsten Augenblick das meiste aus einem Geschäft herauszuschlagen, markieren seine Stärke, verweisen aber auch auf Vogtmanns Grenzen. Der finanzielle Erfolg macht seine Stärke aus, die er rücksichtslos gegen seine Umwelt einsetzt. Widerstand dagegen scheint zwecklos zu sein; innerhalb der Familie müssen dies zwei Personen besonders erfahren, Elisabeths Bruder in einem hellen Augenblick seiner alkoholgetrübten debilen Existenz, woraufhin er sich erschießt, und Vogtmanns Sohn, dessen Protest zunächst dumpf und unartikuliert klingt, sich dann in sinnlos scheinenden Kaufhausdiebstählen Luft macht, um sich endlich mit großer Geste als nächtens an die Internatswand gesprayte Offenbarung von der Sinnlosigkeit der ganzen Welt zu objektivieren: No future! Freilich nicht aus Mode, sondern aus einer biographisch erklärbaren Lebenshaltung. Selbst Elisabeth scheint, Wellershoffs beziehungsreichen Andeutungen zufolge, einen psychischen Knacks, der als Lethargie und Vergeßlichkeit auftritt, wegbekommen zu haben. So sind sie denn alle ohnmächtige Opfer seines Drangs nach immer mehr Macht, nach immer mehr Geld. Aber genau in dieser Unersättlichkeit liegt auch Vogtmanns Grenze, seine deutliche Schwäche. Denn, obwohl er über die Haltung eines Frühkapitalisten, der Schätze erwirbt und hortet, hinaus zu sein scheint, teilt er dennoch in einem entscheidenden Punkt dessen Schwäche. Auch Ulrich Vogtmanns Gier ist aufs blanke Geld, auf schnellen Reichtum und rasches Wachstum seines Kapitals ausgerichtet, er verkörpert in seinem Auftreten noch den Typus des Einzelunternehmers, der, raffiniert und bauernschlau zwar, in seinen bornierten Kreisen, in Unternehmen mittelständischer Größe, Gewinne einstreicht, aber, auf eine größere Bühne gestellt und nun als Konkurrent um Gewinnanteile des gesamtationalen Marktes agierend, den Boden unter den Füßen und, vor allem, den klaren Kopf verliert. Mit starrem Blick aufs Geld wird er dann folgerichtig gleich zweimal hereingelegt. Der phantastische Traum vom grenzenlosen Reichtum verstellt ihm den Weg nüchterner Reflexion und genauester Prüfung einer ihm zu vorteilhaften Bedingungen angebotenen Ladenaufkette, wo, wie sich nach kurzer Zeit herausstellt, wenig stimmt und nur ein unübersehbares Schuldenloch unabweisbare Realität darstellt. Clevere

Manager haben in Vogtmann den richtigen Mann erkannt, und auch der ausgefuchste Spekulant Otter setzt, seine Weltläufigkeit und Kenntnisse geschickt ausnutzend, auf Vogtmanns Drang, ins große Geschäft zu kommen, und gewinnt ihn prompt damit. Otters Geschäft, das man, milde ausgedrückt, als kriminell nicht nur im Sinne der Wirtschaftskriminalität, sondern auch als Verbrechen gegen die Menschheit bezeichnen kann, ein aus Armeebeständen der USA stammendes Atemlähmungsgift nach Zaire zu verkaufen, interessiert Vogtmann besonders. Er investiert in dieses Projekt, wiederum einzig nur die großen Gewinnsummen im Kopf, und verliert, nachdem in Zaire der Bürgerkrieg ausgebrochen ist, mit einem Schlag ein Vermögen. Der endgültige Abstieg vollzieht sich dann in rasender Schnelligkeit, im Gleichklang mit seinem völlig überstrapazierten Körper, der die von Termin zu Termin und Ort zu Ort gehetzte Existenz nicht mehr aushält und aussetzt. Übriggeblieben sind bescheidene Überbleibsel eines ehemals soliden rheinischen Unternehmens, ein Schuldenberg und die Reste einer zerstörten Familie.

Bis zuletzt trägt Vogtmanns Persönlichkeit Züge eines „verhockten“ (Fr. Mehring) Kleinbürgerdaseins, das schwer auf ihm lastet. Darin ähnelt er einem früheren Helden Wellershoffs. Denn auch Matthias Berger aus dem Roman „Die Schattengrenze“ (1969) verkörpert schon jenen Typus des sich geradewegs nach oben durchkämpfenden Kleinbürgers, dessen Schrotthändlermentalität, deutlich vor allem in der Fernsehfilmfassung des Buches, nicht vor kriminellen Unternehmungen zurückschreckt. Mit dem vermeintlich großen Geld und dem anerkennungswerten Geschäft soll immer die eigene Herkunft bekämpft werden. Die Mahnung von Bergers Freundin: „Sei doch dein wahres Selbst“, klingt unbeabsichtigterweise, ja in wohlmeinender Absicht formuliert, fatal. Sie beschwört nämlich genau das, was die ratlose Strebsamkeit peinlich zu verbergen sucht: das Gefühl der Minderwertigkeit und des sozialen Deklassements! Beide, Berger und Vogtmann, sind unterschiedliche Seiten, die sich bei näherem Zusehen freilich stark ähneln, einer Medaille. Die „kleine Nummer“ Berger, die sich in den Netzen der Kriminalität verfängt und darin umkommt, wie der „große Fisch“ Vogtmann, der sich gründlich verschluckt hat, sterben im Grunde beide als Opfer ihrer Phantasie und geträumten Allmacht. In diesem Sinne erscheint Vogtmann nur als ein in die Chefetage aufgestiegener Berger.

Stigmatisierendes Mahnmal Vogtmanns sind an jedem Fuß die beiden äußeren, aufgrund schlechten Schuhwerks in der Kindheit verwachsenen Zehen, deren er sich sein Leben lang schämt. Hobbies und Interessen hat er außerhalb seines Geschäfts, Geld zu verdienen, keine. Zu allem, was mit Kunst und Kultur nur im entferntesten zu tun hat, fehlt ihm jede Beziehung. Statt dessen rangieren Luxus und Mode, die er wohl mit jenen identifiziert und die ihm als Staffage seiner ausgehaltenen Münchener Freundin paradierend entgegentritt. Geschichte und Politik spielen nur insofern eine Rolle, als sie seine Geschäftsinteressen fördern oder hemmen. Entsprechend naiv daher seine Denkweise. Mit dem Krieg in Zaire weiß er z. B. nicht mehr anzufangen, als daß dort seine Geschäfte und sein Geld in akuter Gefahr schweben. Deshalb ist es sein Krieg; wer sich mit wem weswegen in die Wolle bekommen hat, ist ihm dagegen gleichgültig. Seine Denk- und Lebenshaltung prägen traditionsreiche bourgeoise Leitbilder, die je nach Situation bemüht werden: ein Schoenhauerscher Pessimismus in depressiven Stimmungslagen und, zu Zeiten der Hochkonjunktur, die komplementäre Ergänzung dazu, ein naiver Optimismus, der sich auf die Darwin-Nietzsche-Linie von den berechtigten Ansprüchen des Willens (-d. h. Kapital-)Stärkeren beruft. „Da plötzlich hatte ihn

ein Gefühl von Sinnlosigkeit überfallen, das ihm von weit her bekannt war. Was sollte diese Anstrengung? Er wollte es nicht. Er steckte immer in einem falschen Leben: Das Falsche war das einzige Leben, und man mußte sich darin bewähren“ [S. 124]. – „Es gab riesige Unterschiede zwischen Menschen. Die meisten waren nur trübe Lichter, die es darauf anlegten, auch das Licht anderer zu trüben, Moralisten, Spießer, Neider, vor denen man sich in acht nehmen mußte, bis man oben war und sie einfach ignorieren konnte. Dann wurden sie sofort still. Vor dem Erfolg kuschten sie. Er war bald soweit“ [S. 251].) In Ulrich Vogtmanns Geschichte rektifiziert Wellershoff zugleich den amerikanischen Traum. Der unaufhaltsame Aufstieg des Tellerwäschers zum Millionär vollzieht sich in Westdeutschland weniger traumhaft und spektakulär, dafür aber um so einleuchtender. Die Prosa der bürgerlich-kapitalistischen Verhältnisse fordert von ihren Akteuren Ausdauer, Nüchternheit und Zähigkeit, will man in ihnen avancieren. Der Traum vom großen Geld, von der ewigen Sonnenseite des Lebens steht dabei gebieterisch hinter jedem Geschäft, ähnlich der Hoffnung auf den Gewinn beim allwöchentlichen Lotteriespiel des Kleinbürgers. Greifbar nah ist der endgültige Erfolg Vogtmanns verschiedentlich, aber dann versagt er immer, ähnlich dem Lottokönig, dem auch die Millionen zwischen den Fingern zerrinnen. Vom weiland diskreten Charme der Bourgeoisie, die sich im gut sitzenden Gewand ihres ererbten Reichtums wohlfühlt und sich „im Genuß verzehrt“ (Hegel), ist nichts mehr zu spüren. Der in Westdeutschland restaurierte Kapitalismus und die ihn häufig tragende Schicht jener abfällig genannten Neureichen vermögen ihr Geld nur auf dem Rücken kleinlicher Beschränktheit und zum Preis der Pfennigfucherei zu erhalten bzw. zu vermehren. Die von Voigtmann dagegen immer wieder aufgebotene große Initiative, das unternehmerische Geschick, kollidiert alle Zeit mit den Grenzen bornierter privater Interessen. Vermitteln läßt sich im fortgeschrittenen Stadium des Kapitalismus dazwischen nicht mehr. Das „richtige“ Geld wird heute erst diesseits einzelunternehmerischer Aktivitäten gemacht! Sollte so nicht Vogtmanns Entwicklung, Aufstieg, Abstieg und Ende verstanden werden? Und könnte nicht Vogtmanns Tod als Symbol des Endes vom Privatkapitalismus gelesen werden, als eine Destruktion auch der verbreiteten und wieder regierungsamtlich in die Köpfe gepaukten Ideologie vom Wert der Privatinitiative, die angesichts einer monopolistisch bzw. oligopolistisch dominierten Weltwirtschaft längst zum Anachronismus herabgesunken ist?

Daß Wellershoff nicht mit dem parteilichen Holzhammer Einsichten und Konsequenzen beim Leser erzwingt, rechne ich ihm schließlich als Verdienst an. Seine phänomenologische Schreibweise fordert vielmehr den Leser dazu auf, das Beschriebene zu deuten und Stellung zu beziehen. – Wem dies nicht deutlich genug ist, dem sei gesagt, daß es, Lessing abwandeln, der Autor – über alle *Spiegel*-Rezensionen hinweg – immer noch verdient, statt von mir gelobt, von zahlreichen Lesern gelesen zu werden!

Dieter Wellershoff: Der Sieger nimmt alles. Kiepenheuer u. Witsch, Köln 1983.

Georg Bollenbeck Gespenstische Gegenständlichkeit

Zur Kritik an S. Giedeon: „Die Herrschaft der Mechanisierung“ aus Sicht der materialistischen Kulturtheorie.

Gernod trägt nur Gewebtes und Gestricktes. Immer Naturfaser und möglichst Handarbeit. Wenn es geht, aus Südamerika. Die Sachen von dort sind billiger und meist schön gemustert. Das meint auch Ute, seine Freundin. Beide lernten sich in der Gruppe „Meditieren ohne Krampf“ kennen. „Wer könnte leben ohne den Trost der Bäume“, sagte damals Gernod. Das gefiel Ute. Anschließend, auf dem Heimweg, unterhielten sie sich über „Wogegen Unkräuter gewachsen sind“. Jetzt, beide leben inzwischen zusammen, werden auch praktischere Fragen gestellt. So z. B. „Praktisch konservieren. Wie ging das noch mal?“. Dabei „Backen“ sie schon „ohne Ei“. Leider wohnen sie noch in der Stadt. Aber nach dem Studium wollen sie aufs Land ziehen. Deshalb fehlt ihnen jetzt „Biologisches Saatgut aus dem eigenen (nicht aus irgendeinem!) Garten“, und sie haben noch nicht „Das Milchschatz“. Die beiden gibt es natürlich nicht. Dafür kann man aber die genannten Titel bei Zweitausendeins – das ist der kulturelle Gemischtwarenkoncern mit der alternativen Fassade – kaufen. Hier soll auch nur eine Tendenz veranschaulicht werden, nämlich jener regressive Antikapitalismus, der die bürgerliche Gesellschaft und deren Technik ablehnt. Das geschieht häufig mit Blick nach hinten auf vorindustrielle, überschaubare Lebensweisen. Da träumt man von einer idyllischen Spitzwegwelt mit Zentralheizung und Stereoanlage. Da rauschen keine Wildgänse mehr durch die Nacht, da klappern auch keine Mühlen mehr am rauschenden Bach, da drehen sich aber überall Windräder in der Luft.

Also noch ein Klischee? Es geht hier nicht um den Vorzug alternativer Technikkonzepte gegenüber der ökologischen Destruktionslogik kapitalistischer Profitwirtschaft, sondern um jenen verdinglichten Blickwinkel, der das Fischsterben in den Flüssen mit gefährlichen Säuren erklärt, ohne nach der Konzernleitung und den Aktionären zu fragen.

Besonders in der deutschen kulturkritischen Tradition – man denke an Nietzsche oder Spengler – wurde Technik als bloß äußerliche Zivilisation, als Bedrohung des Menschen abgetan. Dies behinderte, wie wir wissen, keineswegs deren kapitalistische Verwertung. Dabei wurde aber ein mentales Winterhilfswerk inszeniert, das dem Bürger und Kleinbürger Fluchträume für die Kritik bot. Bezeichnend, daß der jugendbewegte Auszug „aus grauer Städte Mauern“ nur in der Freizeit stattfand und schließlich im Gleichschritt mit der HJ endete. Bezeichnend, daß für die deutschen Faschisten die Dämonisierung der Technik einen wichtigen propagandistischen Aktivposten ausmachte. So konnten sie ihren Blut- und Bodenzauber entfachen und zugleich imperialistische Konzentrationspolitik befördern.

Die Arbeiterbewegung hat jenen verdinglichten Blickwinkel praktisch bereits mit der abgelehnten Maschinenstürmerei und theoretisch mit dem wissenschaftlichen Sozialismus überwunden. Wenn sich heute Widerstand außerhalb der Arbeiterbewegung artikuliert, dann wird immer noch Kritik an der Technik hörbar. Dennoch gründet die Technikkritik in einer vertrauten Konstante, nämlich in der alltäglichen Hintergrunderfüllung durch technische Gegenstände: Die Zentralheizung läßt z. B. das Bedürfnis nach Wärme gar

nicht erst aktuell werden, Stereoplanen, Toaster, Waschmaschinen und Duschens sind einfach „da“, werden im Alltag zwar benutzt, aber nicht in ihrem Daseinswert gewürdigt. So wirkt „der Segen der Technik“ unaufdringlich, und man bemerkt ihn nur bei Funktionsstörungen und Katastrophen.

Übrigens verhalten sich auch Ute und Gernod „hintergrundserfüllt“. Sie können über ihr Fahrrad und ihre Fotoausrüstung nur dank industrieller Serienproduktion verfügen. Handgearbeitet kämen die Sachen zu teuer. Im Alltag sind technische Gegenstände einfach „da“, in der Weltanschauung wird die Technik abgelehnt. Diese Ungereimtheit ist hier als „reines Phänomen“ herausgestellt – die Wirklichkeit ist natürlich komplexer –, trotzdem ist sie in konkreten Fällen als markante Tendenz wirksam. Die Ungereimtheit gründet in alltäglich falscher Nähe und schlichter Unkenntnis. Dagegen ist die „Herrschaft der Mechanisierung“ geschrieben. Denn sie handelt, ohne hinreichend zwischen Technik und Mechanisierung zu differenzieren, von den bescheidenen mechanischen Dingen des Alltags und deren Auswirkung auf unsere Lebensweise.

Das Buch ist abstoßend dick und anziehend bebildert, teuer und gut ausgestattet. Es erschien 1948 auf englisch, galt hierzulande lange als Geheimtip und liegt nun, ediert von Henning Ritter, in einer deutschen Fassung vor. „Die Herrschaft der Mechanisierung“ handelt von den scheinbar kleinen, anonymen Dingen des Alltags, von Gegenständen, die ganz selbstverständlich und geschichtslos benutzt werden, von Brotmaschinen, Mähreschern, Möbeln, Badezimmern und Haushaltsgeräten. Sie alle werden wahrgenommen und gehandhabt, sie alle müssen funktionieren. Sei es, indem sie als technische und praktische Gegenstände ihren Gebrauchswert einlösen oder zweckverschoben einen sozialen Geltungswert verkörpern: Die monströsen Eichenmöbel, die vollautomatischen Küchen oder farbigen Wohnbäder sollen Wohlstand und Tüchtigkeit ihrer Besitzer veranschaulichen. In beiden Fällen läßt der Alltagspragmatismus die Dinge erstarren. Ihn interessiert deren unmittelbare Funktion, nicht deren Geschichte.

Dabei nehmen die scheinbar banalen Dinge Elemente der jeweiligen sozialen, psychischen und kulturellen Verhältnisse auf. Wer diese Gegenstände in ihrer Phänomenalität, Funktionalität und Sozialität untersucht, wird in ihnen vermittelte gesellschaftliche Beziehungen freilegen, Formen des gesellschaftlichen Verhaltens der Menschen zueinander. Sicher, die scheinbar banalen Dinge haben keine eigene Geschichte, aber sie sind dennoch nicht geschichtslos. Wer sie „lesen“ will, muß durch sie Beziehungen zu Menschen stiften, muß, wie etwa Norbert Elias in der Beschreibung von Gabeln und Schnupftüchern, in den banalen Dingen Verhaltensstandards erkennen.

Siegfried Gideon (1888–1968), dem Autor von „Die Herrschaft der Mechanisierung“, geht es um die technischen, besser: die mechanischen Gegenstände als Vergegenständlichung menschlicher Aktivität und Wirkungsmoment unserer Zivilisation. Gideon möchte keine Technikgeschichte schreiben, er hat Umfassenderes im Sinn; er versteht seine Arbeit als eine „Untersuchung unserer modernen Lebensweise“ und betont: „Unsere Fragestellung geht vom Menschen aus.“ Er nennt seine Methode „anonyme Geschichte“ und meint damit ein Verfahren, das die alltäglichen Dinge ernst nimmt, das mechanische Gegenstände zu lesen und zu interpretieren vermag: „In ihrer Gesamtheit haben die bescheidenen Dinge, von denen hier die Rede sein wird, unsere Lebenshaltung bis in die Wurzeln erschüttert. Diese kleinen Dinge des täglichen Lebens akkumulieren sich zu Gewalten, die jeden erfassen, der sich im Umkreis unserer Zivilisation bewegt“ und „für den Historiker gibt es kei-

ne banalen Dinge. Er darf – wie der exakte Wissenschaftler – nichts als selbstverständlich hinnehmen. Er hat die Objekte nicht mit den Augen des täglichen Benutzers zu sehen, sondern mit denen des Erfinders, so als wären sie gerade erst entstanden.“

Aus dieser Perspektive gerät die Geschichte der Sitzmöbel nicht zur technischen Entwicklungsgeschichte „vom gotischen Schemel bis zum mechanischen Patentmöbel“. Vielmehr werden die Möbel mit den Sitzenden, mit ihrer Körperhaltung und Komfortauffassung gedacht: von den improvisierten Sitzmöglichkeiten des Hochmittelalters über weltliche Ziermöbel im burgundischen Flandern bis zum mechanischen Barbierstuhl unserer Zeit. Die angestrebte Totalität bezieht auch die Raumauffassung mit ein, bestimmt die Leere mittelalterlicher Räume als „Komfort des Raumes“, und sie kritisiert die Überladenheit bourgeoiser Wohnzimmer. So wird, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die Geschichte des Bades nicht durch die Entwicklungsgeschichte der Technik, durch die Kessel, Wannen, Kacheln und Wasserhähne bestimmt, sondern von den Regenerationsvorstellungen der jeweiligen Epoche. So gründen für Gideon die antiken Thermen in einer aktiven und die islamischen „Hammams“ in einer passiven Haltung des Badenden. Angesichts dieser Prachtbäder mit ihrem hohen kommunikativen Gebrauchswert erscheint der heutige Typ des Bades, das Wannenbad, als „primitivster Typ der Abwaschung“. Gideon untersucht die „Quellen der Mechanisierung“ (33 ff. Bewegung, Fortschrittsglaube, Auffassung der Mechanisierung), die „Mittel der Mechanisierung“ (69 ff. Hand, Handwerk, Fließband), „Mechanisierung und organische Substanz“ (157 ff. Landwirtschaft, Brot, Fleisch, Wachstum), „Mechanisierung und menschliche Umgebung“ (291 ff. Komfort, Geschmack, Möbel), „Die Mechanisierung des Haushalts“ (557 ff. Rationalisierung, Küchengeräte) und „Die Mechanisierung des Bades“ (Typen der Regeneration, verschiedene Bäder). Ob es sich um die Landwirtschaft, die Brotproduktion oder den Haushalt handelt, die Veränderungen der mechanischen Bewegungsabläufe zeigt Gideon detailliert auf. Seine „anonyme Geschichte“ zeugt von Phantasie und Beobachtungsgabe. Ihr Fundament bildet ein Detailwissen, das sich in den synchronen Bereichen bewährt.

Gideon studierte Maschinenbau (Abschluß: Dipl. Ing.) und Kunstgeschichte (bei Wölfflin!), betätigte sich als Stadtplaner und Designer, war Mitglied des Bauhauses für „Neues Bauen“. In der „Herrschaft der Mechanisierung“ wirken die Technikbegeisterung der zwanziger Jahre und die Synthesekonzeption des Bauhauses nach. Gemeint ist damit eine Abkehr vom künstlerisch-individuellen, eine funktionalistische Orientierung auf industrielle Produktion, auf Materialerneuerung und Standardisierung, auf Massenbedarf statt Luxusbedarf, auf kollektive Beziehungen und Ausdrucksformen. Gideon arbeitete mit den Pionieren des „Neuen Bauens“, mit Le Corbusier, Adolf Loos und Walter Gropius zusammen. Mit ihnen propagierte er das Ideal einer rein funktionellen Wohnung, deren Schönheit in der Zweckmäßigkeit der Gebrauchsformen bestehen sollte und die auf vertraute ästhetische Erwartungen (Kunst, Blumen, Gemütlichkeit) zu verzichten hat.

Innerhalb der funktionalistischen Avantgarde zählt Gideon zum rechten Flügel. Keine Bange, hier wird nicht selbstgefällig etikettiert. „Rechter Flügel“ (wohlgemerkt innerhalb der funktionalistischen Avantgarde) meint die Beschränkung sozialer Befreiungskonzepte auf formale Funktionen, die Überschätzung gestaltungskonzeptioneller Veränderung und die Unterschätzung der Verhältnisseigenschaften von Gegenständlichkeit. Große Glasfenster, weißgetünchte Wände, moderne Heizungssysteme und standardisierte Bäder

ermöglichen noch kein befreites Leben, siehe Lehrstück „Neue Heimat“. Wer gesellschaftliche Veränderungen will, muß die Beziehungen der Menschen verändern. Für fortschrittliche Architekten wie Bruno Taut oder Ernst May hieß dies Solidarität mit der Arbeiterbewegung und Frontstellung gegen eine Profitwirtschaft, die menschenwürdige Wohnverhältnisse nicht erlaubt. Man hat die Überschätzung technischer Lösungen und gestalt-konzeptioneller Veränderungen „Weißen Sozialismus“ genannt und damit jene wohlmeinenden Befreiungsabsichten kritisiert, die verändern wollen, ohne Klassenfragen zu stellen. „Die Herrschaft der Mechanisierung“ ist, entgegen ihrer umfassenden Fragestellung, aus dieser letztlich bescheiden lebensreformerischen Sicht verfaßt. Die angestrebte Totalität vermag sich so nicht zu entfalten, versichert doch Gideon, daß „der Klassenkampf außerhalb der Fragestellung dieses Buches“ liege. Die Beziehungsqualität der „anonymen Gegenstände“ bleibt damit im verborgenen.

Wer bediente die mechanischen Geräte, für wen und mit welchen Folgen? Wurden die Geräte in der Produktion oder Konsumtion benutzt? Wer konnte sich diese leisten? Sicher, als Vergegenständlichung menschlicher Aktivität veranschaulicht, wenn auch begrenzt, die Gestalt der „anonymen Gegenstände“ soziale, kulturelle und psychische Verhältnisse. Gideon vermag die Gegenstände bisweilen „zu lesen“. Dies ist seine Stärke und markiert zugleich die Schwäche des Buches, denn er vermag nicht, die Verhältnisseigenschaften der mechanischen Gegenstände aufzudecken, nicht zu erkennen, daß die Gegenständlichkeit als Form des gesellschaftlichen Verhaltens fungiert. Die Fotografie einer Fabrik erlaubt keine Rückschlüsse auf die Produktionsverhältnisse, und ebensowenig gibt es einen sozialistischen oder kapitalistischen Klappstuhl. Bezeichnend, daß in der „anonymen Geschichte“ die Produzenten und Bediener der mechanischen Produktionsmittel keine Rolle spielen, dafür aber ihre Erfinder als Helden und Heroen gefeiert werden.

Gideon interessiert an den vorgestellten Backmaschinen, Möbeln und Haushaltsgeräten der Gebrauchswert. Sein Material findet er in den USA, jenem Land, in dem mechanische Gegenstände auch in der Konsumtionssphäre zum ersten Mal massenhaft benutzt wurden. Die Folgen des Wandels müssen im dunkeln bleiben, weil die Gebrauchswerte gegenüber ihren gesellschaftlichen Beziehungen indifferent sind. Man erfährt nichts über die Auswirkungen der Fließbandarbeit, über den sozialen Geltungswert all der schönen mechanischen Haushaltsgeräte, der stromlinienförmigen Staubsauger, der massigen Kühltruhen und schicken Herde.

Nicht ohne Grund nimmt im „Kapital“ die typologische Genealogie der Maschinerie einen wichtigen Platz ein, weil nur in ihr Gebrauchswert und gesellschaftliche Beziehungsqualität zusammenfallen. Nur an der Maschinerie läßt sich in der Epoche vor dem Aufbau des Sozialismus ein Produktionsverhältnis ablesen. Mit ihr wird nicht nur die organische Schranke des Menschen gesprengt, die das Handwerkszeug der Arbeiter beengte, mit ihr werden die Produzenten auch in ein neuartiges Ausbeutungsverhältnis gepreßt. Die Fabrik dient als toter Mechanismus, und die Arbeiter fungieren als ihr lebendiges Anhängsel. Von „der Martyrologie der Produzenten“ (Marx), von der Zerstörung ihrer Sinnlichkeit und ihrer Lebensmöglichkeiten ist bei Gideon nicht die Rede. Er will Mechanisierung „neutral“ betrachten und klammert doch, entgegen der angestrebten Totalität, ihre gesellschaftlichen Folgen weitgehend aus. Diese Inkonsistenz reicht bis in die Sprache. Sie ist präzise und anschaulich in der Beschreibung technischer Mechanisierungsschritte, doch sie wird vage-metaphorisch in den kulturkritischen Passagen. Dann werden

da immer wieder die „Einheit der Seele“ oder die „Einheit von Denken und Fühlen“ beschworen. „Der Typ des Menschen, den unsere Zeit braucht, ist ein Mensch, der das verlorene Gleichgewicht zwischen innerer und äußerer Realität wiederfinden kann. Dieses Gleichgewicht kann nie statisch sein. Wie die Realität selbst ist es ununterbrochenen Schwankungen unterworfen. Eine Art schwebenden Gleichgewichts ist in dieser Beziehung zu erreichen, etwa wie jenes Seiltänzers, der durch kleine Anpassungen eine Balance zwischen Existenz und Nichts herstellt. Wir brauchen einen Typus Mensch, der seine eigene Existenz durch das Ausgleichen von oft für unvereinbar gehaltenen Kräften lenken kann: einen Menschen im Gleichgewicht“ (775).

Das klingt nach idyllischer Lebenshilfe und erinnert an wohlmeinende alternative Traktätchen. Zwischen Gideons Technikbegeisterung und vermeintlich alternativer Technikverneinung besteht auch eine geheime Verbindung, die von der Unfähigkeit zusammengehalten wird, technische Gegenstände in ihrer Verhältnisseigenschaft zu analysieren und ihre Gegenständlichkeit als Vermittlung gesellschaftlicher Beziehungen zu bestimmen. Dies gilt nicht nur für den Bereich der materiellen Produktion, für die industrielle Brot- und Fleischherstellung, für die mechanischen Fließbänder. Dies gilt ebenso für die Sphäre der alltäglichen Konsumtion, für die vorgestellten Bäder, Herde und Kühlschränke. Auch sie sind als Elemente gegenständlicher Lebensbedingungen in ihrer Funktion über ihre Dingeigenschaften hinaus von der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt. Allerdings erscheinen bei Gideon die Objekte in einer „gespenstischen Gegenständlichkeit“, weil die Frage nach ihrer Funktion in einem bestimmten gesellschaftlichen System nicht gestellt wird. Deshalb gelingt die präzise Beschreibung der Dingeigenschaften – es sei hier auf den eindrucksvollen Abschnitt über die mechanische Produktion von Schlössern verwiesen –, während die mögliche gesellschaftliche Funktion nicht analysiert, sondern mit wohlmeinenden Ratschlägen verfehlt wird. „Die Beherrschung der Mechanisierung verlangt eine noch nie dagewesene Überlegenheit über die Produktionsmittel. Sie erfordert, daß alles den menschlichen Bedürfnissen untergeordnet wird (...) Alles hängt davon ab, wie und zu welchem Zweck die Mechanisierung angewandt wird“ (769). Nach dem *von wem* und *für wen* wird hier nicht gefragt, und es überrascht nicht, daß die wohlmeinenden Sentenzen seltsam subjektlos wirken: Die Herrschaft der Mechanisierung reicht offensichtlich bis in eine verdinglichte Sprache. Gideon will zwar „vom Menschen ausgehen“, doch erscheint bei ihm der Mechanisierungsprozeß als Selbstlauf, befördert durch einzelne große Erfinder. So läßt die Ausblendung von Produktionsverhältnissen die prächtig präsentierten Gegenstände häufig atomisiert erstarren und seltsam blind werden. Da wird nicht einmal die simple Frage nach der Verfügungsgewalt und dem Privateigentum gestellt. So gerät auch jene für die bürgerliche Gesellschaft charakteristische Besitzfunktion nicht ins Blickfeld, mit der die Gegenstände menschliche Beziehungen als „Barriere vermitteln“ (L. Kühne), weil ja das Privateigentum gesellschaftlich akzeptierte Verfügung über Lebensbedingungen ausdrückt: Jenes „Betreten verboten“ gilt immer nur für den Nichtbesitzer. Bei den technischen Gegenständen äußert sich diese Barrierenfunktion zunächst in einer Exklusivität, die ein hoher Preis sichert. Die ersten Kühlschränke, Staubsauger oder Autos vermochten sich nur Wohlhabende zu leisten. Sie konnten deshalb nicht nur als Gebrauchsgegenstände dienen, sondern zugleich auch als sozial differenzierende Symbole des „eigenen“ Reichtums. Dieser differenzierende Symbolwert wird andererseits aber immer von industrieller Massenproduktion und sozialer Ausweitung des gegenständli-

chen Reichtums zersetzt – es sei hier nur an den Wandel des Autos von einem Luxus- zu einem Gebrauchsgegenstand erinnert. Dies kann in bestimmten Phasen kapitalistischer Entwicklung zu einer Abschwächung der gegenständlichen Repräsentanz von Klassegegensätzen führen und in der Arbeiterklasse Illusionen befördern. Da scheint denn jeder Kunde König. Staubsauger, Herde und elektrische Kaffeemühlen machten so Propaganda für New Deal und „Freie“ Marktwirtschaft. Und Versandhauskataloge sollten in der sogenannten Ostzone die Überlegenheit der „Freien Welt“ veranschaulichen. Die politischen Sachwalter des Kapitalismus versuchten immer wieder, diesen Illusionseffekt zu verstärken: Die Faschisten inszenierten den Volkswagenrummel, ihre Konkursverwalter, die Marktwirtschaftler, verkauften sogenannte Volksaktien. – Von einer Neutralität der Gegenstände kann also keine Rede sein.

Industrielle Massenproduktion und soziale Ausweitung des gegenständlichen Reichtums lassen sich aber nicht als linearer Fortschritt denken. Auch wenn reformistische Theoretiker dieses Credo immer noch anstimmen. Durch die angesprochene soziale Ausweitung wird der Widerspruch zwischen gesellschaftlicher Produktion und privater Aneignung nicht abgeschwächt, denn zugleich entstehen immer wieder veränderte oder neue Produkte mit neuer Exklusivität – auch wenn diese bisweilen nur durch die funktionslose Anheftung wertsteigerender Insignien (nutzlos „edle“ Materialien, Markenzeichen, Mode etc.) gestiftet wird. Insofern kann sich die bürgerliche Besitzfunktion auch in der Gestaltqualität des jeweiligen Gegenstandes verfestigen. Das dekorative Design eines stromlinienförmigen Staubsaugers (vgl. S. 657) läßt sich wohl kaum aus seinem möglichen Gebrauchswert erklären. So stark können die widrigen Winde in amerikanischen Wohnzimmern nicht gewesen sein. Die schnittige Form dient als Appell an den möglichen Besitzer, als verkörpertes Versprechen jener sozial differenzierenden Exklusivität.

Vielleicht ist jetzt deutlicher, was mit dem Erstarren und der seltsamen Blindheit gemeint ist. In der „Herrschaft der Mechanisierung“ – darauf verweist ja schon der Titel – dominiert die Dingeigenschaft der Gegenstände. Diese haben allerdings keinen Gebrauchswert „an sich“, ja darüber hinaus vermag sogar eine spezifische Funktion von ihrem konkreten Gebrauchswert zu abstrahieren. Letzteres in dem Falle, wo sie in den Dienst jener für die bürgerliche Individualität charakteristischen Koalition von „Gelten und Haben“ (Hegel) treten, einer Koalition, mit deren Maßstäben die Bedeutung der Person nach ihrem gegenständlichen Besitz gemessen wird. Dies gilt natürlich nicht nur für mechanische Gegenstände. Insofern kann sich im Besitz der angeblich neutralen mechanischen Gegenstände Konkurrenzverhalten äußern, das die Gegenstände als sozial differenzierende ja nur abstrakt braucht und ohne den konkreten Gebrauchswert auskommen kann. Von hier bezieht der „Sinn des Habens“ (Marx) seine Energie. Ihm geht es nicht um den Gebrauch, sondern um das Gelten, nicht um konkrete Aneignung, sondern um abstrakten Besitz. Jeder kennt dies aus seinen Alltagsbeobachtungen: die große Küche für den kleinen Haushalt („echt eiche-antik und doch modern“, W. Nideggen), den schnellen Wagen für den langsamen Fahrer, die gesunde Sauna für den herzkranken Besitzer, die teuren Antiquitäten nicht zum Gebrauchen, sondern zum Vorzeigen usw.

In der angesprochenen gespenstischen Gegenständlichkeit liegt der Hauptmangel des Buches. Deshalb verbreitet der Autor, sobald er über die Beschreibung von Dingeigenschaften hinausgeht, Sprachnebel. Dann ist von „emotionalen Kaufanreizen“ oder der „Diktatur des Marktes“ die Rede. Weil

hinter den Dingen nicht die Beziehungen zwischen Menschen erscheinen, wird der Markt zum Subjekt. Das Programm einer anonymen Geschichte befördert so eine geschichtslose Anonymität, mit der die verschiedenen Facetten der Mechanisierung in einem simultanen dinglichen Nebeneinander erscheinen. Im Nachwort schreibt Stanislaus von Moss zu Recht: „Es ist in einem primären Sinn ein Bilderbuch: eine Sammlung von Dokumenten aus der Rumpelkammer der ‚anonymen Geschichte‘ der Mechanisierung, und als Bilderbuch steht ‚Mechanization Takes Command‘ den Collagen eines Kurt Schwitters und den romans illustres eines Max Ernst näher als jeder traditionellen Historiographie.“ (8.2.) Ein schlechtes Buch also? Ich meine nein. Auch wenn es weder die Genese industrieller Mechanisierung und deren Funktion aufdeckt, so läßt es sich doch materialistisch als Beitrag zu einer Geschichte des Alltags lesen und sehen. Dies liegt nicht nur an der dargebotenen einzigartigen Stofffülle. Immerhin ahnt Gideon die Verhältnisseigenschaften seiner Dinge – er will ja „vom Menschen ausgehen“ –, er bleibt aber doch meistens mit seinen Gegenständen alleine. Da rächt es sich, daß der Klassenkampf, der ja auch von den gegenständlichen Beziehungen der Menschen handelt, aus der Fragestellung verbannt wird. In der Einsamkeit tröstet sich der Autor meist anthropologisch: Immer wieder werden das Denken und das Gefühl des Menschen bemüht und Rationalisierung wie Mechanisierung aus „geistiger Zielsetzung“ erklärt. Die Höhepunkte sind dort auszumachen, wo wegen der Hinwendung zum Menschen und trotz der Ausklammerung des Klassenkampfes in einzelnen Bereichen jene reale Beziehungstotalität durchschimmert. So etwa in dem Abschnitt „Das neunzehnte Jahrhundert“ (366 ff.), in dem der Geschmackseklektizismus der Bourgeoisie, das üppige Dekor und die peinliche Imitation in den Wohnungseinrichtungen aus Möglichkeiten industrieller Massenproduktion erklärt wird. Oder etwa in dem Abschnitt über „Die Mechanisierung des Bades“ (679 ff.), wo an der Gestalt der Bäder verschiedene Typen der Regeneration „abgelesen“ werden. Dennoch: „Die Herrschaft der Mechanisierung“ will die Dinge zum Sprechen bringen und entlockt ihnen doch nur ein Stammeln. Die Arbeit präsentiert sich als beachtliche Sammlung von Dokumenten, als anschauliches Bilderbuch, das seine Leser (auch befördert durch die herrschende „Alltagsmode“) finden wird, das aber auch Weiterdenker braucht. Ich mag das Buch. Vielleicht kann es mit seiner Technikbegeisterung gegen jene Untergangsprophezen wirken, die literarisch oder wissenschaftlich die Ausplünderung des Planeten bejammern und sich von den Plünderern aushalten lassen.

PS: Gäbe es sie, dann würde ich das Buch auch gerne Ute und Gernod schenken!

Siegfried Gideon, Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte. Mit einem Nachwort von Stanislaus von Moss. 518 Abbildungen, 844 Seiten, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1982, 138,- DM

Wenn Pillen allein nicht helfen

Jürgen-Peter Stössel im Gespräch mit Klaus Konjetzky

Jürgen-Peter Stössel, promovierter Tiermediziner, passionierter Poet und Maler und profilierter Fachjournalist (u. a. *Süddeutsche Zeitung*, *Bild der Wissenschaft*) hat in den letzten Jahren verschiedene Arbeiten aus dem Gebiet der medizinischen Praxis vorgelegt. Zum Beispiel „*Psychopharmaka. Die verordnete Anpassung*“. Piper Verlag 1973 – ein Buch übrigens, das ihn die Stelle eines leitenden Redakteurs einer großen medizinischen Fachzeitschrift gekostet hat; „*Staatseigentum Gesundheit – Medizinische Versorgung in der DDR*“, Piper Verlag 1978.

Beide Bücher haben große Resonanz bei Lesern gefunden und heftige, kontroverse Diskussionen in Fachkreisen ausgelöst, haben also für produktive Unruhe gesorgt.

In diesem Jahr ist nun Stössels Buch „*Wenn Pillen allein nicht helfen – Erfahrungen mit der psychosomatischen Medizin*“ als Taschenbuch-Originalausgabe bei Knaur erschienen.

Dieses Buch war für mich ein Leseabenteuer von besonderer Art. Selten habe ich ein über 400seitiges Sach-/Fachbuch mit solcher Spannung gelesen. Eigentlich war es für mich wie ein Roman – und ich habe mich immer schon auf das Weiterlesen am nächsten Tag gefreut. Das ist so selbstverständlich nicht, denn die Schauplätze dieses „Romans“ sind Kliniken, Arztpraxen, Institute, Universitäten. Die „Helden“ sind Professoren, Ärzte, Wissenschaftler, Patienten. Die Materialgrundlage des Buches sind Interviews, Gespräche, Exzerpte aus der medizinischen Fachliteratur, aus Vorträgen, Dokumenten. Dies alles versprach einigermaßen interessant zu sein; warum aber wurde es so spannend?

Zum ersten liegt das sicher an Stössels Sprache. Stössel kann schreiben, wie nur ein literarischer Mensch schreiben kann. Da werden die vorgestellten Personen wirklich vorstellbar. Sie lassen nicht nur Zitate ab, sondern sprechen wie Menschen. Da werden Räume anschaulich, und die zahlreichen Fahrten, die Stössel für dieses Buch unternommen hat, werden zu einer unterhaltsamen Lesereise. Der Medizinfachmann Stössel erlaubt sich immer wieder mal einen Blick aus dem Zugfenster, und dort sieht er nicht Kliniken, Hörsäle und Institute, sondern tatsächlich Wiesen, Bäume, Dörfer, Landschaften. Die Reise mit Stössel macht Spaß.

Und er kann schreiben, wie das nur ein Fachmann kann. Seine Sprache ächzt nicht vor fachlicher Kompetenz (die er zweifellos hat) und wissenschaftlicher Autorität (die ja manchem Laien um so größer erscheint, je weniger er sie nachvollziehen, überprüfen kann). Stössel versteckt sich nicht hinter einer wissenschaftlichen Fachsprache, einem Fachjargon, der ihn vor vielleicht „unwissenschaftlichen Fragen“ schützt. Seine Sprache ist vielmehr Mittel der Kommunikation auch und vor allem mit dem Leser. Dem dialektischen Denken entspricht das dialogische Schreiben. Kurz: Ich habe mich immer angesprochen gefühlt und wurde als Leser zu einer Art ständigem Begleiter auf Stössels Exkursionen.

Und das zweite, was die Lektüre dieses Buches so aufregend macht, ist die Tatsache, daß hier die Fragen- und Problemstellungen nicht der Problematik einer medizinischen Spezialstrecke untergeordnet sind, sondern umgekehrt: an medizinische Probleme wird herangegangen mit all jenen Fragen, die sich

aus den alltäglichen Erfahrungen jedes Menschen ergeben. Das unterscheidet Stössels Buch von vielen anderen, auch medizinischen Sachbüchern, in denen – mehr oder weniger kenntnisreich – ein ganz bestimmter, oft sehr entlegener Ausschnitt aus einem speziellen Sachbereich abgehandelt wird.

„*Wenn Pillen allein nicht helfen*“ ist ein Buch, das die Fragen der Medizin dorthin zurückführt, wo die Fragen nach dem Zustand des Menschen, nach seinem Leben in einer Gesellschaft auftauchen und beantwortet werden müssen. Also muß gesprochen werden von der Arbeit, von Arbeitslosigkeit, von Familie, von Beziehungen, von Freizeit und Freiheit des einzelnen, von Politik und Geschichte muß gesprochen werden, von individuellen Nöten und Enttäuschungen, von gesellschaftlichen Ängsten, von Rüstung und Friedensbewegung, Ökologie und wirtschaftlichen Abläufen, von Kultur und gesellschaftspolitischen Zusammenhängen.

Stössel spricht davon – selbstverständlich und souverän –, gemäß seinem Verständnis von psychosomatischer Medizin, die den ganzen Menschen und nicht nur seinen Zwölffingerdarm oder seine geschwollenen Mandeln im Blick hat.

Stössel befragt unablässig die Medizin, beziehungsweise die medizinischen Praktiker und Theoretiker, nach ihrem Verständnis, ihrem Bewußtsein von diesen ineinander- und übergreifenden Zusammenhängen.

In diesem Sinne beginnt sein Buch mit der „*Biographie einer Infektion*“. Es ist seine, Stössels „Krankheitsgeschichte“. „Die Bronchitis muß Jürgen wohl mit zur Welt gebracht haben“, zitiert er seine Mutter. Deutlich aber wird in dieser „Biographie“, daß seine Fieber- und Hustenanfälle nicht zufällig auftraten, sondern Symptome waren, sozusagen organische Signale für eine psychische Befindlichkeit. Deutlich wird damit auch schon in diesem ersten Kapitel – was später am Beispiel ganz unterschiedlicher Patienten vermittelt wird –: solche Krankheiten lassen sich nicht einfach wegoperieren.

Mir hat dieses Buch geholfen. Es hat mich mir nähergebracht. Das wollte ich dem Autor sagen.

Konjetzky: Ich könnte mir denken, daß vieles von dem, was dieses Buch für mich so spannend gemacht hat, die Nähe zu meinen Erfahrungen und Problemen, die Subjektivität, mit der hier medizinische Fragen erörtert werden, für nicht wenige Ärzte eine Herausforderung, ja sogar ein Ärgernis darstellt.

Stössel: Einer, der das Buch rezensieren hätte sollen, ein Professor in Freiburg, hat geantwortet, er könne das Buch nicht besprechen – er fände es zwar hervorragend, aber es sei kein Buch über die psychosomatische Medizin, sondern ein Buch von Stössel, der die psychosomatische Medizin entdeckt.

Genau das wollte ich. Denn so wird am ehesten deutlich, daß die psychosomatische Medizin kein in sich abgeschlossener Bereich ist, womöglich ein Spezialgebiet der Medizin, wie zum Beispiel Hautkrankheiten. Psychosomatische Medizin stellt sich der Aufgabe, immer die Gesamtheit des menschlichen Lebens und seiner Zusammenhänge zu erfassen, eine Aufgabe, die sicher nie ganz zu bewältigen sein wird.

Das ist eine Sehweise, die im Zuge der wissenschaftlichen Medizin in Vergessenheit geraten ist. Die konsequente Anwendung der naturwissenschaftlichen Methodik verlangt, daß du immer noch ein kleineres Stück herauspräparierst, Krankheitssymptome immer weiter isolierst, damit auch die Therapie immer weiter loslöst vom Gesamtzustand des Menschen. Je konsequenter man das macht, desto weiter entfernt man sich vom Menschen. Das Ideal dieser an der Naturwissenschaft orientierten Medizin war ja auch, daß der Untersucher, der Arzt, der Beobachter genauso austauschbar ist wie der betroffene

Mensch, der bestimmte Symptome produziert. Demgegenüber steht nun die Auffassung, daß Krankheit so nicht zu verstehen ist, genausowenig wie Gesundheit, daß also für das Leben alles miteinander zu tun hat und miteinander zusammenhängt. Von daher ist es eine müßige Diskussion, ob etwas seelisch bedingt ist oder nicht. Alles ist immer seelisch mitbeeinflusst. Und es ist immer der Körper mit daran beteiligt. Jemand der jahrelang Depressionen hat, dessen Körper ist auch irgendwann kaputt. Und umgekehrt.

Konjetzky: Daß das, was man Seele nennen kann, und Körper zusammen den Menschen ausmachen, ist ja nicht gerade eine ganz neue Erkenntnis. Ich denke an die Kultur des antiken Griechenlands. Epidaurus zum Beispiel. Das war ja nicht nur das noch heute vorhandene große Freilichttheater. Epidaurus war ein Ort, an dem verschiedene Einrichtungen beieinander waren, die alle der inneren und äußeren Gesundung des Menschen dienten. Da gab es Bäder, Massage- und Gymnastikräume, klinische Versorgungseinrichtungen und dazu Tempel, Kulträume, Kommunikationsforen, Vortragsräume, Ruhezonen. Dem Theater als einem kulturellen Ereignis wurde dabei auch eine therapeutische Funktion zuerkannt.

Oder ich denke an den afrikanischen Medizinmann, der ja wohl nur zu einem geringen Teil durch Mittel und Medikamente Wirkung erzielt, sondern vor allem durch kultische Rituale auf den Menschen Einfluß ausübt. Wieso ist es eigentlich heute für offensichtlich viele Ärzte so schwer, Medizin in diesen Zusammenhängen zu sehen und zu praktizieren?

Stössel: Ganz allgemein werden diese Zusammenhänge ja nicht geleugnet. Aber in der ärztlichen Praxis wird in der Regel so verfahren, als gäbe es nur isolierte, definitive Gesundheitsprobleme.

Auch das hängt mit der gesellschaftlichen Entwicklung zusammen. Wir haben nicht mehr dieses Eingebundensein in Natur, in Naturgewalten oder in gesellschaftliche Rituale, die allgemein akzeptiert werden, die verbindlich sind, wie das Naturvölker und frühere Kulturen hatten. In der griechischen Kultur zum Beispiel war das zumindest für eine bestimmte Schicht noch so. Da gab es natürlich auch Sklavenkrankenhäuser, da ging es um den Erhalt der Arbeitskraft. Das war die andere Seite. Es war sehr schichtspezifisch. Aber für die jeweilige Schicht war das relativ einheitlich und verbindlich. Und der Träger des medizinischen Wissens war eine anerkannte Autorität, und der konnte das auch vermitteln. Da war klar, daß der viel mehr vermittelte als sein spezielles medizinisches Wissen.

Die Medizin konnte ja gegen die einzelnen Krankheiten effektiv nicht sehr viel tun. Spezifische Wirkungen von Medikamenten hatte sie so gut wie nicht. Sie hatte unspezifische Reizwirkungen, zum Beispiel durch Bäder, Massagen und dergleichen – und sie hatte vor allem die Beeinflussung durch die Person. Das war auf dem Stand der magisch-suggestiven Beeinflussung.

Das Fatale ist, daß die Entwicklung eingleisig in eine bestimmte Richtung ging. Die Naturwissenschaft vermittelte der Medizin das Gefühl: Wir können ja was bewirken! Das war ein tolles Erlebnis, daß man Leute bei Operationen plötzlich betäuben konnte, daß bei Wundinfektionen die Beine nicht mehr abgestorben sind, usw.

Und diese Möglichkeiten und das dieser Entwicklung zugrunde liegende Denken hat man konsequent weiterverfolgt. Das war die eine Richtung. Diese Richtung paßte auch zur gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, der kapitalistischen Industrieentwicklung, in der Arbeitskräfte verfügbar sein mußten, durch Krankheit ausfallende Arbeitskräfte also instandgesetzt werden mußten.

Parallel dazu haben sich dann die Erkenntnisse Freuds entwickelt, die Psychologie. Und Freud hat ja immer noch versucht, alles naturwissenschaftlich zu erklären, seine Erkenntnisse in einen naturwissenschaftlichen Begriffsapparat zu bringen.

Worauf es jetzt ankommt, ist, daß man in die wissenschaftliche Auffassung das einbringt, was heute als die Gesamtheit des Menschen zu sehen ist. Da kommen zwei ganz unterschiedliche Ansätze zusammen. Man kann jetzt nicht einfach das Rad zurückdrehen und vergessen wollen, was an naturwissenschaftlichen Erkenntnissen über den Menschen vorliegt. Es geht um eine Synthese des bisher Unvereinbaren.

Ücküll hat das einmal so formuliert: Die Naturwissenschaft hat ein Modell vom Körper, das in Raumkategorien denkt, das heißt, man lokalisiert räumlich, wo eine Störung ist. Während die Psychologie ein Zeitmodell hat. Man versucht herauszufinden, wann in einem zeitlichen Ablauf eine Störung eingetreten ist.

Beides paßt eigentlich schon zusammen, es sind nur völlig unterschiedliche Zugangsweisen. Und daher rühren ja auch die Widerstände. Die Ergänzung des naturwissenschaftlichen Zugangs zum Körper bedeutet, daß das Erkennen von Krankheit und ihre Therapie untrennbar verbunden ist mit der Beziehung der beiden, die es miteinander zu tun haben: also Arzt und Patient. Da fangen die Schwierigkeiten an. Selbst wenn theoretisch diese Kluft übersprungen wäre, ist die individuelle Barriere jedes einzelnen gegenüber dem, auf was er sich da einlassen muß beim anderen, noch nicht überwunden.

Da wird dann eben plötzlich der Arzt nicht nur als Kopf- oder Handexperte gefordert, sondern als ganze Person. Er muß am Krankenbett die ganze Person sein.

Konjetzky: Deine Kritik an der Medizin, der heutigen Apparatemedizin, der Rezeptblock- und Pillenmedizin, ist also im Grunde eine Kritik an den so praktizierenden Medizinern.

Stössel: Ich habe nach der Arbeit an meinem Buch über Psychopharmaka gemerkt, daß ich immer nur analysiert habe, was alles schief läuft. Da ist mir klargeworden, es genügt nicht, die Mediziner, die Pharmaindustrie und was weiß ich sozusagen als Drahtzieher zu entlarven, ihre Abhängigkeit von wirtschaftlichen Interessen zu zeigen, sondern man muß davon ausgehen, daß wir die Medizin haben, die zu dieser Art von Gesellschaft paßt. Und in dieser Gesellschaft ist es für alle Beteiligten vordergründig am gewinnbringendsten, in vielfachem Sinne gewinnbringend, wenn auf diese Art schnell die Symptome beiseitegeschoben werden, und das, was dahintersteckt, möglichst nicht mehr beobachtet werden muß.

Konjetzky: Reparieren also.

Stössel: Ja, noch nicht einmal reparieren, sondern die Symptome sind wegzubringen. Man soll sie nicht mehr wahrnehmen können. Der Störherd aber bleibt bestehen.

Diese ganze Gesellschaft ist ja eigentlich auf Entschädigungsrituale, auf Ersatzbefriedigungen zugeschnitten. Die wirklichen elementaren Lebensbedürfnisse werden fast nicht mehr befriedigt.

Ein Beispiel. Es wird ständig von dir Arbeit gefordert, als das Wichtigste im Leben, gleichzeitig aber wird Arbeit knapp gehalten. Du mußt froh sein, wenn du überhaupt eine kriegst. Die idiotischste Arbeit ist dann immer noch besser als gar keine.

Dieses System ist gar nicht in der Lage, jedem einzelnen eine sinnvolle, not-

wendige Arbeit zu geben. Solche Widersprüche gibt es massenhaft. Und dann werden die Menschen entschädigt, zum Beispiel durch Konsum. Dazu paßt diese Medizin. Du kriegst ein Rezept, eine Pille – das Symptom ist weg, du spürst dein Kopfweg nicht mehr. Oder deine Magenschmerzen.

Und weil das schon so lange so praktiziert wird, sind auch die Patienten darauf eingestellt. Das heißt, sie erwarten schon gar nicht mehr, daß der Arzt etwas anderes macht, als ein Mittel zu verschreiben.

Konjetzky: Ich lese immer wieder einmal Statistiken, nach denen sich die durchschnittliche Lebenserwartung in den letzten einhundert, zweihundert Jahren verdoppelt, verdreifacht hat. Und das doch wohl vor allem durch die Entwicklung in der Medizin, mit wirkungsvolleren Medikamenten, besseren Apparaten, usw.

Stössel: Das ist sicher ein weitverbreiteter Irrtum. Es gibt eine grundlegende Untersuchung von einem britischen Sozialmediziner, der hat etwas ganz Banales gemacht. In England und Wales gibt es Medizinalstatistiken über die Sterblichkeit an bestimmten Krankheiten. Diese Statistiken wurden schon im 19. Jahrhundert angelegt. Und dieser Sozialmediziner hat nun nachgeprüft, wann spezifische Medikamente, also Sulfonamide, Antibiotika, bestimmte Mittel gegen Tuberkulose, Impfungen usw., eingeführt wurden.

Er hat festgestellt: Die Sterblichkeit ist immer schon heruntergegangen, bevor diese Mittel eingesetzt worden sind. Die Sterblichkeit ist gesunken auf Grund der verbesserten Lebensbedingungen, der verbesserten Ernährung, der Hygiene. Wenn du halt in feuchten, dunklen Löchern haust, bekommst du eher Tuberkulose. Das wußte man früher schon, daß in den Arbeiterquartieren die Tuberkulose grassierte. Und in den gutbelüfteten und sonnigen Vierteln der Reichen war Tuberkulose ganz selten. Diese Zusammenhänge sind sehr viel wichtiger, auch z. B. für die Entwicklung der Säuglingssterblichkeit, als das, was an medizinischen, medikamentösen Möglichkeiten erreicht wurde.

Die Medizin, wie sie heute betrieben wird, ist nur effektiv am Ende einer langen Krankengeschichte. Bevor du einen Herzinfarkt bekommst, bis deine Herzkranzgefäße kaputt sind, befindest du dich in einem langen Prozeß, der deinen Körper beeinflusst auf Grund deiner Lebensweise, deines Verhaltens usw.

Die heutige Medizin ist eine akute, eine Notfallmedizin. Wenn jemand einen Unfall hat, eine akute Infektion, eine Lungenentzündung oder so was, kann diese Medizin helfen.

Aber die Hauptkrankheiten, unter denen wir heute leiden, sind ja ganz anderer Art. Das sind chronische Leiden, chronisch sich entwickelnde, über viele Jahre, Jahrzehnte gehende Krankheitsprozesse, die eigentlich als Dauererscheinung des Lebens bleiben. Und damit kommt die heute praktizierte Medizin immer weniger zurecht. Sie kann am Ende bei einer verstopften Herzkranzarterie eine Brücke einsetzen oder so etwas, aber gegenüber dem, was dazu geführt hat, daß die Herzkranzgefäße kaputtgegangen sind, ist diese Medizin ziemlich hilflos.

Und sie ist hilflos, weil sie diesen ganzen Bereich aus ihrem Denken ausgeklammert hat. Sie kann da immer nur sagen: Ihr dürft nicht so viel rauchen, nicht so viel essen, müßt euch mehr bewegen usw. Aber sie fragt nicht, warum die Leute das nicht machen, obwohl es doch vernünftig wäre. Warum sie das nicht machen wollen oder auch von ihren objektiven Voraussetzungen her nicht machen können.

Konjetzky: Du hast gesagt: Diese Gesellschaft hat die zu ihr passende Medizin. Kann denn unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt eine andere

Medizin entwickelt und praktiziert werden?

Stössel: Ich glaube, unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen ist es nur sehr begrenzt möglich, eine Alternative zu realisieren. Das ist nur punktuell möglich, und zwar in den Bereichen, wo die bisherige Art, mit Gesundheit und Krankheit umzugehen, an immer spürbarere Grenzen stößt. Das sind Grenzen, die sich jetzt zunehmend ökonomisch zeigen. Es ist nicht mehr zu bezahlen, daß man immer noch eine Untersuchung und noch eine Untersuchung macht.

Grenzen aber auch, die sich ergeben aus den Erfahrungen der Patienten. Ich gehe zum Doktor, aber das, was ich von ihm bräuchte, bekomme ich nicht oder nur ganz selten. Dieses Gefühl haben immer mehr Menschen. Und dann rennen sie zum Heilpraktiker oder sonstwohin. 70 Prozent der Patienten von niedergelassenen Ärzten gehen nebenbei, also sozusagen hinter dem Rücken ihres Arztes, zu einem Heilpraktiker. Das kennzeichnet ein Unbehagen.

Und jetzt gibt es zunehmend vor allem jüngere Ärzte, aber auch ältere niedergelassene, die so nicht weitermachen wollen, die so eine Art Midlife-Crisis kriegen, die sich neu orientieren wollen. Da geht dann oft die Ehe in die Brüche, nur Geld verdienen bringt ihnen dann auch nicht mehr die volle Befriedigung, das heißt, sie suchen nach was anderem. Solche Ärzte finden manchmal über so eine Balint-Gruppe die Möglichkeit, ihr Leben neu zu organisieren und einen neuen Zugang zu ihrem Beruf zu finden.

Also, in diesen Bereichen ist was möglich, auch unter den gegebenen Verhältnissen. Und wenn diese Neuorientierung von Ärzten mit dem Unbehagen der Patienten zusammentrifft, ist die Chance einer Alternative gegeben.

Dabei spielen natürlich auch Strömungen eine Rolle, die insgesamt in der Gesellschaft vorhanden sind. Die Friedensbewegung zum Beispiel. In der Friedensbewegung ist unter anderem eine Tendenz zu einem ganzheitlichen Verständnis vom Menschen vorhanden. Man will Politik nicht nur über den Kopf vermittelt bekommen, sondern man will das erleben, man will sich an der Hand fassen und wissen und erfahren, der neben mir ist auch für das, wofür ich bin.

Konjetzky: Friedensbewegung als Therapie?

Stössel: Das ist sie zweifellos. Obwohl ich da immer sehr skeptisch bin. Zumindest ist die Friedensbewegung, wie auch andere politische Bewegungen, ein Versuch der Selbstheilung. Und vielleicht nicht der schlechteste. Es gibt andere, z. B. Schreiben. Die Gefahr ist nur, daß dann von dieser einen Sache alles erwartet wird. Das erlebt man ja deutlich bei manchen Leuten in der Partei, die wollen von der Parteiarbeit alles kriegen. Freundschaft, Zuwendung, Anerkennung. Das ist natürlich eine Überfrachtung. Das kann eine Partei nicht leisten. Das kann auch die Friedensbewegung nicht leisten. Die Leute, die da zuviel erwarten, werden dann oft sehr schnell enttäuscht und entmutigt.

Konjetzky: Man kann sagen: Arbeitslosigkeit kann krank machen.

Stössel: Zweifellos.

Konjetzky: Was müßte der Arzt also machen? Er müßte Arbeit verschreiben können.

Stössel: Das Problem ist, daß du eigentlich hilflos bist, wenn du ein soziales Problem medizinisch definierst. Das heißt, du wirst mit Dingen konfrontiert, die du nicht medizinisch handhaben kannst. In diesem Dilemma waren viele engagierte, junge Ärzte, die diesen ganzen Wust von gesellschaftlichen Problemen vor sich sahen und sich damit auseinanderzusetzen hatten. Die sagten dann: Um Gottes willen, wo soll ich da anfangen?

Der Weg wäre, daß Ärzte ihr gesellschaftliches Prestige, das sie ja zweifellos immer noch in starkem Maße haben, in einer bestimmten Richtung einsetzen: als Parteinahme für den Hilfesuchenden; ich erwarte eigentlich, daß sie sich immer auf die Seite der Hilfesuchenden stellen. Also zum Beispiel bei der Frage: Arbeitsfähig oder nicht? Da müßte der Arzt davon ausgehen: Ich kann nicht über deine Arbeitsfähigkeit entscheiden, das kannst nur du selber. Du fühlst dich nicht arbeitsfähig, das muß ich akzeptieren. Das ist eine subjektive Entscheidung, da ist kein objektiv feststellbares Leiden, das Arbeitsunfähigkeit begründete.

Aber die Ärzte haben die gesellschaftliche Funktion, über Arbeitsfähigkeit oder -unfähigkeit zu entscheiden. Da verlange ich Parteinahme.

Was Ärzte tun können, ist, das Unterscheidungsvermögen schärfen für das, was mit einem Menschen infolge der objektiven Bedingungen passiert. Es würde schon viel helfen, wenn bestimmte negative Zustände, in denen sich ein Mensch befindet, von ihm nicht als sein ganz persönliches Problem betrachtet werden müssen, daß er also sieht: Das ist nicht mein Versagen. Heute ist ja wieder sehr die Schuldtheorie im Schwange. Danach bist du also selber schuld an deiner Krankheit. In der Psychosomatik wird eben dieser dialektische Zusammenhang gefördert: einmal die Selbstbeteiligung am Kranksein, am Krankwerden bewußtmachen, was einen Gewinn an Freiheit für den einzelnen bedeuten kann, wenn es richtig vermittelt und verstanden wird, eine Verfügungsfreiheit über sich selbst. Zum anderen das Erkennbarmachen der objektiven, gesellschaftlichen Bedingungen, des Rahmens, der mir aufgezungen wird. Zum Beispiel: Ich habe die und die Arbeit, die und die Vorgesetzten. Dabei kann mir der Arzt nicht helfen. Der kann mir nur helfen zu begreifen, daß ich mir nicht jeden Schuh anziehen muß. Und wenn man das erkannt hat, erträgt man auch mehr, ist dem nicht so ausgeliefert. Wer erkennt, woher seine Magenschmerzen kommen, hat oft schon keine mehr.

Vielleicht gewinnt er dann auch die Kraft, sich zu wehren. Das geschieht nicht beim und mit dem Arzt. Das muß er in und mit den politischen, gesellschaftlichen Organisationen leisten, die dort hinwirken, wo auch sein Leben beeinträchtigt wird: also Partei, Gewerkschaft, Bürgerinitiative u. ä.

Die Medizin kann quasi die Brücke bauen, kann helfen, sich auf die eigenen Füße zu stellen; sie kann damit helfen, daß der einzelne unmenschliche Verhältnisse nicht mehr nur in Form eines Magengeschwürs ablebt.

Das heißt, es ist beim Individuum eine Menge zu machen, auch dann, wenn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nicht einfach zu ändern sind.

Konjetzky: Dieses Verständnis, dieses Erkennen der eigenen Möglichkeiten führt eigentlich dann an der Arztpraxis vorbei.

Stössel: Das Problem ist, daß der Arzt im Augenblick die Schlüsselstellung einnimmt. Die Menschen nehmen, bevor sie etwas als Arbeitsproblem, als familiäres Problem, als gesellschaftliches Problem wahrnehmen, in der Regel ein körperliches Problem wahr. Damit gehen sie zum Arzt und suchen Hilfe. Und der Arzt müßte es jetzt eigentlich wieder zurückführen, dorthin, wo die eigentlichen Probleme liegen.

Die Ärzte, die ich in dem Buch beschrieben habe, sind zunächst wirklich Ausnahmen, das sind Pioniere, die bestimmte Opfer in Kauf nehmen, die man nicht allgemein erwarten kann. Man kann nicht von einem Arzt erwarten, daß er sich von vornherein gegen die Gesellschaft verhält. Die Gesellschaft bietet ihm die Möglichkeit, sich eine bestimmte Position anzueignen. Es wäre heuchlerisch, den einzelnen anzulasten, daß sie diese Position anstreben und annehmen.

Eine Klinik ist nicht zufällig so organisiert, wie sie es heute ist. Die heißt völlig zu Unrecht Krankenhaus, weil es um die Kranken eigentlich erst ganz am Ende geht.

Aber gerade weil das so ist, ist es notwendig, daß einzelne, die das zu durchschauen beginnen, praktische Versuche machen, die Abläufe in der Klinik, der Praxis anders zu organisieren. Daß also z. B. mehr Zeit für Gespräche bleibt usw. Das kann man noch so oft beschreiben, richtig deutlich und auch zum Ärgernis für den etablierten Ärztebetrieb wird es erst dadurch, daß es praktisch versucht wird. Da sind eben solche Pioniere wichtig, die zeigen, es geht ja auch anders. Die Praxis solcher Kliniken und Ärzte macht dann den bestehenden Skandal erst richtig deutlich. Ich denke, daß durch solche Versuche Prozesse in Gang gesetzt werden, die dann nicht einfach zurückgenommen werden können. Die Patienten machen dann ja auch Erfahrungen, und viele von denen geben sich dann nicht mehr mit dem herkömmlichen Arztbetrieb zufrieden. Dadurch kann ein Druck entstehen, der schließlich auch andere Ärzte – und sei es zunächst aus Anpassung – dazu zwingt, ein bißchen was von dem, was da anderswo versucht und praktiziert wird, in ihre eigene Arztpraxis zu integrieren. Aber natürlich wäre nicht viel gewonnen, wenn eine solche Entwicklung nur über den Weg der Anpassung an im Augenblick opportune Modelle liefe. Das wäre dann bei einer entsprechenden gegenläufigen Strömung sofort wieder weg. Wirkliche Veränderungen im therapeutischen Bereich, im Verhältnis von Arzt und Patient, setzen doch langfristige Prozesse voraus, in denen z. B. der Arzt und der Patient das Verhältnis zur Krankheit neu bestimmt. Krankheit wird doch heute weitgehend als etwas gesehen, das den Menschen sozusagen überfällt und was zu bekämpfen ist. Eine Veränderung im ärztlichen Umgang mit Patienten verlangt aber ein anderes Verständnis von Krankheit, als etwas zum Leben Gehöriges, als etwas, das vielleicht auch in bestimmten Lebensphasen notwendig ist, um zur Ruhe zu kommen, um über sich selbst nachdenken zu können.

Mit einer Krankheit verbindet sich ja auch eine bestimmte Erlebniskategorie. Wer nie Fieber hatte, hat eine ganz wesentliche Erfahrung nicht gemacht.

Konjetzky: Die heutige Medizin bekämpft die Krankheit. Krankheit ist etwas gesellschaftlich Negatives. Der Kranke ist ein Versager. Deswegen leugnen ja auch viele ihre Krankheit beziehungsweise tun alles, sie zu stoppen. Und das Schlimmste – nach diesem Selbstverständnis – ist der Tod. Den sollte es eigentlich nicht geben. Also leben die meisten so, als gäbe es ihn nicht. Die Ärzte, die die Krankheit bekämpfen, bekämpfen als letztes den Tod.

Stössel: Die Prognosen in den 50er Jahren lauteten, daß wir schon jetzt weit über hundert Jahre alt werden können und daß der Tod irgendwann einmal abgeschafft werden kann.

Die euphorischen Prognosen, die es ja in allen Bereichen der Naturwissenschaft und Technik gab, sind heute nicht mehr so ohne weiteres möglich. Heute hat sich das allgemeine Bewußtsein doch deutlich verändert. Das Bewußtsein von der Hinfälligkeit und Sterblichkeit des Menschen ist stärker geworden. Dazu hat sicher die Atomkriegsdrohung, die Drohung der Vernichtung alles Lebenden auf der Erde, auch die Umweltbedrohung beigetragen. Dieses veränderte Bewußtsein hat natürlich Folgen auch für die Medizin. Was machen die Ärzte jetzt? Die Unsterblichkeit ist keine glaubwürdige Orientierung mehr. Die Schwierigkeit des Akzeptierens der menschlichen Hinfälligkeit berührt die Frage nach dem Menschenbild insgesamt. Da ist etwas, was mich sehr beschäftigt. Der Dichter Aitmatow hat es so formuliert: Die Literatur hat heute eigentlich die Funktion übernommen, jenen Bereich, der

in der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung zu kurz gekommen ist, auszufüllen. Das ist das, was man als Seele bezeichnet. Worauf es ankäme, wäre, das zu vereinen, was im Menschen immer da ist. Fühlen und Denken. Vor diesem Hintergrund sehe ich die Fragen, die sich in der Medizin stellen. Es läuft zu auf die Frage des Menschenbildes, auf die Frage der Ethik. Dort liegt das Dilemma der Medizin. Woher soll man die Ethik nehmen? Es gibt hier bei uns keine verbindlichen Werte, an denen sich die Gesellschaft, der einzelne orientieren kann. Diese Gesellschaft bietet keine befriedigende Perspektive. Damit sind wir halt wieder mittendrin in der Frage nach den gesellschaftlichen Bedingungen, dem gesellschaftlichen, politischen System, eine Frage, die sich eben nicht aus der Medizin ausklammern läßt.

Sepp Bierbichler Hommage à Oskar Maria Graf

Diese Woche am Montag wurde mein Vater beerdigt, und der Bürgermeister meiner Heimatgemeinde hielt ihm zu Ehren eine kurze Ansprache, denn mein Vater war viele Jahre Mitglied des dortigen Gemeinderates. In seiner Rede betonte er die Heimatverbundenheit meines Vaters, seine engagierte Dorfgemeinschaft und lobte seinen jahrelangen Einsatz für die Gemeinde. Soweit ist gegen diesen jahraus jahrein auf Dörfern sich wiederholenden Vorgang und Inhalt nichts zu sagen, wenn aus der Stimme des Bürgermeisters nicht klar herauszuhören gewesen wäre, daß er das Gesprochene auch gleichzeitig als versteckte Anfechtung gegen die am Grab anwesenden Kinder meines Vaters gebrauchte. Die Kinder meines Vaters verbringen einen Teil ihrer Zeit außerhalb der Heimatgemeinde. Notgedrungen hat sich der vordergründige Bezug zur Gemeinde und ihren Menschen etwas verändert.

Solche Veränderungen werden von den Dauerdaheimbleibern oft als Loslösung aus den alten Gefügen empfunden, Mißachtung von Heimat und Herkommen wird gewittert, Hochmut und Überheblichkeit glaubt man an den neuen Zügen des auch veränderten Wesens solcher „Heimatflüchtlinge“ zu erkennen und über das Sein und Tun der angeblich davongelaufenen entwickeln Fantasie und Stammtischgespräche erstaunliche Geschichten.

Als ob es das überhaupt gäbe: Eine Loslösung aus alten Gefügen! Ich dachte während der Rede des Bürgermeisters trotz Trauer um meinen Vater angeregt an Oskar Maria Graf. Auch er war aus seiner Heimat weggezogen und hat in der Fremde seine Arbeit geleistet. Seine angestammte Umgebung hat ihn jahrzehntelang als Flüchtling und Abtrünnigen, nicht mehr Dazugehörigen behandelt. Es ist noch keine zwei Jahre her, daß man ihm zum wiederholten Male sogar seinen vollständigen Namen verweigerte. Bei Grafs Nachnamen eine erstaunliche Vervielfältigung seiner Person. Stellen sie sich vor, den vielen Richard-Wagner-Straßen würde plötzlich amtlicherseits der Vorname geraubt! Wie viele Zehntausende würden sich auf einmal in Deutschland als Geehrte fühlen. Die Gemeinde Berg ist ein solches Risiko eingegangen. Unvollständigkeit war ihr lieber, als mit dem vollständigen Namen eines der bedeutendsten deutschsprachigen Schriftsteller dieses Jahrhunderts in Verbindung gebracht zu werden.

Ich versichere Ihnen indes, daß kein Bürgermeister und kein Gemeinderat dieser Gemeinde, keiner, der – wie es am Grab meines Vaters formuliert wurde – aktiv am Leben dieser Gemeinde teilnahm, der Gemeinde ein solches Denkmal setzen wird, wie es der davongelaufene Oskar mit seinen Büchern getan hat. Ein Denkmal, das auch eine Zeit überdauern wird, in der Marmorbüsten vom sauren Regen zerfressen sein werden: Wenn wir diese Zeit noch erleben sollten – vieles deutet im Moment darauf hin, daß das nicht der Fall sein wird –, dann werden die Bücher Grafs noch über die Gemeinde Berg erzählen und nicht eine zerfallene Votivkapelle, sondern „Das Leben meiner Mutter“ wird an einen sogenannten Märchenkönig erinnern, der sich ebenfalls zeitweilig in dieser Gegend aufgehalten hat und dem ganze Vereine wertvolle Freizeit opfern.

Nun, soviel ich gehört habe: Die Gemeinde will mittlerweile einen ganzen Platz opfern und ihn mit dem vollständigen Namen eines verstorbenen deutschsprachigen Volksschriftstellers überschreiben.

Dieser Sinneswandel kann nicht grundlos vor sich gegangen sein. Was ich

mit dem Auftritt des Bürgermeisters am Grab meines Vaters sagen wollte, ist: Daß die Grabredner aller Farben den Blick auf enggesteckte Grenzen propagieren und den Blick über diese Grenzen hinaus als etwas Unerwünschtes und Verdammenswertes darstellen. Denn dieser Blick über die Grenzen hinaus erweitert den Blick auf die Grenzenlosigkeit von Machtgelüsten und politischer Amtsanmaßung. Auch Graf hatte es zu Lebzeiten mit solchen Grabrednern zu tun und viele dieser Grabredner und ihrer Nachfolger sitzen dieser Tage beisammen und scheuen sich nicht, den jahrzehntelang Verschmähten jetzt zu feiern.

„Auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört“, schreibt Walter Benjamin. Und die Stadt München gibt ihm recht, wenn sie eines ihrer umstrittensten und häßlichsten Bauwerke der letzten 30 Jahre vierzehn Tage lang mit den Namen zweier zu Lebzeiten geächteter Söhne, Graf und Feuchtwanger, einweiht.

Unter diesem Aspekt haben wir auch die heutige Feier der Gemeinde Berg und die Benennung eines Oskar-Maria-Graf-Platzes zu betrachten. Nicht die Wahrheit, die Graf über sich und seine Umgebung verbreitet hat, interessiert dabei, sondern der Ruhm, den die Geschichte der Wahrheit immer wieder zuteil werden läßt.

Das ist das Dilemma, aber auch gleichzeitig die Größe großer Schriftsteller, daß sie, sind sie erst mal Geschichte geworden, vereinnahmt werden können, nach den verschiedensten Seiten hin. Denn: In allem ist Leben, auch in der Lüge. Graf hat das sehr genau gewußt und so hat er sein Leben lang geschrieben. Sein Schreiben war Kampf gegen die Lüge, um das Leben zu finden.

Aus dem Grab des halb verhungerten Kalbes, das man nicht mehr in den Stall zurücklassen wollte, ist plötzlich eine fette, und mittlerweile auch – wenn man sie nur richtig behandelt – scheinbar lammfromme Milchkuh herausgewachsen, deren Euter man nur noch zu melken braucht, um gesegneten Profit einzustreichen. Denn diese Milchkuh ist mittlerweile in der ganzen Welt bekannt und so mancher Amerikaner, dem Grafs Bücher bekannt sind, wird auf seiner Reise nach Europa „solange es Europa noch gibt“ auch die in Grafs Büchern beschriebenen Orte aufsuchen. Die Touristengemeinde Berg kann mit ihrem zurückgeholten Sohn rechnen. Ganz in dem ihr genehmen merkantilen Sinn.

Aber auch der tote Graf hat noch seine Ecken. Und solange es junge und lebendige Hirne gibt, wird er in diesen wühlen. Und auch als Toter wird er dazu beitragen, daß die Aktivität aller Geschäftemacher Geschichte werden wird, so wie die Burgen, die Ludwige, die Schlösser und alle bis heute durch die Geschäftemacher ausgelösten Kriege.

Dietrich Kittner Durchsage für den Berufsverkehr

Auf der Bundesautobahn
zwischen den Anschlußstellen
Gestern und Zukunft
ist rechts
ein Sozial-Laster
mit erheblichen
Steuerungsschäden liegengeblieben.

Überholen Sie links,
jedoch mit nicht mehr
als fünfundreißig Stunden
pro Woche
um so die Rettungsarbeit
zu erleichtern.

Dagmar Scherf Lob des Singens vor den Toren

„An wem liegt es,
wenn die Unterdrückung bleibt?
An uns!“

Niedergesungen
die Angst,
die Streikbrecher,
die Langeweile,
die Müdigkeit,
den Frust –
„Wer seine Lage erkannt hat,
wie sollte der aufzuhalten sein?“

Heraufgesungen
den Mut,
die Solidarität,
das Augenblitzen,
den Tanz,
die Hoffnung –

An wem liegt es,
wenn die Unterdrückung zerbrochen wird?
An uns!

(Mit Brecht-Zitaten)

Wolf Peter Schnetz Streik '84

(„Vorfall am Rande“)

Nichts Besonderes los
an diesem 19. Mai, nur
der Streik der Metaller,
Setzer und Drucker.
Die Regierung verhängt
eine Sperre der Löhne:
„Kein Kurzarbeitsgeld
für alle vom Ausstand Betroffenen“
(wenn die Lieferbetriebe nicht liefern),
„kein Geld für die mittelbar
vom Streiken Betroffenen“,
teilte die Anstalt für Arbeit
uns mit: mittel-bar,
wie man so sagt.
Eine kleine Pression
ohne Bedeutung.
Verfügung am Rande.
Wir werden die streikenden Kerle
schon kirrekriegen, verkündet
Franz Josef Strauß
nicht
auf dem Hauptmarkt
in Nürnberg im Mai,
nein.
Er sagt es ein wenig verbindlicher
und deutlicher.
Streiks, nichts gegen Streiks, aber die
Streiks, sie schaden dem Kapital,
UNSERER WIRTSCHAFT,
dem Wachstum, dem Wohlstand,
die schaden dem Grundkapital,
meine Damen und Herren,
Wirtschaft, Wachstum, Wohlstand:
UNSER GRUNDKAPITAL,
das die maßlosen Funktionäre,
nein, nicht die Arbeiter, die Funktionäre!
kaputtmachen! kaputtmachen wollen!
hebt er mit drohend erhobener Stimme hervor
und erschlägt uns mit seiner
sich laut überschlagenden Stimme
am Hauptmarkt in Nürnberg im Mai.
Am Rand des heutigen Tagesgeschehens
wird ein Sekretär der Gewerkschaft,
ein alter Mann schon, auf Posten,
von einem Zulieferwagen,
der Durchlaß verlangt,
beim Anfahren gegen die Menschenmauer,

beim Vorwärts- und Rückwärtsrangieren,
beim Hin- und Herstoßen im dichten Gedränge,
glatt überrollt,
einmal, noch einmal,
einmal ist keinmal,
nur ein Versehen,
wie der Nachrichtensprecher am Bildschirm
versichert, 19. Mai
Vierundachtzig.

Erklärung Stuttgarter Schriftsteller zum Arbeitskampf

1. Wir stellen fest, daß in den Stuttgarter Zeitungen über den Arbeitskampf einseitig und verfälschend zugunsten der Arbeitgeber berichtet wird.
2. Die geplante bundesweite Aussperrung ist ein Versuch, die Gewerkschaften ihrer historischen Funktion zu berauben.
3. Es steht für uns außer Zweifel, daß die CDU/CSU/FDP-Regierung einseitig die Interessen der Arbeitgeber unterstützt und damit bewußt den Arbeitskampf verlängert.
4. Wir solidarisieren uns mit den Streikenden und ihrer Forderung nach der 35-Stunden-Woche, einem wesentlichen Mittel zum Abbau der Arbeitslosigkeit.

Felix Huby, Manfred Esser, Fred Breinersdorfer, Irmela Brender, Imre Török, Yüksel Pazarkaya, Horst Brandstätter, Andreas Kalckhoff, Bernd Fischle, Werner Dürrson, Ulrich Raschke, Peter Schlack, Lydia Tews, Marcus Conradi, Werner Jany, Marlies Brommund-Hungerbühler, Hans Schmid, Hans Herrmann, Wolfgang Kiwus.

Stuttgart, den 7. 6. 1984

19 Stuttgarter Schriftsteller haben am 7. Juni 1984 diese Erklärung zum Arbeitskampf verfaßt. Wir beabsichtigten sie als Anzeige im Anzeigenverbund der Stuttgarter Zeitungen zu veröffentlichen. Unser Anzeigenauftrag wurde abgelehnt, obwohl wir bereit gewesen wären über 1400 DM dafür zu bezahlen. Die Ziffer 2 der Erklärung ist derzeit nicht aktuell, weil es bislang nicht zum Versuch einer bundesweiten Aussperrung kam. Ziffer 1 war der Grund der Ablehnung. Die Stuttgarter Zeitung ist der Auffassung sie berichte korrekt. Wir haben erwogen, unseren Anzeigenauftrag auf dem Rechtsweg durchzusetzen. Wir mußten uns belehren lassen: Der Anzeigenverbund ist kein Monopolist, der jeden Auftrag annehmen muß – es gibt auch eine Stuttgarter Ausgabe der BILD-Zeitung. Das Bundesverfassungsgericht stellt darüber hinaus die Verlegerfreiheit des sogenannten Tendenzbetriebs über die Meinungs- und Informationsfreiheit. Wir bleiben bei unserer Meinung. (...)

Vito d'Adamo Zwangsaufenthalt in Frattamaggiore

Die Bahnarbeiter der festen Anlagen des Bahnhofs Neapel waren in Aufruhr und forderten „angemessene Verbesserungen für die untersten und schlechtest bezahlten Berufsgruppen, besonders für die Hilfsarbeiter, Arbeiter, Angestellten und Werkmeister ihres Bereichs.“ Sie hatten die Gleise besetzt und den Verkehr von und nach Neapel unterbrochen.

Zwei lange Züge, einer aus Westdeutschland kommend, der Stuttgart-Neapel-Express, den Emigranten gut bekannt, und der andere aus Rom mit Ziel Reggio Calabria (unter anderem der Anschlußzug des Loreley-Express, der durch halb Europa von Amsterdam durch Holland, Westdeutschland, die Schweiz und Italien bis nach Rom fährt, auch dieser voller Emigranten), standen Seite an Seite nur wenige Kilometer von der Hauptstadt Kampaniens, Neapel, entfernt. Auf den Bahnhof Frattamaggiore brannte die Julisonne nieder. Die Wagen waren wie Backöfen und jede Familienreisegruppe, zum größten Teil Emigranten aus Holland, Westdeutschland – besonders auch aus Baden-Württemberg – und der Schweiz (dazu kamen die Reisenden aus Turin und Mailand, inländische Migranten genannt: „Du hast Glück, daß du in Deutschland bist. Ich wohne in Turin und fühle mich ausgestoßener als ihr euch im Ausland je fühlen könntet.“ „Sei bloß still, du kannst wenigstens in Italien bleiben.“ „Italien, was sagst du da? Aber diese Polentafräser betrachten und behandeln dich so, als wenn du, was weiß ich, aus Biafra kämest. Und mit ihrer Meinung halten sie sich nicht zurück, weißt du, die sagen sie dir ins Gesicht. Sie führen die Apartheid durch, das ist noch schlimmer als Getto!“); also jede Familiengruppe hatte einen Schichtwachtdienst bei den zahlreichen Gepäckstücken eingerichtet, auf Grund von vergangenen eigenen und anderweitig gesammelten Erfahrungen. Eine Vorsichtsmaßnahme, die durch das Lesen einer „Bekanntmachung“ in vier Sprachen der Staatlichen Italienischen Eisenbahnen, die von einem italienischen Polizeibeamten an der italienisch-helvetischen Grenze an alle Reisenden verteilt worden war, noch bestärkt wurde: „Auch bei der Eisenbahn werden zunehmend Diebstähle beobachtet. Die Reisenden werden darum gebeten, ihr Gepäck und ihre Wertsachen besonders beim Ein- und Aussteigen im Auge zu behalten. Verwirrung und Aufregung werden nicht selten absichtlich provoziert. Wir bitten daher die Reisenden, jedwede Unregelmäßigkeit oder verdächtige Handlung sofort dem Bahnpersonal bzw. der Bahnpolizei zu melden.“ Die gerade vom Wachdienst Befreiten suchten etwas Kühle im Schatten, belagerten die Bahnsteige, die Räume des Bahnhofes, hielten sich unter dem Bahnsteigdach und unter den wenigen Bäumen auf. Vor dem Bahnhof war der übliche Vorplatz, von diesem führte eine lange sonnige Straße zur Ortsmitte. Der Vorplatz, der fast verlassen war, wurde nur von ein paar einzelnen Reisenden bevölkert, die auf der Suche nach einer Möglichkeit, die Stadt so schnell wie möglich zu erreichen, sofort entmutigt wurden, da, passend zu diesen Streiks, auf der Fassade des Bahnhofsgebäudes in schwarzer Schrift geschrieben stand: „Kommunisten, ihr seid die ersten auf der Liste!“ Die beiden Züge mit den überhitzten Wagen standen jetzt schon seit mehr als zwei Stunden dort. Mittag hatte es längst geschlagen. Die Reisenden, gezwungen, sich draußen aufzuhalten, zwängten sich in den spärlichen Schatten angesichts der nachmittäglichen Schwüle. Die Bahnhofsgaststätte hatte alle Vorräte aufgebraucht, die Telefonmünzen inbegriffen. Der Verantwortli-

che für den Wandapparat war nicht da und keiner wußte, um wieviel Uhr er kommen, und ob er überhaupt an diesem Tag noch kommen würde.

Glücklicherweise plätscherte der Bahnhofsbrunnen von Frattamaggiore einladend, in dem er lustig frisches Wasser auf die Schuhe und die nackten Füße der gelegentlichen Benutzer spritzte. „An Durst werden wir nicht sterben“, sagte ein junger Mann ohne Hemd, trank und wusch sich Gesicht, Hals, Brust und bot seinen Haarschopf dem starken Wasserstrahl dar, so daß seine dunklen, nassen Haare sich kräuselten.

„Wenigstens, bis die von der Wasserleitung nicht auch noch streiken“, erwiderte ein anderer, der sich seinerseits unter den Strahl stellte. „Ich wäre mit den streikenden Arbeitern solidarisch, aber die müßten auch ihrerseits solidarisch mit mir sein“, meinte Rechtsanwalt Bonaccorsi mit klangvoller Stimme selbstgefällig wegen seiner geistreichen Bemerkung, als er aus dem Speisewagen stieg; und, wie es ihm oft passierte, an das imaginäre Bild gerichtet, das er sich von seiner Zuhörerschaft machte. Der Satz fiel in das allgemeine Stimmengewirr, er wurde von den Akzenten der verschiedenen Dialekte verschluckt, er konnte niemanden beeindrucken, weil Kommentare, Vermutungen und Erfindungen lauthals ausgetauscht wurden und auch verschiedene Stimmen laut wurden, was wohl inzwischen in Neapel vorgefallen wäre: „Der Streik ist da, ein Streik der rechten Gewerkschaften. Die sind gegen die Arbeiter!“ „Ich sage dir, die haben den Bahnhof von Neapel besetzt, und aus dem wirft sie niemand mehr hinaus: Das sind die organisierten Arbeitslosen, eine Plage für die Polizei, wer wagt sich schon an die heran?“ „Wenn es nur das wäre; bestimmt haben sie inzwischen die Gleise in die Luft gesprengt.“ Die Menge war verwirrt und geteilter und schwankender Meinung bei diesen Worten. Das Gefühl des Unbehagens wurde für einen Moment durch die Empfindung ausgeglichen, die dieser „Skandal“ verursachte, der durch diese unentgeltlichen Schlußfolgerungen hervorgerufen worden war. Aber für die Menge war die Anpassung an die Notsituation vorrangig.

„Da kann man nichts machen, Italien ist nun einmal so!“ „Ich weiß, was und wen man hier brauchen würde.“ „Wir wissen, was notwendig wäre: Abschaffung der Ursachen, die solche schädlichen Wirkungen haben, zur Erreichung einer besseren Lebensqualität.“

„Was für schöne und heilige Worte. Als wenn wir nicht alle wüßten, daß, um dies zu verwirklichen, die ganze Gesellschaft in ihrer heutigen Struktur, die für die meisten äußerst schlecht ist, da sie nicht zählen, und gut nur für die wenigen, die wirklich zählen, von Grund auf erneuert werden müßte, aber eine Abschaffung der Ursachen erlauben sie dir nicht.“

„Der Tag wird noch kommen.“ „Früher sagte man: Baffone wird kommen. Jetzt haben sie den historischen Kompromiß und Eurokommunismus erfunden.“ „Den Eurokommunismus und den historischen Kompromiß hat doch der Schriftsteller Giovannino Guareschi mit Don Camillo und dem Genossen Peppone erfunden!“ (1) „Also gibt es keine Rettung, keine Hoffnung?“ „Jemand kämpft, das seht ihr ja. Zum größten Teil sind wir hier Arbeiter und Emigranten, wir werden die Konsequenzen einer Streikforderung noch ertragen können, denke ich.“ „Das schon, ich möchte nur mal wissen, warum die Genossen immer streiken, wenn wir nach Hause fahren.“ „Offenbar leben wir Italiener gerne so, wir finden es reizender“, schloß ein Händler ab, welcher erpreßt wurde und – gedacht als nützlichen Hinweis – erst vor kurzem durch die Explosion einer Bombe in seinem Geschäft beachtliche Schäden

erlitten hatte. Er war dahin gegangen, wohin er gehen mußte, hatte mit dem gesprochen, mit dem er sprechen mußte, hatte seine Vereinbarung getroffen und den Vertrag mit einem Multimillionärs-Diner besiegelt: „Der Kunde zahlt sowieso!“

Rechtsanwalt Bonaccorsi betrachtete die Menge, er schnappte ein paar Sätze auf, eine übelriechende Schwade erregte ihn.

„Wir sind wirklich sehr viele auf der Welt“, sagte er, die Nase rümpfend, angewidert durch den scheußlichen Gestank und fast beleidigt wegen der nicht erfolgten Wahrnehmung seiner Worte von seiten der Anwesenden. Er beobachtete all dieses Volk, und es kamen ihm Gedanken in den Sinn, die er als unaussprechbar definierte auf Grund der sozialen Zusammensetzung des größten Teils der unfreiwilligen Versammlung. „Man müßte lichten, lichten, sehr viel lichten.“ Aber wem hätte man die Ausführung eines solch notwendigen und wichtigen Planes anvertrauen können? Er dachte darüber nach, aber in den ausgedehnten Kreisen seiner Freunde, Kunden und Bekannten fand er niemanden mehr geeignet als sich selbst.

„Ja, mein lieber Rechtsanwalt Großoffizier Nicandro Saverio Bonaccorsi, Sie müssen sich opfern. Niemand ist besser als Sie geeignet. Auch dem besten Planer würde immer etwas, wenn auch nur eine geringfügige Kleinigkeit, entgehen – ohne vom Korruptionsfaktor zu sprechen. Sie, der große Organisator, würden immer unbestechlich bleiben! Für den Anfang würden Sie damit beginnen, eine Lichtung der Bevölkerung ab dem siebzigsten Lebensjahr aufwärts vorzunehmen. Eine gerechte Handlungsweise in Proportion auf die konkreten Bedürfnisse, schmerzlos, keimfrei, einer objektiven Notwendigkeit entsprechend, im Rahmen eines Vorschlags zur Sterilisation der kinderreichsten Schichten und der Euthanasie für den von Krankheiten gezeichneten Teil der Menschheit.“

Rechtsanwalt Bonaccorsi hätte das schicksalhafte „Du“ erwartet. Aber intuitiv erkannte er – und schätzte seine verschwörerische Vorsicht – sofort die Zweckmäßigkeit einer totalen Tarnung, folglich mußte er auch seine Sprache, in der Öffentlichkeit und im Privaten, seine Idee zur Erlangung einer neuen Ordnung anpassen, die sicherlich keine demokratische Ordnung war. „Ich bin geehrt, zu gütig, meine Herren! Und in dieser Phase können keine Diskriminierungen irgendwelcher Art berücksichtigt werden: alle, wirklich alle, bitte! Wir werden die Fahnen für die Unsrigen mit Trauerflor schmücken, wir werden um die außergewöhnlichen, die auserwählten, die genialen Männer trauern: die Elite, genau gesagt; auch wenn sie von der anderen Seite sind. Wir werden soviel wie nötig für den frühzeitigen, aber hochnotwendigen Abschied unserer Eltern, der liebsten Anverwandten, der intimsten Freunde ... leiden.“

Nicht länger wollte er sich mit dieser Menge vermischen. Mit großer Würde nahm er erneut seinen Platz im Schlafwagen ein, er enthielt sich dem Pöbel und vergrub sich nochmals in tiefgründige Betrachtungen. Er betete, daß die nächste Amnestie, deren Entwurf gerade fertiggestellt wurde, sich bis zur Deckung des Verbrechens der fahrlässigen Tötung erstrecken würde, und zuletzt schlummerte er ein, in seinem Schweiß und während der komplizierten Verdauung seines kurz zuvor verspeisten ausgiebigen Mittagessens. Er schlief ein, indem er vertrauensvoll das Gebet an Jesus Christus wandte, damit er diesen blöden, unsinnigen Streik beenden und diese Schurken, die sich ihn ausgedacht und zustande gebracht hatten, ordentlich bestrafen möge.

„Wo sind wir hingekommen“, schnarchte er, „die öffentliche Ordnung zieht

man nicht hinzu, die Armee mobilisiert man nicht! Ich zahle einen Haufen Geld, ich zahle außer dem, was ich während der Reise verkonsumiere, für einen Platz im Schlafwagen von Mailand nach Neapel, vom Ort der Abfahrt bis zur Ankunft, von hier bis zur Ewigkeit“, und seine Gedanken verloren sich mehr und mehr in der Unwirklichkeit des Moments, „von dieser Hölle bis zum Paradies“. Dann war er vollkommen entschlafen und hatte vergessen, St. Petrus für die notwendige Prüfung die vorgeschriebene beglaubigte Abschrift der Steuererklärung vorzulegen. St. Petrus riet ihm gutmütigerweise, sie zu holen, aber er antwortete dem ewigen Wächter in gütigem Ton, der vielleicht nicht nötig gewesen wäre, daß der Schatzminister dem EG-Parlament bereits bewiesen hatte, wie besonders Italien seinen Verpflichtungen der EG und dem Internationalen Währungsfonds gegenüber nachgekommen war, daß die Inflationsrate sich in Maßen halte und daß die Zahlungsbilanz im Juni ein Haben von über 350 Milliarden ausmache. St. Petrus rief ihm zu: „Gib acht!“ und beförderte ihn mit einem Schlag aus seinem Traum. Aber es war nicht St. Petrus, der da donnerte, sondern jemand, vielleicht der Bahnhofsvorsteher, welcher durch ein Mikrofon „Mitteilung“ ansagte, und die Lautsprecher verstärkten seine Stimme unter dem Vordach derart, daß es vibrierte.

Rechtsanwalt Bonaccorsi sprang auf, alles in allem war er glücklich, sich in kaltem Schweiß gebadet im Backofen des Schlafwagenabteils wiederzufinden, auf den Gleisen des Bahnhofes Frattamaggiore stehend wegen Streiks der Bahnarbeiter in Neapel.

Den Rest seiner Beweisführung mit St. Petrus konnte Rechtsanwalt Bonaccorsi in einem Untertitel der auf seinen Knien aufgeschlagenen Zeitung „Il Mattino“ wiederfinden: „Die Regierung kontrolliert mit Aufmerksamkeit die negativen Auswirkungen des Produktionsrückgangs auf die Beschäftigungslage.“

Aus dem Italienischen: Ursula Amati

(1) Es handelt sich um einen antikommunistischen Roman, veröffentlicht in den fünfziger Jahren, der auf seine Art die Beziehung zwischen Kommunisten und Christen in einem Dorf in Norditalien darstellt. Bekannt ist die Verfilmung mit Fernandel als Don Camillo und Gino Cervi als Peppone. „Baffone“ war Stalin.

Erika Däbritz
Ich bin arm

Zeugenaussage einer Betroffenen vor dem Tribunal gegen Ausländerfeindlichkeit „Wir gehören zusammen“, München, 18. Mai 1984.

Vor dieser Aussage hatte ich Angst, seit ich weiß, ich werde mich öffentlich zu meiner Armut bekennen.

Ich bin 51 Jahre, ohne erlernten Beruf. Außerdem bin ich eine Frau und mache damit mein Sündenregister vollständig. Mit der Unterbrechung von fünf Wochen Arbeit und sieben Monaten Krankheit bin ich 3½ Jahre arbeitslos. Zu Beginn meiner Arbeitslosigkeit erhielt ich wöchentlich 246 Mark Arbeitslosengeld. Jetzt, nach den neuen Gesetzen und Verordnungen, erhalte ich noch 170 Mark Arbeitslosenhilfe wöchentlich. Der Betrag wird zweimal im Monat ausgezahlt. Drei- oder viermal im Jahr gibt es auch drei Auszahlungen im Monat.

Normal aber stehen mir und meinem Sohn – er ist 18 Jahre, im zweiten Lehrjahr und verdient 420 Mark monatlich – 680 Mark pro Monat zur Verfügung. Davon müssen 558 Mark Miete und 43 Mark Strom bezahlt werden. Es bleiben von meiner Arbeitslosenhilfe 79 Mark übrig. Dazu kommen 50 Mark Kindergeld und 96 Mark Wohngeld. Damit habe ich dann wieder 225 Mark und bin für meine Verhältnisse reich. Von den 420 Mark Lehrlingsverdienst gehen 46 Mark Fahrgeld ab, und wir beide haben für den ganzen Monat 599 Mark zur Verfügung.

Davon müssen Kleidung, Schuhe, Essen, Hygieneartikel, Wasch- und Reinigungsmittel, überhaupt alles, was der Mensch so braucht, gekauft werden.

Wenn mein Sohn ausgelernt hat und voll verdient, muß er meinen Unterhalt ganz übernehmen, da er mit seinem Einkommen dann weit über dem Freibetrag, den er für sich persönlich zugesprochen bekommt, liegt.

Ein Jugendlicher, der unter diesen Bedingungen aufwächst – wieviel Freude an seiner Arbeit und an einer Familie kann er denn haben? So ist die „kinder- und familienfreundliche“ Politik der Bonner Parteien wirklich. Um das „ungeborene“ Leben vergießen sie Riesenstränen – das kostet sie ja nichts –, die lebenden Kinder und Jugendlichen aber lassen sie verkommen.

Ich bin weder dumm noch faul. Aber ich bekomme keine Arbeit. Trotz eifrigster Bemühung – mit und ohne Arbeitsamt. Ich muß ehrlich bekennen: Ich verstehe jeden, der unter diesen Bedingungen schwarzarbeitet. Und ich muß auch ehrlich sagen: Ich würde jede nur halbwegs mögliche Arbeit annehmen, auch wenn sie weit unter Tarif bezahlt wäre.

Ich weiß, es ist meine Funktion als Arbeitslose in dieser Gesellschaft, meine Kolleginnen und Kollegen in Schach zu halten. Trotzdem, um wieder arbeiten und Geld verdienen zu können, würde ich vieles tun. Und ich habe Verständnis, wenn andere noch mehr als ich dafür tun würden.

Es ist ein erbärmliches Leben. Ohne Arbeit und auf die sozialen Leistungen dieses Staates angewiesen.

Ich bin mit meinem Sohn bis jetzt weder verhungert, noch hängen uns die Kleider in Fetzen vom Leib, was wohl der Maßstab für Armut ist. Keiner bedenkt dabei,

daß wir die Generation der Monderstbesichtigter sind,
daß wir eine hohe Arbeitsproduktivität haben,
daß wir eigentlich ein reiches Land sind.

Doch unser Geld wird für sinnlose Aufrüstung zum Fenster hinausgeworfen. Vielen Leuten ist es peinlich, wenn ich so offen über meinen Zustand der Armut spreche. So mancher denkt bestimmt: Wenn die anständig verheiratet wäre, ginge es ihr auch besser.

Als ich vor 20 Jahren den Entschluß faßte, auf meinen eigenen Füßen zu stehen, und mich scheiden ließ, ging ich etwa den gleichen Weg, wie ihn ausländische Kollegen mit ihren Familien gehen, wenn sie in die Bundesrepublik zum Arbeiten kommen. Der Weg führte in das gesellschaftliche Abseits. Zuerst drei Jahre in die Obdachlosensiedlung am Hasenberg. Als sich mein erstes Entsetzen gelegt hatte, habe ich dort viel gelernt. Eine der wichtigsten Erfahrungen war: Falle den Leuten mit deiner Armut nie auf die Nerven. Tu immer so, als ginge es dir hervorragend. Vor allem sage nie: Ich habe keine Arbeit. Damit machst du dich sofort verdächtig. Beim Hauswirt, bei den Behörden, bei den Nachbarn und auch bei den Bekannten. Obwohl wir über zwei Millionen Arbeitslose haben, ist das auch heute oft noch so. Im stillen gibt so mancher dem Arbeitslosen selbst die Schuld. Das tun auch Leute, die sonst ganz vernünftige Ansichten haben. Die Angst im Unterbewußtsein, selbst arbeitslos zu werden, zwingt jeden zu den unmöglichsten Verrenkungen. In Wort und Tat. Auch die Ausländerfeindlichkeit hat dort einen Teil ihrer Wurzeln.

Ich kann mit gutem Gewissen sagen: Mein Arbeitsplatz – den ich gern haben möchte – wird von keinem ausländischen Kollegen besetzt gehalten. Und auch von keiner ausländischen Kollegin. Ich bekomme, selbst wenn der Aufschwung noch mehr aufschwingt, keinen Arbeitsplatz mehr. Das sagte mir auch der Berater vom Arbeitsamt. Was er mir nicht sagte, ist: Eine Arbeitskraft, noch dazu eine behinderte, über 50, ist unrentabel. Sie ist ein Risikofaktor für den Profit des Unternehmers.

Da ich so ein unrentabler Risikofaktor bin, bekomme ich auch nie mehr eine Arbeit. Das heißt, für mich ist ein lebenswertes Leben unter diesen Umständen nicht mehr möglich.

Ich werde nie mehr das nötige Geld für einen Urlaub, einen Konzertbesuch, einen Theater- oder Kinobesuch haben. Bücher, eigene Bücher, sind Luxus. Das Geld wird nie mehr ausreichen, meine Garderobe zu ergänzen, Freunde einzuladen, einen neuen Fernseher zu kaufen. Mir wird nicht nur der Kaffee am Morgen und die Wurst am Abend, mir wird vor allem das Leben überhaupt fehlen. Das ganze Leben. Ein Leben, an dem ich als Arbeitsloser nicht mehr teilhaben kann. Freunde holen mich mitunter aus dieser Einöde heraus. Und das geschieht mit so viel Einfühlungsvermögen, daß ich mich immer über diese Ausflüge freue. Es gibt aber auch Bekannte, die sich nicht überlegen, was ein sicher gutgemeintes Angebot, wenn es in der falschen Form gebracht wird, anrichten kann. Etwa: Ich gehe nicht zu einer Veranstaltung, weil ich da was trinken muß und mir das zu teuer ist. Und einer, der es sicher gut meint, sagt: Hab dich doch nicht so, das Bier bezahle ich dir auch noch.

Diese Art ist etwa genauso gedankenlos, als wenn man einem schlecht deutsch sprechenden Nachbarn sagt: Was, du nicht sprechen gut germanie, das sein aber nicht gut.

Weder das ständige Du noch der gebrochen sprechende Deutsche, noch das bezahlte Bier in jeder Lage ist eine Hilfe. Auch Solidarität braucht eine angemessene Form.

Viel schlimmer als wohlmeinende Freunde sind die Behörden. Selbst wenn der Beamte guten Willens ist – was jedoch nicht immer der Fall ist –, die Peinlichkeit ist ungeheuerlich, wenn man keinen Panzer um sich schlingt.

Was sich auf den Ämtern oft abspielt ist eine Demütigung ohnegleichen. Die Würde des Menschen, so hoch gelobt in unserem Land, wird mit Füßen getreten, wenn es um die Praxis geht. Ein Mensch, der von der Arbeit ausgeschlossen ist, kann kein menschenwürdiges Leben führen.

Die Anzahl derer, die zum Schrott unserer Gesellschaft gemacht werden, steigt ständig. Allein in München nahm in wenigen Monaten die Zahl der Obdachlosen um tausend zu und beträgt nun 9000. Das sind 9000 – eine riesige Zahl – Menschen, die von Menschenwürde nichts mehr wissen. In den Notunterkünften steigt der Anteil von ausländischen Familien unverhältnismäßig schnell und hat am Hasenberg an die 30 Prozent erreicht.

Alle, die in dieser Gesellschaft nicht mithalten können und ausgeschieden werden, sind als Außenseiter abgestempelt.

Das trifft Deutsche wie Ausländer. Das Kapital macht keinen Unterschied zwischen den Nationalitäten, sondern nur nach der Verwertbarkeit des Menschenmaterials. Uns Außenseitern bleiben nur zwei Möglichkeiten: als menschliche Wesen untergehen oder kämpfen.

Briefe an die Redaktion und ein Brief Tomas Kostas an den Buchhandel

Zu den letzten beiden *kürbiskern*-Heften (2 und 3/84), die sich mit den ideologischen und politischen Konflikten unter Schriftstellern und Mitgliedern des VS in der IG Druck und Papier befaßten, erreichte uns eine Reihe von Zuschriften. Leider können wir nur einige Auszüge abdrucken, die uns zu charakterisieren scheinen, was die Verantwortung der Intelligenz in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen betrifft.

Wenn wir dies mit einem Hinweis auf den jüngsten Akt des *Tomas Kosta*, Chef des gewerkschaftseigenen Bund-Verlags, verbinden, so auch deshalb, weil diesem offenbar wenig einfällt, womit er die Gewerkschaften in ihrem bisher härtesten Arbeitskampf der Nachkriegsgeschichte unterstützen könnte. Es scheint ihm überhaupt nicht daran gelegen zu sein, die katastrophalen Konsequenzen seines Antikommunismus zu bedenken. Jedenfalls forciert er für den Herbst eine neue „Enthüllung“ mit einem „brisanten Report direkt aus der Machtzentrale der DDR“, darunter „welche Indizien darauf hindeuten, daß die Führungsschicht mit dem Gedanken eines nuklearen Präventivkrieges spielt“. Angeboten wird das neueste Machwerk aus Kostas Management mit einem Rundbrief an alle Buchhandlungen, worin dann schon nicht mehr von „Enthüllung“, sondern von Profit und Geschäft die Rede ist.

Prof. Franz Loeser
Die unglaubliche Gesellschaft
Quo vadis, DDR?
Gebunden. 24,00 DM
Erstverkaufstag 27. 8. 1984

Risikoloser Mehr-Umsatz für Sie.

Liebe Kolleginnen und Kollegen im Sortiment, zum Inhalt dieses einmaligen DDR-Reports darf ich Ihnen jetzt leider noch nichts sagen.

Auf die *politische Brisanz* können Sie sich jedoch hundertprozentig verlassen. Spontane Nachfrage *ist Ihnen garantiert*. Sichern Sie sich schon heute Ihren Anteil an der Erst-Auslieferung.

Ihre Konditionen wenn Sie sofort antworten: 40% Rabatt, Partie 11/10, Reizpartie 23/20, 60 Tage und volles *Rückgaberecht bis 31. 12. 1984*.

Jetzt versehen Sie Ihre Antwortkarte nur noch mit der gewünschten Stückzahl und geben die Karte gleich zur Post.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr Partner Bund-Verlag

Tomas Kosta

Peter O. Chotjewitz

Lieber Kürbiskern,

vorhin habe ich Eure Berichte über den VS-Kongreß gelesen und da Ihr mich in Eurer Dokumentation erwähnt, will ich eben ein paar Worte ins Unreine tippen.

Ich will nicht sagen „unpolitisch“, denn ein Politikum ist es auch, wie man in einer Gewerkschaft oder gewerkschaftlichen Berufsgruppe miteinander umspringt, aber nicht in dem Sinne politisch war meine Entscheidung, von Bleuel mich zu distanzieren und ihm „Unglück“ zu wünschen, wie Ihr den Kongreß politisch definiert.

Das war überhaupt nicht das Politische oder gar Historische dieses Kongresses, was zum Beispiel im *Kürbiskern*-Gespräch dafür gehalten wird, und was, nach ihren Redebeiträgen, Buch, Grass und andere dafür gehalten haben, und in diesem Sinne war ich eigentlich schon einige Zeit lang (praktisch schon das ganze letzte Jahr meiner Amtszeit als stellvertretender Bundesvorsitzender) nicht mehr Partei. Zwar auch kein Versöhnler, denn das wäre ja einer, der Unversöhnliches ohne Sinn und Zweck in einen Topf werfen möchte, sondern eher ein Trauerkloß, den die halsstarrigen Scheingefechte, die aufgeplusterte Rechthaberei, immer trauriger machten und der doch bis zum letzten Augenblick nicht wahrhaben wollte, daß die Scheiße im Kopf wirklich beiden Parteien aus den Ohren lief. Deshalb hat auf dem Kongreß auch keiner mehr dem anderen zugehört. Sie hatten (fast) alle dichtgemacht – eben, weils sonst gespritzt und gestunken hätte.

Es war ja nicht so, daß nur die eine Fraktion schon lange auf stur geschaltet hatte – die nämlich, die Ihr mit den Namen Buch, Grass, Schwenger umschreibt. Die gleiche Intransigenz herrschte bei unserem vormaligen Vorsitzenden seit dem Herbst 1982 und eben auch, wie das Wahlergebnis zeigt (Ihr erwähnt es: 19:18:11) bei einem guten Teil der Delegierten.

Es ist richtig: Drewitz hat keine Mehrheit erhalten, weil sie (wie ich) versucht hat, die im VS von zwei Seiten provozierte Blockbildung aufzuheben, weil sie historisch und politisch lächerlich ist. Zu Bleuel nur soviel: Hätte er seine Kandidatur angemeldet, als sich die VS-Landesvorsitzenden und der Bundesvorstand in gemeinsamer Sitzung, als sich die Mitgliederversammlung u. a. von Bayern und Hessen, als sich die VS-Frauengruppe und viele einzelne Mitglieder dafür aussprachen, die Kandidatur von Drewitz zu unterstützen (ja selbst, als der amtierende Vorsitzende in einem Gespräch mit der *Münchener AZ* im Beisein Bleuels bestätigte, Drewitz sei die designierte Nachfolgerin, wäre noch Zeit gewesen) – hätte er da seine Kandidatur angemeldet, so hätte ich sein Verhalten akzeptiert...

PS: Ja, nehmt es ruhig in dieser Doppeldeutigkeit: Wo sich die Lächerlichen ernst nehmen und wo sie derart für ernst genommen werden, wie derzeit im VS, können die Ernsten sich nur noch lächerlich machen.

Jörn Laue

...Vielen Dank für die breite Information über die VS-Klamotte. Nach der Durchlese auch der letzten Nummer kann ich zu Bölls „Ende der Bescheidenheit“ nur sagen: Un-Bescheidenheit ist nicht nur ein schreckliches Wort, es ist vor allem ein Ausdruck von Ignoranz und Überheblichkeit...

Im Zweifelsfall also lieber rückwärts, wenn „Wahrheiten“ nicht in den per-

sönlichen Wahrheitsbedarf passen. Wie sonst wäre erklärbar, daß alle wahrheitsgemäßen Schilderungen über den Verlauf des VS-Streites nicht beachtet wurden?...

Im Grunde hat der Streit auch etwas Positives. Mir bestätigt es, daß es eben nicht die Schriftsteller sind, die die vorwärtstreibende Kraft in einer Gesellschaft sind. Ihre Berufsgruppe in der Gesamtheit trägt genauso wie die anderen an den Systemzwängen. Einige erkennen es, wehren sich durch aktive Mitarbeit in der Gewerkschaft, andere halten an der Idee der Kraft des Einzelgängers fest und beschimpfen bei Mißerfolgen die anderen. Dürfte es dann wohl doch an der Arbeiterbewegung sein, moralische Instanz und Hauptkraft gegen Reaktion und Raketenwahn zu sein. Und weil sie da noch jede Menge aufzuholen hat, gibt es eben noch jede Menge Autoren, die sich lieber vom „Zeit-Feuilleton überzeugen lassen.

Und so mag ich nichtmal Knallköpfe denken. Auf diese Möglichkeit der Verwirrung unter den Literaten hat ja schon die Clara Zetkin hingewiesen.“

Roland Schnell

Die Veröffentlichung der Redebeiträge der VS-Bundesdelegiertenkonferenz war eine richtige Entscheidung. Sie hat mir gezeigt, welches Niveau die Auseinandersetzung der Geistesschaffenden erreicht hat. Biertischniveau wäre eine Beleidigung für Biertische. Ich kenne solche Diskussionen unter Jusos, Trotzki, Maoisten und DKPlern, und habe selbst engagiert teilgenommen. Aber am Biertisch waren wir untereinander ehrlicher, nur in öffentlichen Diskussionen benahmen wir uns genauso rechthaberisch, wie beide Fraktionen bei dieser Konferenz...

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß ständiges Betonen angeblich wichtiger, aber wenig umstrittener Diskussionspunkte, nur dazu provoziert, nun aus Trotz auch diese in Frage zu stellen – damit fängt das totale Chaos an.

Der VS ist nicht der erste Verband, der auf diese Weise zerstört, zumindest nachhaltig behindert wurde. In der Friedensbewegung ist genau dieselbe Situation, hier ist es der Minimalkonsens, die Beschränkung auf US-Atomwaffen...

Der Abdruck aller Beiträge im *kürbiskern*, der mich überrascht hat, als ich beim Durchblättern des Heftes einige ungewöhnliche Sätze las, war richtig... Mir ist es lieber, über gewisse Schwachpunkte aus eigenen Publikationen zu erfahren, als aus *taz* und *FAZ*.

Nikola D. Jakobik

... Woher dieser Haß? Woher diese plötzliche Kreuzzugsstimmung, nur zu wohl bekannt von westdeutschen Politikern, aber (noch) nicht von westdeutschen Schriftstellern? Gerade von meinem räumlichen Abstand zu den westdeutschen Zuständen her, und da ich ähnliche Symptome auch im schwedischen Kulturleben beobachte, kann ich nur sagen: es ist der Wind von Reagans Politik der Kriegsvorbereitung und der in Westeuropa versuchten Politik der Gleichschaltung der öffentlichen Meinung, in dessen Schatten sich diese Kollegen bewegen, ganz egal, wie sie subjektiv ihre eigene Rolle empfinden. Dies hat mich betroffen gemacht, aber schließlich nicht allzu gewundert – Intellektuelle, bürgerliche zumal, und ganz besonders die deutschen,

waren schon immer hellhörig gegenüber den Ansprüchen der Macht – wenn sie von rechts kamen. Die letzten 150 Jahre unserer Geschichte sind voll von solchen Beispielen, und so könnte man mit einem Achselzucken weitergehen, wenn es heute nicht – letzten Endes – dabei um die Frage Krieg oder Frieden, Leben oder Tod der Menschheit ginge; und da genau hört der Spaß auf. Daher also meine Betroffenheit, die geblieben ist und die mich zu dieser Reaktion veranlaßt hat. Wahrhaftigkeit – und die ist für mich ein ästhetisches Kriterium – kann ein Schriftsteller nur erlangen, indem er den Zuständen im eigenen Land auf den Grund geht: die „Solidarität mit den Verfolgten“ in anderen Ländern, zumal den sozialistischen, bleibt unglaublich und wird verdächtig, wenn sie im eigenen Land mit ihrer Abwesenheit glänzt. Als Schreiber und Metallarbeiter gedenke ich lieber der -zig Millionen Arbeitslosen, deren vom Wahnsinn der Herrschenden offenbar zugedachtes Schicksal es ist, in einem neuen Krieg verheizt zu werden, wenn es uns nicht gelingt eine Friedenswende herbeizuführen; und ich gedenke der Millionen Arbeitenden, die, gepeitscht von eben jener Geißel der Arbeitslosigkeit, bald seelisch dafür reif gemacht sind, jede, auch die billigste Propagandalüge zu schlucken. Wer von unseren Herren Schriftstellern würde denn einmal diesem höchst interessanten – und wichtigen – sozialpsychologischen Zusammenhang nachgehen, diesen Mechanismus aufdecken? Wie werden denn Kriege gemacht? Ach ja, ich verstehe: dies ist ja nicht der augenblickliche „Trend“, ich bin ein Modemuffel der Literatur: Mystik ist gefragt, Nabelschau oder Anklagen ans „gegnerische“ Lager. Wie bekannt einem dies alles vorkommt... Dazu möchte ich nur sagen: Wie lange werden wir noch nach den Kriegstreibern fragen können, nach ihren Namen und Adressen, und denen ihrer seelischen Opfer?

In diesem kleinen Land, in dem ich lebe (8 Mill. Einwohner), gibt es selbst in absoluten Ziffern mehr Kommunisten als in Westdeutschland. Das Unglück der westdeutschen Zustände liegt nicht daran, daß es dort zuviel, sondern daß es zu wenig Kommunisten gibt. Auch unter den Schriftstellern. Ich sage dies nicht, weil ich selber einer bin (ich bin nämlich keiner), sondern ich sage dies aus Solidarität mit einer Arbeiterbewegung, die schon immer, gemeinsam und mit allen Menschen guten Willens für den Frieden gekämpft hat, einer Bewegung, der ich physisch angehöre und auch als Schreibender. Wir alle, Kommunisten oder nicht, Arbeiter oder nicht, leben in der bürgerlichen Gesellschaft in einer Todeskultur, einer Kultur zum Tode; und vor der Geschichte ist es noch lange nicht bewiesen, daß der Sozialismus – auch der „real existierende“ – von dieser Lebensfeindlichkeit ist – aus meinen vielfältigen, oft widersprüchlichen, aber genauen Beobachtungen schließe ich eher das Gegenteil.“...

Monika Höhn

Die Luft, die wir atmen

Aufzeichnungen einer Pfarrfrau
aus dem Ruhrgebiet
(224 Seiten, mehrere Abb., brosch., DM
12,-)



„Eine Pfarrfrau erzählt – und der Leser sei gewarnt. Denn er bekommt nicht den Stimmungsbericht einer pfarrhäuslichen Idylle. Acht Jahre Gemeindegarbeit an der Seite ihres Mannes Micha in Duisburg-Bruckhausen hat Monika Höhn in einem beklemmenden Bericht zusammengefaßt. Pfarrhausalltag, in dem Gott fern scheint und die Thyssenhütte so nah, so erstickend spürbar – bis in die Lungen des Säuglings Sarah. ‚Frau Pastor‘ räumt auf mit gängigen Klischees vom geruhsamen, geordneten Pfarrleben. Nicht die Glocken rufen den Pfarrer und seine Frau, sondern das Pochen Hilfesuchender an der Haustür. – Eine Pfarrfrau zieht Bilanz, ehrlich, schonungslos – und mit großem Mut.“

stern, Hamburg

„Das Buch ist spannend. Die Verfasserin kann erzählen, berichten, darstellen. Hier erlebt man wirklich eine Pfarrfrau. Wer das Buch liest, wird die 12,- DM nicht bereuen...“

Der Weg, Düsseldorf

„Dieses Buch habe ich in einem Zug durchgelesen, denn es ist, finde ich, ungemein spannend, wenn auch manchmal beklemmend. Eine Pfarrfrau berichtet von acht Jahren in Bruckhausen, einer Arbeitergemeinde in Duisburg. Die Pfarrfrau berichtet von der alltäglichen und der sonntäglichen Arbeit. Von den Konflikten mit der Geschäftsführung der Thyssenhütte, von ‚brüderlichen Gesprächen‘ mit der Kirchenleitung, vor allem aber von den Menschen in ihrer Gemeinde. – Ein sehr persönliches Buch, wie könnte es anders sein. Keine objektive Chronik, aber damit wäre uns auch weniger geholfen. Für alle, die Hoffnung auf Veränderung illusionslos brauchen, ein notwendiger Bericht.“

Henning Schröer in der evangelische erzieher

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH

**Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei:
Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach
1928, 4000 Düsseldorf 1**

Sensationell!

Immer aktuelle Themen:
Partnerwahl und Schwangerschaft



Christopher Markert
Der maßgeschneiderte Partner
ca. 136 Seiten, 10 Abb.
ISBN 3-922594-22-0
DM 14,80

Chi-uh
Yoga für werdende Mütter
80 S., 35 Abb.,
ISBN 3-922594-45-x
DM 14,80
2. Auflage



Immo Jalass
Bewußtseinsweiterung und Selbsttrepation
100 Seiten, Abb.
ISBN 3-922594-35-2
DM 14,80



MacManiman
Natürliche Konser-vierung
120 Seiten, illustriert,
2. verb. Auflage,
ISBN 3-922594-01-8
DM 15,80
3. Auflage



Romana Jirasek
Der Schlüssel zur gesunden Küche
80 Seiten, DIN A5,
vegetarisches Kochbuch,
ISBN 3-922594-00-x
DM 8,60

CARUSSELL VERLAG

Auslieferung:
CARUSSELL Verlag
8411 Michelsneukirchen
Straubingerstr. 20
Tel.: 09467/274

Österreich:
Alois Huemer
5023 Salzburg
Hannakstr. 1
Tel.: 06222/78127

Unser erfolgreicher Beitrag zur gesunden Ernährung:

ARGUMENT-VERLAG



FEMINISTISCHE LITERATUR-WISSENSCHAFT

Stephan/Weigel (Hrsg.)
Feministische Literaturwissenschaft

Historische Forschungen zur Literatur
des 18., 19. und 20. Jahrhunderts;
Beiträge zu einer »Kulturgeschichte
des Weiblichen«.

Argument-Sonderband AS 120, 1984
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)

Erfahrung und Ideologie

Studien zur massenhaft
verbreiteten Literatur

Literatur im historischen Prozeß 7
Argument-Sonderband AS 101, 1983
17,60/f.Stud.14,60 DM (Abo: 14,60/12,60)



ERFAHRUNG UND IDEOLOGIE

ARGUMENT
STUDIENHEFT
SH 60



Klaus Jochem
Widerstand und Ästhetik
bei Peter Weiss

Zur Kunstkonzeption und Geschichts-
darstellung in der »Ästhetik des Wider-
stands«

Argument-Studienheft SH 60, DM 9,80

Literatur in Bewegung

Karen Ruoff: Rückblick auf die Wende
zur Neuen Subjektivität

Karl-Heinz Götz: Bombenstimmung.
Zu Sloterdijk

Evelyn Keitel: Frauen/Texte/Theorie
und Beiträge von Bogdal, Borneman,
Jäger, Wulf u.a.

12,80/f.Stud. 9,80 DM (Abo: 10,60/8,30)



ARGUMENT-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65, Tel. 030/4619061

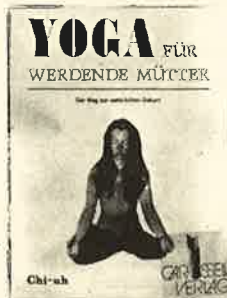
Sensationell!

Immer aktuelle Themen:
Partnerwahl und Schwangerschaft



Christopher Markert
Der maßgeschneiderte Partner
ca. 136 Seiten, 10 Abb.
ISBN 3-922594-22-0
DM 14.80

Chi-uh
Yoga für werdende Mütter
80 S., 35 Abb.,
ISBN 3-922594-45-x
DM 14.80
2. Auflage



Immo Jalass
Bewußtseinserweiterung und Selbstreparation
100 Seiten, Abb.
ISBN 3-922594-35-2
DM 14.80



Unser erfolgreicher Beitrag zur gesunden Ernährung:



MacManiman
Natürliche Konservierung
120 Seiten, illustriert,
2. verb. Auflage,
ISBN 3-922594-01-8
DM 15.80

3. Auflage



Romana Jirasek
Der Schlüssel zur gesunden Küche
80 Seiten, DIN A5,
vegetarisches Kochbuch,
ISBN 3-922594-00-x
DM 8.60

**CARUSSELL
VERLAG**

Auslieferung:
CARUSSELL Verlag
8411 Michelsneukirchen
Straubingerstr. 20
Tel.: 09467/274

Österreich:
Alois Huemer
5023 Salzburg
Hannakstr. 1
Tel.: 06222/78127



Friedrich Hitzer
Vom Baumsterben der Menschen
oder: Die Gewerkschaften
müssen ihren Weg neu be-
schreiben
 Mit Zeichnungen von Guido
 Zingerl
 (200 S., brosch., DM 12,-)

Alle reden vom Baumsterben, das Sterben der Bäume ist aber eine Warnung an alle Menschen, daß dieses Sterben mit ihnen selber unmittelbar etwas zu tun hat.

● In Friedrich Hitzers Geschichte werden symbolische Parallelen vom Leben der Bäume und vom Leben der Menschen aufgezeigt.

● Dokumentation und Collage: Reichhaltiges Material über Schriftsteller in der Friedens- und Arbeiterbewegung erhält Hintergrund und Bedeutung der Kampagnen gegen den Verband deutscher Schriftsteller (VS).

● In einem breit angelegten Gespräch unterhält sich Friedrich Hitzer mit Leonhard Mahlein über die Zukunft der Gewerkschaften.

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei:
Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach 1928, 4000 Düsseldorf 1

Anmerkungen

- d'Adamo Vito, sh. *kürbiskern* 1/83 und 4/83.
 Baumann Angela, geb. 1944, lebt in Nürnberg. Veröffentlichungen: „Vision“ (Kurzgeschichten, 1978); „Steinwürfe aus dem Glashaas“ (Gedichte); Aphorismen für mehrere Fotobände und Kalender; Beiträge in Anthologien und Literaturzeitschriften; Hörbilder für Bayerischen Rundfunk.
 Bierichler Sepp, sh. *kürbiskern* 4/82 und 1/84. Die Hommage à O. M. Graf trug B. am 22. Juli 1984 bei der Geburtstagsveranstaltung in Aufkirchen (Obb.) vor.
 Bogdan Britta, lebt in Dortmund, besucht die MTA-Schule und begann vor vier Jahren, Gedichte zu schreiben.
 Bolaender Gerhard, sh. *kürbiskern* 3/84.
 Bollenbeck Georg, sh. *kürbiskern* 1/80.
 Bussmann Rudolf, geb. 1947, Lehrer in Basel. Studien der Germanistik und Romanistik in Basel und Paris. Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften. Mitherausgeber der Schweizer Literaturzeitschrift „drehpunkt“.
 Cramer Sibylle, geb. 1941, lebt in Westberlin. Literaturkritikerin.
 Däbritz Erika, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 73 „Nebenan wohnen Leute“.
 Dede Klaus, geb. 1935, lebt in Oldenburg. In seinen regionalen Sachbüchern und seinem Roman „Der Deichgraf“ setzt er sich mit dem Bürgertum seiner oldenburgischen Heimat auseinander.
 Durand Pierre, lebt in Paris. Doktor der Rechte und Staatswiss.; Journalist und Historiker. Widerstandskämpfer gegen den Faschismus, Deportierter. Präsident des Intern. Komitees Buchenwald-Dora. Autor mehrerer Bücher zur Geschichte der Deportation. Mitglied einer intern. Kommission über die Probleme der Verwendung der Presse im Unterricht.
 Dürrson Werner, geb. 1932, lebt als Freischaffender in Oberschwaben und Südf Frankreich. Studium der Musik und der Literaturwissenschaft. Neuere Veröffentlichungen: „mitgegangen mitgehangen“ (Gedichte, 2. Auflage 1982); „Stehend bewegt“ (ein Poem, 1982); „Der Luftkünstler“ (Dreizehn Stolpergeschichten, 1983). Übersetzungen aus dem Französischen, zuletzt „Eckpfosten“ und „Momente“ von Henri Michaux. Die Gedichte sind dem Zyklus „Das Kattenhorner Schweigen“ entnommen (Drumlin-Verlag, Weingarten). Mehrere Literaturpreise.
 Ehlers Kai, 39 Jahre alt, lebt in Hamburg. Journalistin. Mitglied im „Lit“, Hamburg. Texte in „Heilig Abend zusammen – ein garstiges Allerlei“ (Herausg. Uwe Wandrey, Rowohlt, 1982).
 Elsner Gisela, sh. *kürbiskern* 2/83 und 1/84.
 Gahse Zsuzsanna, sh. *kürbiskern* 1/82. Veröffentlichungen: „Zero“ (Prosa, List-Verlag, München 1983); „Berganza“ (Erzählung, List-Verlag, München 1984); Aspekte-Literaturpreis (zusammen mit Beat Sterchi).
 Grundmann Siegfried, sh. *kürbiskern* 2/82 und 2/84 sowie *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 73 „Nebenan wohnen Leute“.
 Hesse Reinhard, Dr. phil., lehrt Philosophie an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg. Publikationen auf den Gebieten Philosophie und Wissenschaftstheorie, Kulturkritik, Rüstung und Sicherheitspolitik; Gastdozenturen an ausländischen Universitäten.
 Hodjak Franz, geb. 1944 in Hermannstadt/Sibiu. Abitur, Militärdienst, Hilfsarbeiter. Studium der Germanistik. Lebt als Verlagslektor in Klausenburg/Cluj-Napoca. Lyrik, Prosa, Literaturkritik, Übersetzungen. Letzte Buchveröffentlichung: „Flüder im Ohr“, Gedichte 1983.
 Hoffeld Joachim, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.
 Jung Werner, sh. *kürbiskern* 3/83.
 Kittner Dietrich, sh. *Kleine Arbeiterbibliothek*, Band 60 „... und ruhig fließet der Rhein“.
 Krack Karlheinz, Jahrgang 1952. Aufgewachsen auf dem Lande, mit einer ambivalenten Großstadtliebe: Berlin, London, Bogotá, Barcelona. Abitur. Studium: Germanistik, Geschichte, Psychologie. Tätigkeit als Therapeut. 1983 Reise nach Mittel- und Südamerika; arbeitet z.Z. an einem Reisebericht. Veröffentlichung verschiedener Kurzgeschichten und Reportagen.
 Kuss Fitzgerald, geb. 1944 in Nürnberg, lebt dort als freier Schriftsteller. Buchveröffentl.: Drei Gedichtbände mit fränkischer Mundartlyrik; letzte Veröffentlichung: „seid mei uhr nachm mond gähnd“ (Verlag Klaus Ge. Renner, München). Schreibt Volksstücke, Jugendstücke, Hörspiele, fürs Fernsehen. Förderpreis für Literatur der Stadt Nürnberg; Hans-Sachs-Preis, Gerhart-Hauptmann-Stipendium der Freien Volksbühne e.V. Berlin, Wolfram-von-Eschenbach-Preis des Bezirks Mittelfranken.
 Macht Siegfried, sh. *kürbiskern* 2/83 und 3/84.
 Menzler Eckart, geb. 1953 in Bad Hersfeld/Hessen, lebt in Wiesbaden und arbeitet als Setzer.
 Ney Robert, geb. 1951 in Eutin/Holstein. Freier Schriftsteller und Übersetzer. Seit 1974 Mitglied im VS in der IG Druck und Papier. Mitbegründer der Arbeitsgemeinschaft Alternativer Verlage und Autoren (AGAV e.V.) und Mitorganisator von 7 Gegenbuchmessen in Frankfurt und der Mainzer Mini-Pressen-Messe 1976. Im Vorstand des Türkisch-Deutschen Solidaritätsvereins Hamburg. Letzte Veröffentlichung: „einer geworden / Ausländer schreiben vom Leben bei uns“ (Rowohlt-rotfuchs-Reihe, 1984). Um schreiben zu können, Jobs als Drucker, Korrektor, Lektor, Gemüsepacker, Koch, freier Mitarbeiter beim Rundfunk, Kritiker, Grafiker.
 Sharon Elka S. (Pseud.), 21 Jahre, Studentin der Theologie. Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften.
 Scheller Wolf, sh. *kürbiskern* 2/82.
 Scherf, Dagmar, sh. *kürbiskern* 2/84.
 Schnetz Wolf Peter, sh. *kürbiskern-Zeit-Gedichte* 1983.
 Taefler Karl, sh. *kürbiskern* 1/84.
 Troppmann Artur, sh. Reihe *Zeit-Gedichte* 5-1978; in der Reihe *Kleine Arbeiterbibliothek*: „Die Leute aus dem 30er Haus“, „Besichtigung“ und „Brühans-Gäste“. Artur Troppmann stellte 20 Postkarten mit ARBEITERPOESIE zusammen (1. Serie, Gedichte, die ein Jahr besprechen. Bei ihm zu beziehen: 8000 München 19, Nibelungenstr. 7).
 Wollersheim Bert, geb. 1947 in Düren/Rheinland, arbeitet in Ostfriesland. Veröffentlichungen überwiegend in der Gewerkschaftspresse sowie in „Laufmaschinen“ (Carussell Verlag, München 1980); „Das Ziel sieht anders aus“ (Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, Fischer Verlag, Frankfurt 1982).
 Wurl Peter, geb. 1946 in Tachau/CSSR; wurde ausgesiedelt und landete in Hessen. 1955 nach Bayern, lebt in Bichl/Obb., Maschinenschlosserlehre. 1978 mit dem Schreiben begonnen. Veröffentlichung in „Laufmaschinen“.

Die Universität Gesamtschule Siegen führt vom 8. 2. bis 9. 2. 1985 ein Hans-Henny-Jahn-Kolloquium durch. Näheres bei Dietrich Molitor, Universität Gesamtschule Siegen, Fachbereich 3, Postfach 101240, 5900 Siegen.

Vom 22. bis 24. März 1985 findet zum vierten Mal in Darmstadt der deutschsprachige Lyrik-Wettbewerb „Literarischer März“ statt. Die Stadt Darmstadt hat den Leonce-und-Lena-Preis in Höhe von 12000 DM und zwei Stipendien von je 6000 DM ausgeschrieben. Bewerbungen und Empfehlungen von Autoren an Lektorat „Literarischer März“, Neues Rathaus, Luisenplatz 5, 6100 Darmstadt.

Am 15. Oktober beginnen sechs Rundfunkanstalten (HR, SR, RB, SDR, SWF, WDR) mit einem Funkkolleg („Kunst – sehen und verstehen“ (Anmeldeschluß 2. Oktober 1984). Informationen bei Zentralbüro Funkkolleg, Robert-Mayer-Str. 20, 6000 Frankfurt 90.

Die SPD, Landesverband Berlin, Kreis Charlottenburg, vergibt zum siebenten Mal DAS ROTE TUCH, Jugendmedienpreis der SPD Charlottenburg. Es werden Werke ausgezeichnet, in denen der deutsche Faschismus kritisch dargestellt, demokratisches Denken und Handeln in der jungen Generation gefördert und zur Immunisierung der Jugend gegen antidemokratische Tendenzen beigetragen wird. Die Vorschläge müssen bis 30. September 1984 bei der Jury eingehen: Geschäftsstelle der SPD, Zimmer 230, Otto-Suhr-Allee 100, 1000 Berlin 10.

Die Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika e.V. veranstaltet eine Tagung „Muttersprache und Sensibilität“ vom 28. bis 30. November 1984. Zentralbibliothek, Josef-Haubrich-Str. 1 in Köln. Tagungsbeitrag DM 60,-. Interessenten wenden sich an Herrn Günter Simon, Postfach 2404, 6000 Frankfurt 1.

Copyright KÜRBISKERN. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden; Rücksendung nur, wenn Rückporto beiliegt.

KÜRBISKERN – Literatur, Kritik, Klassenkampf – wird herausgegeben von Friedrich Hitzer, Klaus Konjetzky, Oskar Neumann, Hannes Stütz. Redaktion: Friedrich Hitzer (verantwortlich), Klaus Konjetzky, Oskar Neumann. Redaktionsanschrift: Hohenzollernstraße 146/Rgb., 8000 München 40. Verantwortlich für Anzeigen: Otto Schmidl, Anschrift wie Redaktion.

Verlag: Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, Xantener Straße 7, Postfach 920, 4040 Neuss.

Gesamtherstellung: Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH, 4040 Neuss.

Die Zeitschrift KÜRBISKERN erscheint vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember).

Einzelheft DM 8,50, Jahresabonnement DM 32,- inkl. MwSt. + Porto. Studentenabonnement DM 27,-.

Kündigung bis spätestens 31. Oktober. Nicht gekündigtes Abonnement verlängert sich um ein weiteres Jahr.

Postscheckkonto: PSchA Essen, Kto.-Nr. 373669-431 (BLZ 360 100 43).

Bestellungen über den Buchhandel oder direkt beim Verlag.

ISSN 0023-5016.

neu bei damnitz

Zum 175. Jahrestag
des Tiroler Aufstands 1809

Herward Beschorner

Die Angeführten

Mit einer Einführung von Ingeborg Drewitz
(208 Seiten, broschiert, DM 12,-)



„... Beschorner zeigt die Opfer, zeigt die Folgen dieses Aufstands, das Sterben der jungen Bauern, das wilde Gemetzel in der Sachsenklemme, die Zurückhaltung, ja den Widerwillen der städtischen, der Innsbrucker Bevölkerung, die wachsende Not. Ein Aufstand für wen und wofür? ... Beschorner schreibt einfach und zupackend und mit der Freude an der Ausdauer und Kraft der jungen Bauern, die ihn dann auch ihre Trauer, ihre Enttäuschung, ihren ohnmächtigen Zorn miterleben läßt. Geschichte, wie sie nicht in Geschichtsbüchern steht, wie sie aber erlitten wird ...“

Ingeborg Drewitz, Berlin

„Herward Beschorner hat keine Geschichte des Jahres 1809 in Tirol geschrieben. Er nennt seine Arbeit ‚Roman‘. Und dennoch ist diese Arbeit Geschichte – sie spiegelt Geschichte, analysiert Geschichte, bewertet Geschichte. Und sie ist eine Gegengeschichte: Bestimmten herrschenden Auffassungen wird heftig widersprochen ... Die Arbeit Beschorners ist ein Stück Aufklärung durch literarische Provokation.“

Prof. Anton Pelinka, Innsbruck

„Beschorners Anliegen ist ein ehrliches, zutiefst menschliches, von dem jede Seite dieses Romans belebt wird und Zeugnis ablegt.“

Die Südtiroler Illustrierte, Bozen

„Im allgemeinen Heldenspektakel und der Gedenkstimmung zwecks geistiger Generalüberholung des Tirolertums gibt's auch einige leise Dissidenten, die die damaligen Ereignisse um Andreas Hofer anders sehen und erzählen als die offiziellen Geschichtsdarsteller ... Beschorners Roman soll als abweichende Darstellung in der Heldenseligkeit dieses Jahres nicht unbeachtet bleiben.“

alternative, Bozen

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co Druck und Verlag GmbH
Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei
Brücken-Verlag GmbH, Auslieferung Damnitz, Postfach 1928,
4000 Düsseldorf 1

Damnitz Verlag im Verlag Plambeck & Co
Druck und Verlag GmbH
Xantener Straße 7
4040 Neuss 13
Postvertriebsstück / Gebühr bezahlt

2006875 DL 84.004 4269 215
SCHUH JÜRGEN

HARDTSTE. 119

5600 WUPPERTAL 2

F 2484 F

*Angela Baumann, Britta Bogdan, Rudolf Bussmann, Gerhard Bolaender,
Vito d'Adamo, Erika Däbritz, Werner Dürrson, Kai Ehlers,
Zsuzsanna Gahse, Siegfried Grundmann, Franz Hodjak, Joachim Hoßfeld,
Dietrich Kittner, Karlheinz Krack, Fitzgerald Kusz, Eckart Menzler,
Norbert Ney, Elka S. Sharon, Dagmar Scherf, Wolf Peter Schnetz,
Karl Taeßler, Artur Troppmann, Bert Wollersheim, Peter Würfl*

Reinhard Hesse: In der Logik des modernen Todes

Klaus Dede: Bürgertum zwischen den Mahlsteinen

Gisela Elsner: Die Beseitigung der Probleme der Menschheit...

Sergej Michalkow: Rede in Kiel

Wolf Scheller: „Das graue Frankreich“

Pierre Durand: Frankreich, der Antikommunismus, die Besatzung...

Georg Bollenbeck: Gespenstische Gegenständlichkeit

Sibylle Cramer: Legende von der in der Kunst sitzenden Hoffnung

Werner Jung: Zu Wellershoffs „Der Sieger nimmt alles“

Sepp Bierbichler: Hommage à Oskar Maria Graf

WENN PILLEN ALLEIN NICHT HELFEN –

Jürgen-Peter Stössel im Gespräch mit **Klaus Konjetzky**

EMIGRANTEN – DISSIDENTEN? Ein streitbarer Briefwechsel

Solidarität für den Streik '84